Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Mexikanische Novellen.

Mexikanische Novellen.

Von

H. Keller-Jordan.

Tübingen.

Verlag der Osiander'schen Buchhandlung.

1883.

Buchdruckerei von Carl Hammer in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Geopfert	1
Ein Cavallero	105
Dolores	225

Geopfert.

Was that ich Dir, daß Du mich schufst?
Deborah, (Mosenthal).

Ein weiter, blauer Himmel dehnte sich über das unvergleichlich schöne Thal von Mejico. Die Sonne war nahe am Versinken und ergoß ihre noch immer glühenden Strahlen über dem ewigen Schnee der beiden Riesenberge Popocatapetl und Istazihuatl. Vom Meere herüber wehte ein erfrischender Abendwind, welcher die Luft, die am Tage erbarmungslos auf die unermeßlichen Aloe- und Maisfelder gebrannt, erquickend kühlte.

Das mochte wohl auch der junge Mann empfinden, der in raschem Trab die Straße von Mejico nach Tocubaya hinauf ritt und jetzt, als er oben angekommen war, dem Pferde die Zügel ließ, seinen Hut lüftete und mit ungeheuchelter Bewunderung seine Blicke über die Cordilleren und das wundervolle Thal schweifen ließ.

So weit er auch zurückdenken mochte in seiner Erinnerung, er kannte kein ergreifenderes Bild! Vor ihm lag, schon im tiefen Schatten, der Park von Chapultepec und die Riesenkronen der tausendjährigen Ahuhuntusbäume lehnten sich wie verkörperte Sagen an die verwitterte Mauer des alten Schlosses.

Unten im weiten Thal, lag still und einsam die

Stadt und streckte ihre hundert und aber hundert Thürme in den blauen Aether.

Er konnte sich nicht satt sehen an dem Gebilde, an dem glitzernden Schnee der Riesenkuppeln, die sich aus der Kette der Cordilleren emporhoben und dem Ganzen einen so eigenartigen Charakter und wunderbaren Reiz verliehen. Erst als die Sonne vollständig hinter dem Schnee versunken war und nur noch einzelne glühende Wölkchen wie Gondeln am Firmament glitten, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt in gemessenem Schritt weiter.

Der finstere Zug zwischen den dunklen Augenbrauen, der dem charaktervollen Gesicht fast etwas Mürrisches gab, verschwand, sobald er in die Straße von Tocubaya bog und seine Augen in die Bosquets versenkte, welche das elegante Eisengitter eines wunderschönen Gartens beinahe überwucherten. Als er das breite Einfahrtsthor, auf dessen beiden Seiten baumhohe Oleander den Eingang beschatteten, erreicht, erschien auch schon ein Diener, dem er die Zügel entgegenwarf.

Er schritt rasch durch den breiten Kiesweg des Gartens, der mit hohen Gebüschen castilianischer Rosen eingefaßt war. Seine lebhaften Augen blickten suchend nach allen Richtungen, und schon wollten sich auf der Stirne die breiten Falten legen, die sein rasches Empfinden so leicht dort stempelte, als seine Blicke an einem schönen Ruheplatz unter einer Gruppe Orangenbäumen haften blieben und aus seinen Zügen auch sofort Alles verschwunden war, was sie noch eben verdüstert hatte.

Die leichte, schlanke Mädchengestalt, die dort nachdenkend den Kopf in die Hand gestützt saß, erhob sich rasch bei dem knisternden Geräusch der nahenden Tritte

und Auge in Auge, Hand in Hand, begrüßte sich das junge Paar, als sich ihre beiden wie für einander geschaffenen Gestalten gegenüber standen. „Meine liebe, liebe Manuela,“ sagte der junge Mann weich, indem er den Arm um sie legte und mit der Hand zärtlich über ihren glänzenden Scheitel strich.

Sie sah zu ihm empor und ihre grauen Augen wurden so tief, so eigenartig beredt, daß er im Uebermaß von Glück seine Lippen immer wieder und wieder auf ihr Haar neigte.

Manuela schmiegte ihren Kopf an seine Brust und das Gefühl seligen Genügens drückte sich so ganz in ihren sprechenden Zügen aus, daß es dem jungen Manne wohl zu verzeihen war, wenn er sich vollständig glücklich fühlte und all das Leid vergaß, welches ihn, den verfolgten Flüchtling, müde über den Ocean getrieben — bis in das Exil! Erich Walden stammte aus einer alten, angesehenen Familie, deren Vorfahren als Offiziere oder Diplomaten ihren Fürsten treu gedient hatten, und mit echt conservativen Anschauungen dem damaligen Junkerthum ergeben gewesen waren.

Auch sein Vater hatte als Jurist seine Carriere im Ministerium begonnen und Erichs Zukunft wäre vielleicht eine andere geworden, wenn derselbe am Leben geblieben wäre und seinen Sohn mit seinen Anschauungen und Principien groß gezogen hätte.

Vielleicht!

Wer wollte mit Bestimmtheit zu erörtern versuchen, wie viel von dem, was später des Menschen Thun stempelt, der Erziehung und der frühen Atmosphäre, die ihn umgibt, wie viel seiner eignen Individualität zuzuschreiben ist?

Genug, Erichs Vater starb noch ehe er Einfluß auf seine Lebensanschauung gewinnen konnte, und ließ seine Mutter mit ihm und einer jüngeren Schwester allein.

Das Haus einer Wittwe, selbst wenn sie nicht zu den unbemittelten gehört, hat aber eine andere Färbung, als das, in welchem als Oberhaupt ein angesehener Mann präsidirt, der der Welt zeigt, wie er von Stufe zu Stufe steigt, vielleicht bis zu dem Gesandtschaftsposten eines Fürsten, in einem damaligen deutschen Kleinstaate.

Frau Walden aber war nicht ehrgeizig und bekümmerte sich wenig um den politischen Zwiespalt, der unser deutsches Vaterland zerstückte, sie lebte nur einem engen Freundeskreis, in welchem der Kunst und Poesie gehuldigt wurde, und vor allen Dingen ihren Kindern, denen sie mit der ganzen Fülle eines edlen Mutterherzens ergeben war. Selbst die Tochter eines Professors an einer kleinen Universität, der die enge Wissenschaft, nicht das ganze große Vaterland zu seinem Wirkungskreise erwählt, war ihr Verständniß und Urtheil für alles fremd geblieben, was in staatliche und ehrgeizige Bahnen lenkte.

Erich, als er heranwuchs, hörte in den freundschaftlichen Kreisen seiner Mutter selten von der Despotie und dem Drucke reden, welche die Zeit vor 1848 kennzeichneten und deren Consequenzen leider oft zerstörend bis in die Herzen der Familien griffen.

Er wurde groß gewiegt mit Allem, was der Markt der Literatur und Kunst bot und begeistert für die Musik, in welcher seine Mutter beinahe eine Meisterin war. Diese reine Atmosphäre war es aber auch, die ihn das Schöne lieben und dem Großen und Edlen nachstreben lehrte, kurz in ihm jene ideale, seelische Seite entwickelte, welche den Jüngling dann, wenn er in das wirkliche

Leben tritt, so leicht den geebneten Pfad überflügeln und einem Ideal der Phantasie nachjagen läßt, für welches gerade die Zeit und Gegenwart die allerungeeignetste ist. Im Jahre 1845 betrat Erich Walden zuerst die Universität. Es war dieses die gährende Zeit, die jenem unvergessenen März 1848 vorausging und in welcher alle Jünglingsherzen mehr oder weniger von einem einigen, freien Deutschland träumten, welches sich noch lange nicht verwirklichen sollte.

Auch Walden trat in Bonn einer Verbindung bei, die begeistert für den Fortschritt und empört im Hinblick auf die Gefängnisse, in denen selbst die gemäßigtsten Männer schmachteten, der Idee nachstrebte, eine große Zeit aufbauen zu helfen, in welcher die schwarz-roth-goldene Fahne als Banner der Einheit und Freiheit wehen sollte. Es waren Jünglinge unter ihnen, die kein Opfer, weder Geld noch Strafe scheuten und einer Zeit nach allen Richtungen vorarbeiteten, die bald wie ein flüchtiges Meteor auftauchen sollte, um kurz nachher das deutsche Vaterland in ein noch tieferes Dunkel zu hüllen. Als die französische Februar-Revolution von 1848 ihre zündenden Funken über Deutschland warf, da kannten auch die Jünglinge, begeistert von ihrer Idee, der sie so lange heimlich gelebt, und getragen von der Hoffnung des Gelingens, kein Maß und kein Ziel und sie reihten sich größtentheils jenem verfehlten badischen Freischärlerzuge an, der so manchen begabten Jüngling, theils durch Gefangenschaft, theils durch Flucht aus seinen Bahnen gerissen.

Erst als Erich Walden sich in Havre de Grace auf einem Segelschiff eingeschifft hatte und sich allein auf dem weiten großen Ocean befand, losgelöst von Allem, was bisher seine Welt gewesen, kam er zur Besinnung! Das

Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war dasselbe geblieben, aber es dämmerte ihm doch wohl die Ahnung auf, daß der Weg ein verfehlter gewesen und daß es auf demselben hohe Barrieren gebe, die erst abgetragen werden mußten, ehe sie sich überspringen ließen. Sein Ziel sollte Mejico sein, an dessen Küste ein Freund von ihm lebte, welcher ihm schon oft von den bedeutenden Schätzen dieses Landes geschrieben und von der Zukunft, der dasselbe in dieser Beziehung entgegen gehe.

Walden hatte das nie in Bezug auf sich selbst beachtet. Er liebte viel zu warm sein Vaterland und seine Familie, als daß ihm je der Gedanke gekommen wäre, wo anders glücklich sein zu können, als unter deutschem Himmel. Jetzt aber, gedrängt von der Nothwendigkeit, empört über Alles, was seine edle und feurige Seele sah und hörte, gedachte er jener Freundesworte, und fast, ohne zu überlegen und zu erwägen, was er zu thun im Begriffe stand, befand er sich auf dem Meere und segelte einem Lande entgegen, dessen Begrüßen ihn mit je tieferem Weh erfüllte, je mehr er sich seiner Küste näherte. Er blieb einige Wochen in Vera-Cruz, in der Aussicht auf eine Stelle, welche ihm in den Silbergruben von Real del Monte zugesichert wurde. Da, an der von den Meereswogen brandenden Küste des heißen, blüthen- und blätterleeren Strandes, fühlte er wohl zuerst ungeschminkt, was aus ihm geworden und wie schwer es für eine Pflanze sei, wenn sie aus altgewohnter Muttererde gerissen, in fremdem Boden volle und lebensfähige Wurzeln fassen soll.

Und doch war es gerade der Hafen von Vera-Cruz, wo seinem heimwehkranken Herzen ein Stern aufgehen sollte, der so wunderbar schön zu leuchten verstand, daß

er fast geblendet Heimath, Familie und die Freiheitsideale vergaß, die bis dahin sein Leben ausgefüllt hatten. Sein Freund Hermann Conden war Vertreter der Filiale eines bedeutenden mejikanischen Hauses und hatte von seinem Chef Auftrag, dessen Tochter am Hafen in Empfang zu nehmen, die nach fünfjährigem Aufenthalte bei ihrer Großmutter in Hannover in das Elternhaus zurückkehren sollte.

Als er mit seinem Freunde hinüber an das Dampfboot segelte, um die junge Dame zu begrüßen, da war es, als er zum ersten Male Manuela Benting sah.

Sie stand an die Barriere des Schiffes gelehnt im weißen Kleide mit blauflatternden Bändern und schaute traurig hinüber über das unermeßliche Meer, welches die Küste des Landes bespülte, in welchem ihre Wiege gestanden. Es lag in dem Augenblick kein Zug von Freude um die weichen Lippen und es war Erich Walden, der geblendet von ihrer Erscheinung die Blicke nicht mehr von ihr wenden konnte, als wenn der feine Kopf mit den schweren Flechten sich immer wieder und wieder sehnsüchtig hinüber böge zu der Seite, von welcher sie gekommen und wo sie wohl das Land träumte, welches auch sie, wie er später erfuhr, so ungern verlassen hatte.

Er blieb zwei Tage mit ihr zusammen in Vera-Cruz. Sie fanden beide, mit heimwehwunden Herzen unzählige Anknüpfungspunkte, die auch bei der Trennung Manuela den Wunsch aussprechen ließen, er möge ihre Eltern bei seiner Durchreise in Mejiko besuchen.

Sein Aufenthalt in der Hauptstadt dehnte sich auf Monate aus und er war während der Zeit ein häufiger und gern gesehener Gast in der Familie Benting.

Als er endlich nach Real del Morte abreisen mußte, um von seiner neuen Stelle Besitz zu nehmen, schied er mit dem Herzen voll unsäglicher Liebe für das junge Mädchen, ohne jedoch den Muth gehabt zu haben, ihr diese Gefühle zu gestehen.

Was sollte er ihr auch bieten, außer seiner Liebe? Ihr, der schönen, begabten Tochter eines so angesehenen Hauses, der arme Flüchtling, ohne Vaterland, ohne Vermögen, mit ungewissen Aussichten auf eine zweifelhafte Existenz?

Und doch konnte er nicht weiter leben ohne den Gedanken an sie, doch hatte sich in sein von so verschiedenen Gefühlen verwundetes Herz ihr Bild so tief und unauslöschlich eingegraben, daß er es mit allen seinen Gedanken umklammert hielt, wie der Schiffbrüchige das letzte erbarmende Brett, welches ihn retten soll.

In dieser Stimmung schrieb er an Manuela einen langen ausführlichen Brief. Er erzählte ihr Alles, was bis hieher für sein Leben von Interesse gewesen war, von seiner Familie, seinen politischen und socialen Ideen, für die zu leben und zu sterben sein höchstes Ideal gewesen und bleiben würde, so lange er lebe. Auch von seinen Irrungen erzählte er ihr, von sein und seiner Parteigänger maßlosem Handeln, von der unfreiwilligen Flucht und seinen dürftigen Aussichten im Exil. Zuletzt erst sprach er ihr von seiner Liebe, von dem leuchtenden Meteor, welches in schwerster Zeit seinen dunkeln Pfad erhellt, von dem Wunsch, dieser Liebe leben zu dürfen, oder sie nie wiederzusehen. Der Brief kam zu guter Stunde! Seine heißen Wünsche fielen in ein verständnißvolles Herz — Manuela liebte ihn!

Frei und offen sprach sie ihm das aus und als er

dann einige Zeit später nach Mejico kam, hielt er sie — als Braut in seinen Armen.

Seit der Zeit war über ein Jahr vorüber gegangen. Alle drei Monate begleitete Walden die Conducte, welche die Silberbarren der Grube nach der Hauptstadt bringen mußten, und durfte dann acht Tage lang seine freien Stunden der Braut widmen, die mit ihren Eltern eine schöne [illegible] Tacubaya bewohnten.

Tacubaya ist eine Stadt, die eine kleine Stunde von der Hauptstadt entfernt, bedeutend höher als diese liegt und durch ihre reizende Lage, gesunde Luft und prachtvollen Gärten der Lieblingsaufenthalt reicher Familien Mexicos geworden ist.

In der That kann man sich nichts Lieblicheres denken, als diese meist einstöckigen Villen mit den platten, zackigen Dächern, wie sie aus den Oliven- und Myrthenbäumen so idyllisch hervorblicken.

Die reichen Kaufherren, wenn sie Abends zu Pferd oder mit der Bahn aus dem ermüdenden Treiben des Geschäftslebens in die Kreise ihrer Familien zurückkehren, finden dann eine so träumerische Ruhe und erquickende Luft, daß man es wohl verstehen kann, warum sie diesen Aufenthalt hier dem geräuschvolleren der Hauptstadt vorziehen.

Auch Manuela wurde angenehm überrascht, als sie von ihrem Vater, der sie in Puebla abgeholt, in diese, seit einigen Jahren erstandene Villa geführt wurde, die auch was Lage und Comfort betraf, nichts zu wünschen übrig ließ.

Es hatte ihr etwas gebangt vor der Rückkehr in das Elternhaus. Die Erinnerungen, die sie an dasselbe in ihrem Herzen während ihres fünfjährigen Aufenthalts

in Deutschland getragen, waren nicht so friedevoll und beglückend als die, welche sie von dort mit sich genommen hatte aus dem Hause ihrer Großmutter, die sie verehrte und liebte und die ihr den Aufenthalt bei ihr zu einer fortlaufenden Kette stiller und glücklicher Stunden geschaffen hatte.

Sie fand indessen alles besser und glätter als sie erwartet und als sie bald nachher Erich Waldens Verlobte wurde, gab es fast keinen Wunsch mehr für ihr Herz — sie hörte auf zu vergleichen, lebte der Gegenwart und den Träumen der Zukunft. War Erich indessen länger abwesend und es blieb ihr nichts von ihm als die Erinnerung an die glücklichen Stunden, die sie mit ihm verlebt, dann trat doch die Umgebung, die eine so andere wie die in Deutschland war, mehr und mehr an sie heran. Die Atmosphäre, die sie hier berührte, war nicht die, welche sie bedurfte zu ihrem inneren Gedeihen. Das Warum und das Wie, davon konnte sie sich keine Rechenschaft ablegen, aber mehr als sie vielleicht selbst wußte, sank ihr Kopf, wenn sie allein war, in ihre Hand und sie dachte an Deutschland, an den gediegenen Sinn ihrer geliebten Großmutter und den strebsamen Geist, der das Wissen dort anregte und förderte.

Auch heute hatten sie Erichs Schritte aus ähnlichen Gedanken aufgerüttelt. Ihre Träumereien waren vergessen, wenn sie ihn sah und selig in dem Vollgefühl der Liebe, wie sie in dem Maße die junge Menschenseele nur ein einzigesmal durchglühen kann, barg sie ihren Kopf an des Geliebten Brust. Erich legte ihren Arm sanft in den seinen und führte sie langsam durch die blühenden Anlagen des Gartens, an den üppigen Dahlien- und Verbenenbeeten vorüber bis zu einem Hügel, der

kunstvoll aus massigen Steinen aufgeführt war und auf seiner Höhe eine Laube von Geisblatt und wilden Rosen hatte.

Es war Beider Lieblingsplatz, und alle glücklichen Stunden, die sie verlebt, gipfelten hier in ihrer Erinnerung. Sie liebten diese Laube ganz besonders und verließen oft den schönen Orangen-Hain, welcher eigentlich der gewöhnliche Sammelplatz war, um hier zwischen dem Gebüsch deutscher Blumen, sich in den schönen Traum zu wiegen, heimathliche Luft zu athmen.

Auch heute waren sie stillschweigend bis hierher gegangen. Der Gedanke, daß sie sich wieder für drei lange Monate trennen mußten, lag an diesem Abend schwer auf ihren Herzen.

Erich bog das Geäst des üppigen Rosengebüsches auseinander und zeigte mit dem Finger stumm auf das wunderbare Thal, welches in der verschleierten Abendbeleuchtung ernst, fast traurig vor ihnen ausgebreitet lag.

Lange schauten Beide, ohne zu sprechen, da hinüber.

„Manuela," sagte Erich endlich weich, indem er seine beiden Hände innig gegen das theure Haupt preßte, welches da so still an seinem Herzen lag, — „hier sollen Dich meine Gedanken in dieser Stunde immer finden, wenn ich ferne bin. Ich trenne mich heute, wenn möglich, noch schwerer von Dir als sonst — warum?

„Ich weiß es nicht, Erich, aber ich fühle gerade so wie Du."

„Ich glaube, weil ich Dich täglich lieber habe, Herz, und weil mich der Gedanke quält, daß es vielleicht noch lange dauert, bis ich Dir ein Heim bieten kann, wie ich es möchte. Der Aufenthalt in den Bergen ist nicht geeignet für eine gebildete Dame — und doch sehe ich keinen

Ausweg — wenn und wie ich eine bessere Stellung gewinnen könnte? Und dennoch, Manuela,“ fuhr er mit fast bebender Stimme fort, „dennoch möchte ich Dich sobald wie möglich zu der Meinen machen. Sobald wie möglich, damit Dich mir Nichts mehr rauben kann — und da habe ich schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, daß ich Dir vorläufig eine Wohnung in der Hauptstadt miethete und Du Dich nur zeitweise in Real del Monte aufhieltest, wann und wie es Dir gefiele?“

Manuela schüttelte leise das Haupt.

„Du willst nicht Kind“ — fragte Erich erschrocken, indem er ihren Kopf in die Höhe hob und in die Augen sah, die so unendlich innig und weich in die seinen blickten.

„Nein, Erich, ich will nicht. Wenn Du mich zu Deinem Weibe begehrst, so sollst Du auch wissen, daß mein Asyl da ist, wo Du bist, daß kein Ort mir zu schlecht, kein Platz zu einsam ist, wo ich mit Dir bin. Daß es keine Heimath und kein Glück für mich gibt, ohne Dich, und daß ich das Loos des Flüchtlings theilen will, wie es auch sei! — O Erich, wenn einmal ein Tag käme — sei es auch in ödester Wüste — wo ich fühlen dürfte, daß ich Dir Alles ersetzt —, ich — Dir Erich — dann hast Du mich so glücklich gemacht, wie kein zweites Weib auf weiter Erde!“

Erich hielt sie mit beiden Armen umschlungen, so fest, als fürchtete er, es gebe eine Macht, die sie ihm entreißen könne! Die unzähligen Glocken in den Kirchen und Klöstern von Mejico läuteten gerade den Abendsegen und ihre Töne trug der Wind — durch die Entfernung gedämpft, zu ihnen herüber. Es war eine heilige Stunde, das fühlten beide und sie vergaßen im Wonnegefühl ihres gegenseitigen

Besitzes die quälenden Lebenssorgen, die leidige Verhältnisse ihnen so früh aufgebürdet und die viel mehr und öfter als die Welt es weiß, ihre Schatten über so manches Menschenleben breiten.

Erst nach einer langen Weile, als sich dem jungen Mädchen der nahe Abschied wieder aufdrängte und mit ihm alle jene Unannehmlichkeiten, die ihrer in ihrem Elternhause warteten und die sie immer so sorgfältig dem Geliebten verborgen hielt, sagte sie:

„Wenn es sich nur um unsere beiderseitigen Wünsche handelte, Erich, so würden wir keine Schwierigkeiten zu überwinden haben um vereint zu werden, aber Papa und Mama die denken in dieser Beziehung anders als ich.“

„So hat es mir auch schon oft geschienen, Manuela, ich wollte Dich aber nicht kränken, wenn ich mit dem nicht immer einverstanden sein konnte, was Deine Mama aussprach und mit dem wie sie handelte, aber ich glaube, sie ist von anderer Gemüthsart als Du. Auch hat Dich ja Deine Großmutter in den Jahren geleitet, in welchen wir für Eindrücke am empfänglichsten sind.“

„Vielleicht muß Mama so sein, weil Papa es wünscht,“ sagte Manuela schüchtern, „er meint im Glanz und in der Stellung beruhe das Erdenglück einer Frau — — und —“

„Und möchte,“ unterbrach sie Erich, „daß seine schöne Tochter in der Gesellschaft dermaleinst eine Stellung einnehme, die ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit würdig wäre und die ihr Erich Walden nicht geben kann.“

„O Erich, das sprich nie mehr aus,“ sagte das junge Mädchen erregt, „Papa weiß wohl, daß es für mich keinen besseren Platz auf Erden gibt, als bei Dir!“

„Er weiß es, Geliebte, aber ob er es billigt und damit zufrieden ist, das bezweifle ich sehr. Vielleicht täusche

ich mich, aber es ist mir vorgekommen, als ob er bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Mejico, nicht ganz so freundlich wäre, wie früher."

„O nein, Erich, er hat mir nie ein Wort gegen meine Verlobung gesagt, seitdem er seine Einwilligung gegeben, nie — aber der Begriff von Glück liegt bei ihm mehr auf der Oberfläche, er liebt den Luxus, den Schein mehr, als ich es verstehen kann."

„Und Deine Mutter, Manuela?"

„O sie ist gut, Erich, sehr gut, sie ist eine viel heiterere Natur als ich, sie freut sich über schöne Kleider, goldene Ketten, moderne Bänder und kann harmlos sein, wie ein Kind. Du hättest sehen sollen, wie rührend sie sich freute, da Mons. de Collinet ihr und mir diese reichen Armbänder mitbrachte, als er mit dem letzten Steamer aus Frankreich zurückkehrte."

„Und Du, Manuela, hast Du Dich nicht darüber gefreut?"

„Nein, Erich, ich liebe Mons. de Collinet nicht und darüber habe ich mit Mama zuweilen kleine Wortwechsel. Ich weiß, es ist Unrecht von mir, aber es beschleicht mich ein unheimliches Gefühl, sobald er in meine Nähe kommt. Uebrigens hat mich Großmama auch gelehrt, keinen Werth auf Schmuck zu legen, sie liebte ihn nicht, und Du weißt, Erich, wie ich mich bestreben möchte, zu werden wie sie."

„Ja, Kind, sie muß eine edle Frau sein, sie hat in Deinem Herzen das Gefühl für das Gute und Wahre zu erwecken gewußt und Dich diese einfache Art zu empfinden gelehrt — die mir so wohl thut.

„Du armes Kind, Du hast so treu und zuversichtlich Dein Geschick in die Hand des armen Geächteten gelegt

und versteht es so, das Wenige Gute seines Handelns mit Deiner milden Liebe zu vergolden, daß er sich fast wie ein Held vorkommt, wenn sich seine Thaten in einem Herzen spiegeln. Und doch, Manuela, wärest Du des besten Looses werth!"

„Es ist mir geworden, Erich, so lange Du mich liebst. O ich kann Dir nicht sagen, wie stolz ich durch Deine Liebe bin, wie hoch Du für mich stehst im Vergleiche mit allen Anderen, die mit leeren Phrasen und Schmeicheleien . ."

„Sagt Collinet Dir Schmeicheleien, Manuela?" Und auf Waldens Stirne kraußten sich wieder die Falten, die sein charaktervolles Gesicht so leicht verfinsterten.

„O nein, Erich, nicht so viele, wie er Mama sagt, aber er ist anders wie Du und ich liebe ihn nicht!"

„Wird er in Zukunft oft in Euer Haus kommen, wenn ich fort bin?"

„Ich glaube er verkehrt immer sehr viel mit den Eltern und Mama sagt, ich müßte freundlich mit ihm sein, er habe ihnen Allen viel Gutes erwiesen!"

„Ich glaube wir nehmen Abschied, ehe Deine Eltern von Mejico zurückkommen, Manuela," sagte Erich nach einer Weile düster, indem er trotz der Abendfrische, mit seinem Tuch über die Stirne wischte, „auch habe ich mich dort schon halb und halb von ihnen verabschiedet. Sie fürchteten, wenigstens Dein Vater, heute Abend später als gewöhnlich zurückzukehren. Ich bin nicht gestimmt heute noch mit Anderen zu sprechen."

„Mußt Du denn jetzt schon gehen, Erich?" fragte Manuela traurig und ein paar Thränen rieselten über seine Hände, welche die ihren fest umschlossen hielten.

„Ich denke, wenn ich wiederkomme, Manuela," sagte er sie tröstend, „setzen wir den Tag unserer Hochzeit fest, ich

fühle, ich habe nicht länger mehr die Kraft, ohne Dich zu leben, und seine tiefe Stimme vibrirte im Kampf gewaltiger Empfindung, die sich trotz aller Selbstbeherrschung nun doch Bahn brechen wollte. „Ich kann nicht sagen was Du mir geworden bist, ich würde nie einen Ausdruck dafür finden.“

Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände, blickte lange und tief in ihre Augen und sagte dann bewegt:

„Gott schütze Dich, Manuela!“ Er küßte die Thränen von ihren Wimpern fort, die nun unaufhaltsam strömten und hielt sie lange in seinen Armen.

Dann war sie allein.

Es war inzwischen Nacht geworden, und so sehr sie auch ihre Augen anstrengen mochte, sie konnte die theure Gestalt auf dem Pferde nicht mehr erkennen, dessen Hufschläge so öde und so traurig immer mehr und mehr in der Ferne verhallten.

Erich Walden aber hatte die lichte Gestalt noch einmal geschaut, als sie zwischen den dunklen Rosenblättern nach ihm hinüber gespäht, von wo der leichte Trab seines Pferdes ihr Ohr erreicht.

Er hielt den Zügel an, als wolle er sich das theure Bild noch fester und unauslöschlicher einprägen, als er es schon in seinem Herzen trug und wenn nicht das Rollen von Rädern ihn aus seinem Sinnen geweckt, so hätte er wohl der Sehnsucht nicht widerstanden und wäre umgekehrt, um sie noch einmal an seinem Herzen zu halten.

Aber er vermuthete mit Recht, daß es die Equipage ihrer Eltern sei, deren Rollen er jetzt vernahm und lenkte sein Pferd in ein Gebüsch ein, um der Begegnung zu entgehen.

Warum that er es?

Er wußte es nicht, aber sein Gefühl sträubte sich, diejenige zu lieben und zu ehren, die Manuela Mutter nannte.

Jetzt hörte er ein helles Lachen. Frau Benting lag nachlässig in der offenen Chaise, die weißen Federn ihres Hutes bewegten sich gespenstisch im Abendschatten, neben ihr saß und schaute mit unverschämtem Grinsen in ihr Gesicht Mons. Jules de Collinet. — Das Rollen der Räder war längst verhallt, Erich wieder allein auf der Straße, allein mit seinen Gedanken, die jetzt eine bestimmte Richtung nahmen. Manuela sollte so bald wie möglich die Seine werden, das stand fest. Sie kam ihm plötzlich vor, wie der einsame Abendstern der dort oben am Firmament glänzend und groß die andern überstrahlte, der aber doch allein ist, in all seinem Glanz. Ernst und allein wie sie, sein Stern, den die auch nie begreifen werden, die mit ihm dieselben Bahnen gehen.

Nach und nach verdrängten lichtere Bilder die düsteren Gedanken. Er gedachte der Stunde, wenn es ihm vergönnt sein würde, sie sein eigen zu nennen, sein edles, ernstes, seltenes Mädchen. O wie wollte er sie schützen vor jeder häßlichen Berührung, mit dem sicheren, warmen Mantel seiner Liebe!

Jetzt war er dicht vor dem großen Gitterthor von Chapultepec. Der leise Abendwind flüsterte unheimlich in den hohen Riesencedern, deren graues, hängendes Schmarotzerlaub, von der Sterne Glanz versilbert, gespenstische Gebilde über den Weg warf.

Wie unsterbliche Greisengestalten schauten sie schon Jahrhunderte lang, unbewegt auf des Menschen Thun. Sie sahen Geschlechter um Geschlechter blühen, welken und

vergehen! Er bog den Kopf zurück und schaute hinauf in ihr fremdes Geäst, deren schleierartiges Laub wie Meereswellen leise auf und nieder wogte.

Dann sah er hinüber nach Tacubaya. In nebelhaften Umrissen ahnte er mehr, als er sie sah, die Bäume über der Mauer des Benting'schen Gartens.

Ob wohl Manuela noch da weilte? Er nahm sein Tuch und schwenkte es hinüber — dann wandte er sein Pferd und ritt durch die frische Tropennacht dem Lichtermeer der Stadt Mejico entgegen, die sich da unten so stolz und behaglich im Thale dehnte.

In der Familie Benting war das Mittagessen beendet. Die kleineren Knaben, Manuelas Brüder, tummelten sich schon wieder im Garten und sie selbst hatte sich wie gewöhnlich in ihr Zimmer zurückgezogen.

Sennor Don Roberto Benting, wie er in der Geschäftswelt unter den Colonisten genannt wurde, hatte sich auf die Chaiselongue gestreckt, die in einer Ecke des Eßzimmers stand und blätterte in den Zeitungen, welche der Diener jeden Mittag auf dem kleinen Marmortisch ausbreitete, der zu seinen Häupten stand. Wer ihn genauer beobachtete, wie seine lange hagere Gestalt da unbeweglich lag und mit den kleinen lauernden Augen vom Blatte abschweifte und immer wieder den Bewegungen seiner Frau folgte, welche sich auf der Veranda beschäftigte, die trockenen Blätter von den Stengeln der Topfgewächse zu entfernen, der mußte bemerken, daß seine Gedanken nicht bei der Lektüre waren. Zuweilen verfinsterten sich seine Züge und dann stieg wieder ein Lächeln in denselben auf, welches fast etwas Dämonisches hatte,

so boshaft verzerrte es die schmalen, etwas eingekniffenen Lippen.

„Elfride," sagte er endlich, indem er seinen Kopf in die Höhe hob und mit seinen Fingern das Zeitungsblatt, welches er in der Hand hielt, in kunstgerechte Falten legte, „hat Manuela Dir nicht gesagt, daß Herr Walden bald Hochzeit zu machen wünscht und er meine Tochter in ein elendes Haus nach Real del Monte zu führen gedenkt, um da ein in der That idyllisches Leben mit ihr zu führen?"

Frau Elfride Benting, geb. Freiin von Mosen, trat jetzt in das Zimmer. Sie war eine imposante gut conservirte Frau von einigen vierzig Jahren, in eleganter Toilette und mit jenem gefälligen, zuvorkommenden Wesen, welchem selbst Ehemänner schwer zu widerstehen vermögen. Ihre schwarzen, noch immer schönen Haare waren modisch im Nacken in einem schweren Knoten verschlungen, der ihrem Kopf fast etwas Edles gab, und die großen dunklen Augen, die sie meisterhaft zu gebrauchen verstand, richteten sich jetzt zärtlich auf ihren Gatten, indem sie näher trat und an seiner Seite Platz nahm.

„Ich weiß nichts, Lieber," sagte sie mit einer Leichtigkeit, mit welcher sie Alles aufnahm, was das Leben bot, „Manuela spricht selten mit mir von Walden, hast Du ihn vielleicht in Mejico gesehen?"

„Wie sollte ich ihn gesehen haben," sagte er ungeduldig, „Du weißt doch so gut wie ich, daß er nicht da ist, aber hier lies diesen Brief, den ich heute Morgen auf meinem Comptoir vorfand und in welchem er seine Wünsche so unverschämt ausspricht, als hätte er jetzt schon allein über die Zukunft meines Kindes zu gebieten. Diese Verlobung, Elfride, war eine unverantwortliche Uebereilung,

die wir nur in blinder Elternliebe und in der ersten Freude sie wieder zu haben, zugeben konnten.

„Seitdem hat sich aber leider Manches geändert und ich wünsche, daß Du wenigstens vorläufig Manuela andeutend zu verstehen gibst, daß diese Verbindung nie statthaben wird, wenn Erich Walden ihr nicht eine Stellung bietet, die ihrer würdig ist.“

Frau Benting war aufgestanden und wieder auf die Veranda getreten, wo ihre Finger jetzt achtlos einen wunderschönen Cactus zerpflückten.

„Hast Du mich nicht verstanden, Elfride?“ Und die lange wohlgepflegte Hand ihres Gatten, der ihr bis dahin gefolgt war, legte sich kalt auf ihre nur mit leichtem Crep verhüllte Schulter.

„Aber Walden hat Dir doch gleich gesagt, daß er kein großes Vermögen besitzt, Robert, und Manuela liebt ihn so sehr — — daß — —“

„Daß — nun — daß, sprich es nur aus was Du wünschest, Elfride,“ unterbrach sie ihr Gatte brutal, „sprich es unverhohlen aus, daß Du wünschest, daß ihre Vermählung so bald wie möglich statt findet. Du, Elfride, die Du Dich nicht gut daran gewöhnen kannst, eine Tochter zur Seite zu haben, die Deine Schönheit verdunkelt.“

„Aber Robert, Du — Du gabst ja damals Deine Einwilligung als Du erfahren, daß Erich Walden aus aristokratischer guter Familie stamme und seine Verwandten sicher für sein Eporkommen sorgen würden.“

„Damals, ja damals gab ich sie. Ich dachte nicht, daß ein Mensch so bornirt sein könne, die Hilfe des Onkels zurückzuweisen, blos weil dieser Onkel seine rebellischen Ansichten nicht billigte und von ihm verlangte, diesen abzuschwören und Raison anzunehmen.

„Das bleibt sich auch jetzt ganz gleich, ich habe meine Gründe, diese Heirath zuerst wenigstens zu verschieben — und dann —“

„Nun und dann“ — schwebte es angstvoll über seiner Gattin Lippen.

„Und dann Manuela mit einem Andern zu vermählen, der mir besser paßt und ihr eine glänzendere Zukunft bietet.“

„Das kann nicht Dein Ernst sein, Robert,“ sagte seine Frau schmeichlerisch, indem sie ihre Hand zärtlich auf seinen Arm legte und bittend zu ihm aufsah, „Manuela würde unglücklich werden; Du weißt nicht, wie sehr sie Erich liebt. Sie ist eine stille, etwas melancholische Natur — nicht wie ich — und . . .“

„Nein, nicht wie Du, Elfride,“ unterbrach er sie mit einem höhnischen Lachen, indem er ihre Hand wie eine giftige Viper abschüttelte, „aber deshalb, weil sie anders ist, hat sie auch Pflichtgefühl und Pietät gegen ihren Vater und da werde ich sie schon anzugreifen wissen, zur rechten Stunde.“

„Ich befehle Dir also, Elfride, hörst Du, ich befehle es Dir,“ setzte er in gebietendem Tone hinzu, und seine Blicke hefteten sich so durchbohrend auf sie, daß sie die ihren zu Boden senkte, „daß Du vorläufig so schonend wie möglich Manuela beibringst, noch nicht an die Hochzeit zu denken — so schonend wie möglich. Und dann, wenn ich die Verhältnisse nicht anders zu gestalten vermag, dann muß sie die — Frau — Mons. Jules de Collinets — werden!“

Er hatte seine Augen noch immer auf seiner Gattin Antlitz gerichtet und weidete sich augenscheinlich an der Blässe, welche bei den letzten Worten dasselbe überzog. —

„Die Gattin Monſ. de Collinets, Elfride, dem die Tochter doch — trotz aller Deiner Reize — beſſer zu gefallen ſcheint, als die Mutter. Aber tröſte Dich vorläufig, wenn ich es verhindern kann, thue ich das Manuela nicht zu leid, es iſt nur der letzte Trumpf, den ich auszuſpielen habe.“

Er zog ſein Taſchentuch aus der Bruſttaſche des eleganten weißen Hausrockes und wiſchte den Schweiß von ſeiner Stirn, dann legte er ſich auf ſeinen alten Platz und nahm die Zeitungsblätter wieder auf, die zerſtreut am Boden lagen.

Frau Benting brauchte nicht lange Zeit, um ſich zu faſſen, derartige Scenen waren ihr nicht fremd und Glück und Schmerz hinterließen bei ihr keine merklichen Spuren. Sie war ein Schmetterling, der im Sonnenſchein flattern will — und ſo viel wie möglich an den Blumen naſchen, die an ſeinem Wege blühen. Sie liebte es nicht wenn ihr Mann ihr grollte und eine Mißſtimmung, ſo klein ſie auch war, ihr Vergnügen und ihre Luſt ſtörte. Auch jetzt drückte ſie das. Sie ſah erſt ängſtlich hinüber in ihres Gatten Geſicht, um da die Stimmung zu ſtudiren und dann huſchte ſie ſchnell wie der Wind an ſeine Seite, legte den Arm koſend um ſeine Schulter und ſagte mit in der That weicher und angenehmer Stimme:

„Robert, Lieber, wirſt Du uns nicht heute auf unſerer Fahrt nach dem Paſéo begleiten?“

Benting murmelte etwas wie ein „meinetwegen“ zwiſchen ſeinen Zähnen, ließ ſich dieſe Liebkoſungen, an die er ſeit zwanzig Jahren ebenſo gewöhnt war, wie an eine gute Taſſe Café und eine Habana, gnädig gefallen und Elfride ging befriedigt, um ſich in den neuen türkiſchen Crèpe de chine zu hüllen, den ihr Monſ. de Collinet mit von Paris gebracht hatte.

Die Spazierfahrt war indessen einförmig und schweigsam. Frau Benting fand Muse über die Worte nachzudenken, die ihr Gemahl ihr am Nachmittag entgegen geschleudert.

Nicht daß sie Jules de Collinet geliebt hätte und mit Qualen den Gedanken in sich verarbeitete, daß er nun am Ende gar ihrer Tochter den Vorzug gebe, nein, Frau Elfride liebte überhaupt nicht, sie hatte keine Leidenschaften, aber es war ihr so angenehm, wenn sie, nachdem ihr Mann sie mit unzähligen Launen gequält hatte, in den Salon trat und Mons. de Collinet sie mit Artigkeiten überschüttete und ein Interesse für ihre Vorzüge an den Tag legte.

Er kam selten ohne eine Ueberraschung. Bald hatte er ein Billet für die Oper oder das Stiergefecht, bald eine projectirte Landpartie, eine originelle Spazierfahrt, Bizarre Nouveauté, die er in irgend einem eleganten Magazin entdeckt und die Frau Benting immer zu zerstreuen vermochte. Das sollte nun Alles vielleicht nicht mehr sein! Alle seine Artigkeiten und galanten Liebesbeweise, wie würde sie dieselben vermissen!

Und dann, wenn es wirklich dahin käme, daß Manuela Erich Walden aufgeben sollte, welche Scenen und Stürme wirbelten da vor ihren Gedanken auf! Ihre Tochter war ja auch gar zu schwerfällig und einseitig! Sie klammerte sich mit einer Zähigkeit an diesen Walden, als ob er der einzige Mann auf der Welt sei, welcher sie beglücken könne! Sonderbar! Ihr gefiel doch auch schon Mancher, aber wenn ein Anderer ihn ersetzen mußte, so ließe sich das doch schließlich ertragen — ohne Scenen! — Manuela ist gerade so schwerfällig und zäh, wie ihre Großmutter, die war auch so trostlos und trübselig nach

meines Vaters Tode — so daß ich endlich, zum Sterben gelangweilt, nur um endlich eine Abwechslung zu haben mich mit Robert verlobte. Ja, meine Mutter war ganz allein schuld, philosophirte sie weiter, ich konnte diese Traueratmosphäre nicht mehr aushalten und hätte ich gewartet — so hätte sich ganz gewiß Baron Linker erklärt, der mir viel besser gefiel! Wie himmlisch konnte er tanzen, wie tadellos sich verbeugen — und immer lustig — ich erinnere mich nie, auch nur eine einzige ernste Unterhaltung von ihm gehört zu haben — nie! Aber gerade so wie Mama, ist Manuela, gerade so —"

Ihre Augen trafen jetzt ihre Tochter, die neben ihr schweigsam in der Ecke des Wagens lehnte. Sie trug nach mexikanischer Sitte den Kopf unbedeckt, ihre reichen lichtbraunen Flechten fielen schwer in den Nacken und waren nur von zwei matt goldenen Nadeln gehalten. Das blasse blaue Kleid, vom Halse etwas abfallend und mit Valencienner Spitzen garnirt, hob vortheilhaft die blendende Weiße ihrer Haut. Die schmale, weiß behandschuhte Hand lag auf dem offenen Wagenschlag — und bei dem weit zurückfallenden Aermel, zeigte sich ein Arm von so tadelloser Schöne, daß selbst die Augen des Vaters bewundert daran hafteten.

Ja Manuela war schön, das mußte auch Frau Benting eingestehen, und sie konnte es begreifen, daß die jungen Herren, welche neben dem Wagen vorüber ritten, sich bemühten in ihr Gesicht zu sehen.

Aber sie selbst blieb dabei so unbegreiflich kalt und gleichgültig. Frau Benting wollte wetten, sie bemerkte es nicht einmal. Ihre Gedanken waren gewiß wieder in den Barrancas von Real del Monte und suchten da ihn — Erich Walden. Gerade so träumerisch schauten ihre

großen Augen über die Menschen hinweg — hinüber über die Sierra in unbestimmte, nebelweite Ferne!

Das mochte wohl auch der Vater denken, der heute vielleicht zum erstenmal prüfend die Schönheit der Tochter detaillirte, die, seitdem er diesen Morgen eine lange, peinliche Unterhaltung auf seinem Comptoir mit Monf. de Collinet gepflogen hatte, merkwürdig für ihn im Werth gestiegen war. Man hätte fast in seinen Zügen seine Gedanken lesen können, die immer triumphirender wurden, je mehr er sich von der wirklichen Schönheit ihrer äußeren Formen überzeugte, — und die dann doch einen eigenthümlich bitteren Ausdruck bekamen, als er den charaktervollen, ernsten Zug gewahrte, den tiefen ruhigen Blick, Dinge, die wohl Eigenschaften bei seiner Tochter verriethen, die nicht mit sich spielen ließen. Sie erinnerte in Nichts, in gar Nichts an ihre Mutter! Fast hätte er jetzt etwas von dem Leichtsinn und der Oberflächlichkeit derselben der Tochter gewünscht, wie viel leichteres Spiel hätte er gehabt!

Aber dann wäre auch sicher der Preis so kein hoher gewesen und sie hätte einem Mann wie Collinet keine so tiefe Leidenschaft einzuflößen vermocht, wie er heute Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken.

Aber je länger er auf das Antlitz ihm da gegenüber schaute, je mehr verschwand der unschöne Zug in seinem Gesicht, ein milder fast mitleidiger Ausdruck verklärte es, die Liebe für sein schönes Kind gewann die Oberhand.

Vielleicht drängte sich auch seiner Seele der Gedanke auf, daß das junge Mädchen, welches er seine Tochter nannte, doch ganz andere Begriffe von Glück hatte, als er selbst — und es erhob sich für einen Moment ein ganz klein wenig von dem in ihm, was ein Gott auch

in die dürrste Menschenseele hineingehaucht, ein Etwas von der Liebe und dem Erbarmen des Vaters zu seinem Kinde.

Nur ein kurzer Moment glänzte dieser Sonnenschein über seine Züge, aber sein Kind hatte ihn erkannt, ihre Blicke hoben sich zu ihm empor — und dankbar bückte sie sich über ihres Vaters Hand und küßte sie.

Arme Manuela! Wie beglückte sie dieser warme Blick, wie versöhnte er sie mit sich selbst, so daß sie später noch oft, wenn sie jenen Ausdruck in des Vaters Antlitz vergebens suchte — und keinen Einklang finden konnte mit sich selbst und ihm, diesen Augenblick vor ihre Erinnerung zu rufen versuchte, um nicht zu verlernen an ihn zu glauben.

Als sie Abends allein war und schon im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, öffnete sich leise ihre Zimmerthüre und Frau Benting trat ein.

Fast erschrack das junge Mädchen, denn noch nie hatte ihre Mutter Abends den Weg zu ihr gesucht und das Bedürfniß gehabt, mit ihrer Tochter die Erlebnisse des Tages zu durchsprechen und Gedanken mit ihr auszutauschen, die in dem Herzen der Tochter oft in späterer sorgenvoller Lebenszeit, wie Gebete nachklingen, Keime treiben und segensreiche Früchte bringen.

Diese Mutter wußte nichts von dem Seelenleben ihres Kindes, und Manuela hatte recht, wenn sie annahm, daß sie ein besonderer Grund hierher führen müsse.

Frau Benting setzte sich in die Causeuse, welche hinter den luftigen Mousselingardinen, die das Bett verhüllten, in einer behaglichen Ecke stand, und rief ihr Kind an ihre Seite.

Dieser Gang, mit dem Don Roberto sie beauftragt,

war ihr schwer geworden, sie fürchtete die Scenen und wußte auch, daß Manuela, trotz ihrer Sanftmuth, etwas Entschiedenes hatte, das ihr unbegreiflich war und deshalb imponirte.

„Manuela, Kind,“ sagte sie, indem sie kosend die Hand ihrer Tochter nahm und mit dem Brillantenring an ihrem Finger spielte, den ihr Erich in glücklichster Stunde dahin gesteckt hatte — „Walden hat heute an Papa geschrieben und spricht schon von dem Wunsche einer baldigen Hochzeit. Ich denke das kann doch nicht der Deinige sein, nachdem Du so lange von Mejico und dem Elternhause entfernt warst?“ Und sie blickte forschend nach ihrer Tochter hin, deren feines Profil keine Erregung verrieth.

„Papa würde sich schwer von Dir trennen, Kind, und er hat jetzt ohnehin manche geschäftliche Unannehmlichkeit, die ihn drückt und ihm das Leben verbittert.“

„Hat er das?“ fragte das junge Mädchen gedankenvoll, indem sie ihrer Mutter voll in das Gesicht sah und schüchtern hinzufügte:

„Aber Real del Monte ist ja nicht so weit von Mejico, Mama, ich könnte ja oft bei Euch sein; immer wenn Erich mit der Conducte kommt ihn begleiten, — — und er entbehrt dort, ohne jeden Verkehr, so viel mehr als Ihr, die Ihr ja fast keinen Abend ohne Gesellschaft seid. Du kannst Dir nicht denken, wie öde und einsam es ihm ist, ihm der doch in Deutschland an das Universitätsleben gewöhnt, so regen, geistigen Verkehr hatte.“

„Aber das wird es Dir noch viel mehr sein, Kind, wenn Du erst dort bist, Dir, einer jungen schönen Frau. Er hat Tags über seine Beschäftigung und vermißt nichts, aber bedenke Du?“

„Papa meint, Real del Monte sei für alle Fälle kein Aufenthalt für eine gebildete, deutsche Dame."

„Aber mir genügt es, bei Erich zu sein, Mama, ihn zu umgeben mit meiner Sorgfalt und Liebe. Ich würde viel leichter auf eine schnelle Vereinigung verzichten können, wenn er in glänzender, glücklicher Umgebung wäre. Deshalb ja gerade," und sie ergriff bittend ihrer Mutter Hand, „möchte ich ihm beweisen, daß ich auch den einsamen Aufenthalt willig mit ihm theilen will, ehe sich seine besseren Aussichten in der Hauptstadt realisiren."

„Ach bah, Kind, das sind überspannte Mädchenillusionen, aus denen Du bald erwachen würdest, falls Du ihnen nachgäbest. Denke nur nicht, daß Erich immer gegen Dich der liebenswürdige Mensch bleiben wird, der er jetzt ist. Sind die Männer erst verheirathet, so werden sie kalt und gleichgültig und eine Frau muß froh sein, wenn sie andere Vergnügnngen findet, die ihr diese Liebe ersetzen."

„Mir, Mama, würde Erichs Liebe nichts ersetzen, nichts in der Welt," und das junge Mädchen erhob sich von der Seite der Mutter und ging hinaus auf den Balkon.

Der Mond, welcher sich hinter lichte Wolken halb versteckt hatte, trat jetzt glänzend hervor und warf sein volles Licht über die mannigfaltigen Baumgruppen des Gartens. Die unzähligen Granat- und Myrthenblüthen bewegten sich geräuschlos im Abendwind. Manuelas Blick ruhte auf ihrem Lieblingsplatz, in dessen Bosquet ihr die weißen Rosen so zuversichtlich zu flüstern schienen von Erichs unwandelbarer treuer Liebe.

Etwas weiter oben, außerhalb des Gartens, auf einem zerklüfteten Felsen stand eine einsame Palme, ihre Riesenblätter hoben und senkten sich geheimnißvoll im magischen Abendlicht.

Es war eine wunderschöne, weiche Nacht.

Manuela legte den Kopf müde gegen den Pfosten der Thüre und ihre Gedanken suchten Erich. O nein, nein, er konnte nie aufhören sie zu lieben, was auch ihre Mutter denken und sagen mochte. Sie glaubte an ihn, wie an den Schöpfer dieser ewigen Schönheit, die da vor ihr ausgebreitet lag!

Grüne Berge, blauer Himmel, tiefe Schluchten, einsame und bezaubernde Tropennächte, die gab es auch in Real del Monte.

Was begehrte sie mehr, wenn er sie liebte?

Frau Benting saß noch immer in der Causeuse, die Scene fing an ihr langweilig zu werden. Was sollte sie Manuela weiter sagen? Sie verstand ja gar nicht das Gute, welches sie ihr erweisen wollte, sie war ja so unbegreiflich schwerfällig und einseitig. Und doch durfte sie nicht hinüber zu ihrem Gatten kommen, ohne mit ihr im Reinen zu sein.

Es half nichts, sie mußte versuchen einen andern Ton anzuschlagen. Sie erhob sich daher, hüllte sich in ihren Rebozo, den sie nach mejicanischer Sitte leicht über die Schulter geworfen hatte, trat hinaus auf den Balkon und schlang den Arm zärtlich um ihre Tochter.

„Papa hat in der letzten Zeit sehr viel Unangenehmes gehabt, Manuela, er ist in Folge dessen oft verbittert und ungerecht, Du weißt aber doch wie sehr er Dich liebt.“

Frau Benting blickte bei diesen Worten in das Antlitz ihrer Tochter.

„Und nicht wahr, Kind, wir Beide wollen Alles thun, um ihm diese schwere Zeit tragen zu helfen. Siehst Du, deshalb liebe ich es auch so, wenn Mons. de Collinet kommt, er ist munter und liebenswürdig und weiß Papa zu zerstreuen.“

Jetzt war es Manuela, die erstaunt nach ihrer Mutter sah. Collinet Papa zerstreuen? War er denn nicht immer ihm zur Qual im Salon ihrer Mama und ging fast immer, sobald ihr Vater von Mejico kam?

„Du darfst ihm das nicht verargen, Manuela," fuhr Frau Benting mit ihrer weichen Stimme fort, „Papa ist fast eifersüchtig auf Deine Liebe zu Erich, und hat den Kopf darauf gesetzt, nicht eher an Eure Vermählung zu denken, als bis er eine anständigere Stellung in einer größeren Stadt gefunden hat."

Das junge Mädchen preßte jetzt die Hand auf ihr Herz, offenbar schmerzte sie da etwas, und der Blick, mit welchem sie hinüber nach der Richtung schaute, wo, wie Erich ihr gezeigt, Real del Monte liegen mußte, war unsäglich traurig.

„Vielleicht geschieht ja das bald, Kind," fuhr die Mutter fort, „aber vorläufig mußt Du mir versprechen, Papa nicht mit Bitten zu bestürmen und Walden zu überreden suchen, daß er sich in das Unvermeidliche füge. Willst Du das, Herz?"

„Ich will es versuchen, Mama," sagte Manuela tonlos.

„Wenn Du nicht willst — und es ist immer viel richtiger, wenn ein Mädchen die Hochzeit so weit wie möglich hinaus zu schieben versucht — so kann ja auch Walden gar nichts thun — und muß sich fügen. Und wirklich, glaube mir, Manuela, es ist mädchenhafter so zu handeln."

Manuela wußte nicht warum und blickte mit großen Augen verständnißlos in ihr Gesicht.

„Also Du versprichst mir wenigstens, Manuela, Walden zu überzeugen zu suchen, daß es besser ist, die Hochzeit, Papa's wegen, noch etwas zu verschieben. Willst Du, Kind?"

Manuela sagte nichts, aber sie legte eine eiskalte Hand in die der Mutter.

Frau Benting athmete erleichtert auf, drückte noch einen zärtlichen Kuß auf die Stirne ihrer Tochter — und diese war wieder allein.

Es kam zum ersten Mal eine traurige Ahnung von Elend über das junge Mädchen, ein dumpfes Weh von einem schmerzlichen Etwas, welches sie nicht verstehen konnte.

Sie begriff nicht, warum es mädchenhafter sein sollte, die Vermählung hinauszuschieben und die berechtigte Bitte dem Geliebten abzuschlagen, die doch auch ihren Wünschen entsprach? Sie konnte die Art und Weise ihrer Mutter nicht verstehen, sie fühlte nur tiefer und gewaltiger wie je, daß sie Erich liebte mit jeder Faser ihres Seins, daß ihre Heimath bei ihm sei und daß sie für ihn bereit war allen Luxus hinzugeben, der sie umgab.

War das Unrecht?

War das Mangel an Liebe und Pietät gegen ihre Eltern?

Fast schlich sich ein Vorwurf in ihre junge Seele und die Thränen, mit denen sie an diesem Abend die Kissen netzte, waren die ersten der vielen bitteren, die noch folgen sollten.

Monf. Jules de Collinet war der tägliche Gast im Benting'schen Hause. Die erste Zeit nach seiner Rückkehr aus Frankreich, wo ihm zum ersten Male die schöne Tochter des Hauses entgegentrat, beschäftigte er sich fast nur mit Frau Benting, die er seit Jahren mit seiner Bewunderung und Verehrung beglückte.

Manuela trat ihm als Braut entgegen und vielleicht war das die Ursache, daß er anfänglich wohl mit der

Ueberzeugung, daß hier kein Feld für ihn zu erobern sei, das junge Mädchen zu ignoriren versuchte, vielleicht auch war die Freude, Frau Benting wieder zu sehen, die als immer noch schöne und liebenswürdige Frau bewundert wurde, zu groß, um ihrer Umgebung eine genauere Aufmerksamkeit zu schenken.

Manuela begriff instinktiv mit dem richtigen Empfinden einer reinen Seele, daß sein Benehmen gegen ihre Mutter nicht das rechte sei und auf vollkommener Achtung basire, und sie empfand von Anbeginn eine Abneigung gegen diesen Mann, dem sie aber doch dessenungeachtet dem Wunsche der Mutter gegenüber stets eine gezwungene, höfliche Artigkeit entgegen brachte.

Collinet war ein sogenannter schöner Mann, von ungefähr 40 Jahren — und wer nicht ganz genaue Menschenkenntniß besaß und sich gut auf Physiognomik verstand, dem konnte leicht der schlaffe Zug entgehen, der sich um die Mundwinkel gelagert und welchen wohl nur ein Uebermaß aller möglichen Genüsse da hinein gegraben. Dahingegen konnte man seiner hohen breiten Stirn und den scharf blickenden Augen den Ausdruck von Geist nicht absprechen, die nur selten die schlaue Berechnung kennzeichnete, welche einen der Hauptzüge seines Charakters bildeten.

Er war ein großer Verehrer schöner Frauen und vielleicht weil er dieselben zu sehr liebte, hatte sich seine Neigung bis jetzt noch nicht auf eine Einzige fixiren können, die er für würdig erachtete, zu seiner Gemahlin zu erheben und so war er bis jetzt unvermählt geblieben. Die Frauen, mit denen er bis jetzt verkehrt, waren, da er nur in Paris und den Colonien gelebt, größtentheils Französinnen und Creolinnen,

lebhaft, kokett, hübsch, aber wie Raketenfeuer, rasch zündend und ebenso rasch erkaltend.

Zum ersten Male trat ihm ein Mädchen entgegen, welches so ganz anders war. Ein Mädchen, das nicht blendete und nicht gefallen wollte, aber doch auf diesen berechnenden Egoisten durch seine edle, stille Eigenart, seine träumerische Liebe zu Walden, einen Eindruck machte, wie er ihn bis jetzt überhaupt für unmöglich gehalten. Selbst ihre Schönheit war anders als die Aller der Frauen, die er bis jetzt zu lieben geglaubt. Manuela blendete nicht auf den ersten Blick, sie hatte weder das frische Incarnat blühender, rosiger Blondinen, noch die feurigen Gluthaugen und das bewegliche Mienenspiel vieler Brünetten, namentlich des Südens.

Ihre edlen, weichen Züge durchgeistigten und verschönten sich erst eigentlich wenn sie sprach, wenn die großen grauen Augen den Bewegungen der Seele Ausdruck gaben und durch die aufsteigenden Gefühle angeregt, bald Sonnenschein, bald weiche Schatten darüber breiteten.

Zudem war ihre Gestalt tadellos schlank und elastisch, mit den reizendsten, weichsten Linien, so daß die Augen Collinets, des Kenners weiblicher Schönheit, oft geradezu wie verzaubert an ihr hingen.

Manuela bemerkte es nicht.

Collinet war schlau genug zu wissen, daß er bei diesem Mädchen, wenn es überhaupt möglich war etwas zu erringen, einen andern Weg einschlagen mußte, als er bis jetzt gethan.

Aber erringen wollte er sie, das stand bei ihm fest, und seine Liebe zu ihr wurde fast zur wahnsinnigen Leidenschaft, je länger und je mehr er mit ihr verkehrte.

Wenn er Abends in seinen eleganten Räumen ruhelos umherschritt und in seinem schlauen Hirn die Mittel und Wege erwog, die ihm zu dieser Möglichkeit verhelfen konnten und bei denen er in Gedanken keine Opfer scheute, dann hätte man unmöglich den glatten Cavalier wieder erkannt, der sich im Salon immer heiter und liebenswürdig mit den Damen zu unterhalten verstand.

Er ballte die Faust, wenn er an Walden dachte, an die weichen Züge des schönen Mädchens, die sich zur Begeisterung verklären konnten, wenn ihre Augen an dem Antlitz desjenigen hafteten, den er am meisten auf der Welt haßte.

Und was war er im Vergleich mit ihm, der armselige Rebell, wie er ihn in seinen Gedanken nannte, gegen ihn, dem die Macht des Geldes zu Gebote stand, mit dem ihm schon so Manches gelungen war?

Der dumme Phantast, der sich wegen abgeleierten Volksbeglückungsideen um Carriere, Ansehen und Zukunft gebracht!

„Ha" — sagte er dann mit schadenfrohem Lachen, „lebe Du Deinen deutschen Idealen, die sich nie verwirklichen und träume von der Liebe poetisch im Mondenschein, während ich sie in meinen Armen halte und Küsse auf ihre warmen Lippen drücke. Ha, ha, ha, welch' doppelter Hochgenuß, sie zu besitzen, mit dem Bewußtsein der gesättigten Rache an dem Verhaßten!"

Robert Benting, sein langjähriger Freund, war ja so wie so in seine Hand gegeben. Verschiedene mißlungene Geschäfte, bei welchen er Collinets Hülfe im weitesten Umfange angenommen, hatten ihm denselben so sehr verpflichtet, daß er jetzt wie eine Spinne in dem Gewebe zappelte, welches Collinet zu spinnen beliebte. Die Villa,

die er bewohnte, gehörte nur noch dem Namen nach ihm, und so wie er schweigen mußte und ruhig mit zusehen, wenn Collinet mit seiner Frau scharmirte, so hatte er auch jetzt nicht den Muth, ihm ernstlich die Hand der Tochter zu verweigern, die er so hartnäckig begehrte.

Der letzte Trumpf war noch nicht ausgespielt, der eitle Roué und verwöhnte Liebling der Damen hoffte immer noch das Herz des Mädchens zu gewinnen, ohne welches ihr Besitz ihm zwar immer begehrenswerth, aber doch nicht so vollkommen beglückend erschien.

Er hatte keine Ahnung von der tiefen Liebe eines reinen Frauenherzens, keinen Begriff von der Gewalt, mit welcher sie gerade dann ein Herz erfaßt, wenn der Geliebte weiter nichts auf dieser Welt sein Eigen nennt.

Ihm galt es jetzt vor allen Dingen, Walden ihr fern zu halten und dazu schmiedete er Pläne, die in einem uncivilisirten Land, wo Polizei und Beamte gleich bestechlich sind, so viel leichter ausführbar waren, als anderswo. Schon mancher Brief der Liebenden war erst durch seine Hand gegangen — und nur heißer und heißer wurde sein Begehr, je mehr er sich von der Liebe und Gluth überzeugte, die dieses Mädchen fähig war zu empfinden. Zum ersten Male wurde es ihm klar, daß ein Weib nicht ein Ding das käuflich ist, wie jeder andere Gegenstand, der das Leben des Mannes verschönt, sondern daß es auch unter ihnen Charaktere gibt, die sich eher zerbrechen lassen, als beugen. Es wäre ihm mit seinen Geldmitteln ein Leichtes gewesen, Walden um die Stelle in Real del Monte zu bringen, aber dann fürchtete er, derselbe könne sich in Mejico niederlassen, was seinen Plänen noch hinderlicher wäre.

Seine nächste Sorge mußte es nun sein, den Director

der Gruben zu veranlassen, einerlei durch welche Schliche, Walden das nächste Mal nicht mit der Führung der Conducte zu betrauen, damit wenigstens das Zusammensein mit Manuela unterblieb.

Es war ihm eine große Befriedigung, als er dieses glücklich bewerkstelligt hatte und während er eines Abends neben Frau Benting im Divan saß, Manuelas Gesicht zu beobachten, übergab der Diener ihr einen Brief von Walden, bei dessen Lesen ihr Gesicht immer bleicher und bleicher wurde.

„Wohl kein Brief von Sennor Walden, Donna Manuela?" fragte er höhnisch.

„Doch, warum nicht?"

„Weil kein Strahl von Glück Ihr Antlitz vergoldet."

„Erich wird diesmal nicht mit der Conducte kommen, Mama," sagte Manuela traurig, ohne Collinets Worte zu berücksichtigen.

„Wird er nicht, Kind?" fragte diese mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt.

„Der Glückliche," nahm Collinet wieder das Wort, „er würde gewiß nicht auf die Seligkeit des Wiedersehens verzichtet haben, wenn es ihm wie mir vergönnt gewesen wäre, den Kummer auf diesem lieblichen Angesicht zu sehen. — — O daß er das Glück, so geliebt zu sein, auch immer zu schätzen wissen möchte," fügte er mit affektirter Empfindsamkeit hinzu.

Als Manuela seine Worte immer noch unbeachtet ließ und ihre Augen wieder und wieder in den Brief vergrub, fragte der Franzose mit schlecht verbissenem Grimme:

„Wie lange sind Sie schon verlobt, Donna Manuela?"

„Seit anderthalb Jahren."

„Schon so lange! — Nun dann ist diese Liebe nichts Neues mehr und ein einmal gescheitertes Wiedersehen für ihn wohl nicht so schlimm. Ich sollte doch sonst auch meinen," fuhr er in gleichgültigem Tone fort, indem er mit der Scheere einen Faden von Frau Bentings Stickwolle zerschnitt, „daß es Sennor Walden durchgesetzt haben würde, die Conducte zu begleiten, wenn er es ernstlich gewollt."

Manuela sah mit ihren großen Augen fragend in sein Gesicht.

„Für mich wenigstens — und seine Augen bohrten sich unverschämt in die ihren — für mich wenigstens gäbe es kein Hinderniß, Sie zu sehen, Sennorita, wenn ich so — so — (hier vibrirte seine Stimme, ob in wirklicher oder fingirter Leidenschaft) — geliebt würde wie — Er!"

Manuela sagte nichts, erhob sich aber ruhig und verließ das Zimmer, wie schon so oft, wenn die Unterhaltung diese Wendung genommen.

Mons. de Collinet legte sich geärgert zurück in das Sopha und vergrub sein Gesicht in die Hand.

„Wie Sie heute langweilig sind, Jules," sagte Frau Benting nach einer Weile gegenseitigen Schweigens, „Sie bemerken nicht einmal, daß meine Wolle herunter gefallen ist, so ganz versunken sind Sie in Ihren Gedanken an Manuela."

„Lassen Sie Ihre Vorwürfe, Elfride," sagte er, indem er ihre Hand zärtlich in die seine nahm, „Sie wissen nur zu gut, was Sie mir sind und immer bleiben werden. Würde ich mich so für das junge Mädchen interessiren, wenn es nicht Ihre Tochter wäre?"

Er begleitete diese Worte mit einem schlecht erheu-

chelten Blick, indem er ihre schöne weiße Hand an seine Lippen zog.

„Ich weiß wie großherzig Sie sind, Elfride, eine Ausnahme in dieser Beziehung von den meisten Frauen — und deshalb sind Sie mir auch stets gefährlich gewesen, aber ich muß der Gatte Ihrer Tochter werden — weil — nun Sie wissen es ja — es ist die höchste Zeit, daß ich mich verheirathe und eine Frau habe, die mein Haus schmückt und zugleich zu repräsentiren versteht.“

„Würden Sie vorziehen,“ fuhr er fort, als Elfride hartnäckig schwieg, „mich mit einer Fremden vermählt zu sehen, die mich nach und nach von Ihnen entfernen würde?“

„Warum Sie entfernen, Jules?“

„Warum? Weil sie nur zu bald bemerken würde, daß Elfride Benting Jules de Collinet niemals gleichgültig werden kann — um — und — weil“ — — „Aber Sie wissen das alles besser wie ich selbst, Elfride“ — — und er legte den Arm vertraulich um ihren immer noch schlanken Leib.

„Sie Schmeichler! Und doch weiß ich, Jules, daß Sie um kein Atom besser sind als alle andern Männer. — Aber glauben Sie,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „daß sich Manuela je dazu verstehen wird, Erich Walden aufzugeben? O Sie wissen nicht, wie hartnäckig sie ihn liebt — und wie wenig inclinirt sie für die Genüsse des Reichthums ist.“

„Morgen fahren Sie mit ihr in meine neue Villa, Elfride, sie ist was Geschmack und Pracht betrifft, fürstlich. Ich habe noch keine Dame gekannt, auf welche das gar keinen Eindruck machen würde. Sie ist wirklich über alle Begriffe schön. Corridore und Veranda ein wahres

Idyll von Tropengewächsen und Blumen. Der Garten mit englischen und französischen Anlagen hat Springbrunnen, künstliche Teiche und lauschige Plätze. Auch habe ich, um dem romantischen Sinn des jungen Mädchens Rechnung zu tragen, versteckte Grotten anbringen lassen, die mit aller künstlerischen Verschwendung ausgestattet sind, die zwei Welttheile auftreiben konnten. Und das Alles soll ihr Eigen sein! Sie, die unumschränkte Gebieterin dieses Paradieses!"

„Ach, wenn Sie wüßten, Jules, wie wenig Eindruck das Alles auf Manuela macht, Sie würden sich wundern. Sie haben keinen Begriff von dem Mangel an Eitelkeit bei diesem Kinde. Ihre Gleichgültigkeit gegen äußere Dinge geht so weit, daß mir fast der Stoff ausgeht zu jeder Unterhaltung! Mir graut vor den Scenen, die das zu erleben geben wird — und Sie wissen doch, Jules, wie ich die Ruhe und den Frieden liebe!"

„Ja, das weiß ich. Aber ich weiß auch, daß Elfride mich selbstlos wie einen Bruder liebt und daß sie großherzig genug ist, ihrem armen Jules ein Opfer zu bringen. Nicht wahr, Sie versprechen es, mir in dieser Angelegenheit beizustehen so viel Sie können?"

„Und die arme Manuela, Jules — ich fürchte, Sie werden Beide nicht glücklich! Manuela ist kalt und ernst — und Sie haben mir doch so oft gesagt, daß Sie mich lieben, weil ich heiter und lebhaft bin?"

„Aber Sie bleiben mir ja, wenn ich lustig sein will, Elfride," und indem er sich tief über ihre Hand bog, sagte er mit affectirter Zärtlichkeit: „Nicht wahr, liebe Elfride, Sie versprechen mir Alles aufzubieten, damit Manuela die Meine wird? Schon aus mütterlichem Pflichtgefühl müssen Sie Ihrer Tochter zu glänzenden

Verhältnissen verhelfen,“ fuhr er mit überzeugender Beredtsamkeit fort, als er bemerkte, daß diese Mutter doch noch etwas Erbarmen für ihr Kind hatte und zögerte, sie so sichtbar dem Unglück zu überliefern. „Was wird die Zukunft dieses revolutionären Proleten sein? Was kann er ihr bieten? Ich begreife in der That nicht, wie Sie und Don Roberto zu dieser Verlobung Ihre Zustimmung geben konnten. Vernünftige Eltern müssen solchen phantastischen Liebeleien ernstlich entgegentreten.“

„Meinen Sie wirklich, Jules, Manuela würde mit Erich Walden nicht glücklich?“

„Und ob ich es meine? Fragen Sie sich selbst, Elfride, ob Don Roberto Ihnen nicht einst ebenso von Liebe gefaselt, als er in Sie verliebt war — und um Sie geworben hat? Wären Sie elend geworden, wenn Sie damals einen Anderen geheirathet hätten?“

„O nein, ich nicht. Aber ich glaube, Manuela würde sich wenigstens einbilden, unglücklich zu sein.“

„Einige kurze Wochen gewiß! Aber dafür wird sie Ihnen später danken, wenn sie zur Vernunft gekommen sein wird — und deshalb sollen die Eltern sie auf den rechten Weg führen. — Wollen Sie mir beistehen, ihr dazu zu verhelfen, Elfride, wollen Sie?“

„Ich will es versuchen, wenn Sie meinen, daß es Manuelas Glück bedingt — und schließlich muß ich doch Alles thun, was Sie und Roberto wollen.“

Jetzt hörte man den Wagen, der Don Roberto von Mejiko brachte, in den Hof rollen, und da Collinet dessen sich fast nur um schlechte Geschäfte drehende Unterhaltung nicht liebte, so empfahl er sich und verließ den Park durch die Pforte, welche auf der entgegengesetzten Seite lag.

Manuela war traurig in den Garten gegangen, als sie mit jenem unbestimmten Gefühl des Unbehagens, welches sie fast immer in der Nähe des Herrn v. Collinet beschlich, das Zimmer verließ.

Sie hatte in der letzten Zeit eine so namenlose Sehnsucht nach Erich gehabt, daß sie fast die Stunden gezählt bis zum Wiedersehen.

Und nun war das Alles vereitelt!

Zum erstenmal, seit sie mit ihm verlobt, sollte er zur bestimmten Zeit nicht kommen und doch hatte sie nie so das Bedürfniß gefühlt, sich bei ihm auszusprechen und von ihm Trost und Aufklärung zu erbitten über alle die unbestimmten quälenden Gefühle, die sie nie so oft beschlichen wie jetzt!

Auch hatte ja Erich in seinem Brief kein einziges Wort darüber geschrieben, ob er damit einverstanden sei, ihre Vermählung hinauszuschieben. Vielleicht war er gar ärgerlich über sie?

Sie sank auf die nächste Bank am Weg nieder und ihre Thränen rieselten in ihren Schooß. Ein leises Knistern im Sand, so leise, daß es nur ihr feines Ohr vernehmen konnte, weckte sie aus ihren Gedanken. Rasch und ungestüm klopfte ihr Herz — das konnte nur Er sein.

„O Gott!“ Und ihre schlanken, bebenden Hände preßten sich unwillkürlich auf die Stelle, wo es so laut und gewaltig hämmerte.

Sie erhob sich, sie wollte ihm entgegen, aber schon hielten sie zwei starke Arme umschlungen und Erichs bebende Lippen verschloßen ihren Mund.

„Stille Herz, stille,“ flüsterte er endlich, als er wieder Athem zum Sprechen schöpfen konnte, „es gehört uns

nur eine einzige flüchtige halbe Stunde, aber es darf mich Niemand sehen — kein Mensch.“

„Und Papa und Mama?“

„Das halte wie Du willst, wenn ich wieder fort bin.

„Gott weiß durch welche Laune veranlaßt hat unser Direktor diesmal einen Fremden, der sich zufällig zur Besichtigung der Gruben im Gebirge befand, mit der Führung der Conducte betraut — ich schrieb Dir das ja! Ich bekam kurz vorher — nach unglaublicher Verzögerung, Deinen Brief, worin Du im Sinne Deiner Eltern einen Aufschub unserer Verbindung wünschest. — Ich begriff das Alles nicht. Eine tödtliche Angst und unwiderstehliche Sehnsucht erfaßte mich. Nenne es Schwäche, Manuela, nenne es Uebermaß meiner Liebe — aber um Gottes Willen möge es kein Omen sein, daß es ein Etwas gäbe“ — — —

Er sprach nicht weiter, er setzte sich auf die Bank und zog das junge Mädchen leidenschaftlich an seine Brust.

„Ich mußte Dich sehen, Manuela,“ fuhr er endlich fort, „Dein Herz an dem meinen schlagen fühlen, um die lange Zeit zu ertragen, die sich nun doch bis zu unserer Vermählung dehnen will. Es gab keine Wahl! Ich legte mich daher zu Bett unter dem Vorwande, daß ich krank sei, meine alte Annita, welche allein um mein Vorhaben weiß, meldete es in der Grube. Ich aber warf mich vor Tagesanbruch auf das Pferd — und da bin ich.“

„Wie magst Du müde und abgehetzt sein,“ sagte Manuela, indem sie innig in seine Augen sah — und die vom Thau feuchten Locken von seiner Stirne strich. „Was soll ich zu Deiner Erfrischung holen?“

„Nichts — denn ich habe Dich, Herz! Aber ich mußte so rasen, um nicht in zu später Stunde hier einzutreffen. Ich wußte, daß ich Dich jetzt noch im Garten finden würde, Du theures Mädchen.“ Und er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sah selig, als wollte er sich diese Züge für eine Ewigkeit einprägen, in ihr Gesicht.

Dann verfinsterte sich plötzlich seine Stirn, um den Mund legte sich ein schmerzlicher Zug und nie konnte Manuela in späteren Stunden den Ausdruck von leidenschaftlicher Qual vergessen, der sich nach und nach über sein Antlitz breitete. Er erfaßte des Mädchens Hand beinahe rauh und sagte mit vibrirender Stimme: „Es ist mir zuweilen, Manuela, als gäbe es eine Erdenmacht (keine himmlische, so wahr die Sterne über uns leuchten) die sich störend zwischen Dich und mich stemmen könnte — eine Macht, die uns Beide elend machen würde, das weiß ich gewiß — und die wir nicht abwehren können, trotz den Riesenkräften, die ich gegen jeden Feind unserer Liebe in mir fühle. O Manuela, sieh — und seine Stimme wurde trotz seiner Leidenschaft weich und sanft, — sieh, ich habe mein Vaterland lassen müssen, mit allen den wahnbeseligten Ideen von Glück und Freiheit, wie sie nur das Herz des begeisterten Jünglings schwellen. — Ich habe vielleicht zum allerletzten Mal an dem Herzen der besten Mutter gelegen, ich ließ sie traurig, mit gestörtem Glück — und ich habe namenlos deshalb gelitten. Aber elend müßte ich zu Grunde gehen — verlöre ich Deine Liebe!“

Manuela antwortete nicht, ihre kalte Hand lag bebend in der seinen und gegen seine Brust fühlte er die hastigen Schläge ihres Herzens.

„Manuela, antworte mir. Wer ist so entschieden gegen unsere baldige Vermählung?“

„Papa, Erich. Er kann es noch nicht ertragen,“ fuhr das Mädchen leise und zitternd fort, „mich so schnell wieder von sich zu geben. Der arme Papa, ich glaube, er hat Manches, was ihn drückt — wir dürfen nicht nur an uns denken — so — so —“

„So — Manuela? Sprich es aus, was Du denkst und sage Du mir wenigstens, wie es Dir ums Herz ist?“

Manuelas bleiches Gesicht überzog jetzt eine jähe Gluth, sie barg es noch fester an des Geliebten Brust und sagte leise: „So gern ich Dir auch folgen würde — bis an das Ende der Welt — wann und wohin Du willst.“

„Ich danke Dir, Manuela, diese Worte sollen mein Talisman sein in den einsamen schweren Stunden, die uns noch bevorstehen, bis wir vereint sein werden.“

Erich hielt sie ein paar lange Minuten fest an seinem Herzen, dann erhob er sich und sah nach der Uhr.

„Ich muß fort, Manuela, ich muß unter allen Umständen morgen früh in den Gruben sein! Und nicht wahr, wenn es möglich ist, sobald Du Deinen Vater dazu bereden kannst, wirst Du mein Weib und gibst diesem armen ungestümen Herzen den Frieden, den es nun doch einmal nirgends mehr zu finden vermag, als bei Dir!“

Die letzten Worte hatten sich einzeln und langsam über seine Lippen gerungen und er bedurfte seine ganze Willenskraft, um das Mädchen aus seinen Armen zu lassen, als sie an die hintere Gartenpforte gekommen waren und sich nun doch trennen mußten.

Manuelas Herz war so voll, sie hatte so Vieles

sagen wollen und jetzt fühlte sie nichts als ihre tiefe, unsägliche Liebe, welche sie in Worten nicht auszudrücken vermochte. Ein leises, von Thränen ersticktes „Lebewohl“ glitt kaum gehört an Erichs Ohr, aber es echote noch in seinem Herzen und er konnte die verhängnißvollen Worte jetzt und nie mehr vergessen. Ernst schritt er durch die hohen, vom Mond versilberten Maisfelder, um sein Pferd in einer kleinen Indianerhütte in Empfang zu nehmen, in welcher er es, um unbemerkt zu bleiben, gelassen hatte.

Auf Manuelas Lippen brannten noch seine letzten heißen Küsse — und dennoch fühlte sie ein trostloses, kaltes Weh in ihrer Brust — ein Ahnen der Dinge, die da kommen konnten und von denen sie sich keine Rechenschaft abzulegen wußte. Und wie schön und harmonisch war die Nacht! Die weiche, duftige Tropenluft legte sich schmeichlerisch um ihre Schläfe und der Mond schritt so ruhig und ernst an dem wolkenlosen Himmel, als wisse er nichts von Erdenleid und Menschenqual!

Auch Erich, als er durch die einsamen Barrancas ritt, welche nach Real del Monte führen, war zerstreut und unbefriedigt. Er hatte mit Manuela so Vieles besprechen wollen, sie warnen vor Collinet, an den er nie ohne ein Mißbehagen denken konnte, weil er das Gefühl hatte, als wenn eine unreine Atmosphäre die Luft verpestete, in welcher seine zarte Blume blühte. Und doch hatte er, von ihrem makellosen Zauber umstrickt, nicht den Muth gehabt, nur seinen Namen auszusprechen. Er war mit einer Seele voll Ungeduld durch die Gebirge geeilt, um mit ihr die nächste Zukunft und alle Verhältnisse zu durchsprechen — und als er sie endlich in seinen Armen hielt, als dieses unschuldsvolle Angesicht an seinem Herzen lag, da fand er keine Worte, da konnte er nichts

als schwelgen in dem Hochgenuß des Vereintseins zweier Seelen, die sich lieben. Es war ihm als profaniere er ein heiliges Empfinden, wenn er mit Dingen, die der Welt angehörten, diese geweihten Augenblicke störe — und erst als er wieder fern von dem Einfluß war, den ihre Gegenwart zu allen Zeiten auf ihn ausgeübt, kam er zu dem Bewußtsein, daß er ihr eigentlich nichts gesagt habe. Er ließ dem Pferd die Zügel, um sich dem Zauber des wundervollen Tropenmorgens hinzugeben, der sich jetzt im matten Dämmern da vor ihm ausdehnte und bereit machte, die ersten glühenden Küsse der aufgehenden Sonne in Empfang zu nehmen.

So — gerade so blendend und sein Leben vergoldend war ja auch die Sonne seiner Liebe an seinem dunklen Lebenshorizonte aufgestiegen, nachdem er durch eine einsame Nacht gepilgert, fern von der Heimath, von allen jugendlichen Hoffnungen — vom Elternhause.

Alles was je sein Leben geblendet, seine Seele mit Hoffnungen geschwellt, kreuzte an diesem stillen Morgen seine Gedanken — und noch oft hat er in seinem späteren Leben dieser sonderbaren Stimmung denken müssen.

Bald war die immer höher und höher steigende Sonne das Bild seiner Liebe, bald war sie die deutsche Freiheit, der geträumte Himmel voller Ideale, für die zu sterben ihm selbst heute noch nicht zu schwer erschien. Ein tiefer Seufzer hob sich aus seiner Brust, eine bange Ahnung, von der er sich ebenso wenig befreien konnte, wie Manuela, nagte an ihm und quälte ihn. Wozu? löste es sich endlich von seinen Lippen — wann hätte ich je diesen Altweiber-Gespinnsten Gehör gegeben?

Eine schlaflose Nacht, übermäßige Anstrengung und vor Allem mein ganzes vergangenes Elend, welches mich

so mürbe gemacht, daß ich verlernt habe, an ein Glück zu glauben. Das Alles zusammen wirkt lähmend auf meine Gedanken.

Er setzte sein Pferd in Galopp und sprengte durch die Aloefelder direkt zu den Gruben, die eine halbe Stunde seitwärts von Real del Monte lagen.

Das Haus, in welchem Roberto Benting sein Comptoir hatte, lag in einer der Hauptstraßen, welche in die Calle de Plateros münden. Es war ein altes, gut renommirtes Haus, welches einst Bentings Onkel gegründet und das sich eines Credits erfreute, den Don Roberto fast überschätzte. Die fortwährenden Revolutionen, der nordamerikanische Krieg, die ewigen Unruhen, von dem Expräsidenten Paredes durch seine Manifeste gegen die Regierung angestachelt, und seine Bemächtigung Guanaxatos hatten aber die Geschäfte so niedergedrückt, daß sich das auch in den besten Häusern fühlbar machen mußte.

In die damalige schon bedenkliche Krisis kam noch die Herabsetzung des Zolles an dem Hafen von Matamoras am Rio Grande del Norte, eine kühne Maßregel, welche der dortige Gouverneur ergriff, um dem Obristen Carbajal zuvorzukommen, welcher in dieser Absicht sich gegen die Regierung pronuncirt und nach einigen Gefechten den Hafen belagert hatte.

Speculative Geschäftsköpfe, wie der des Mons. de Collinet, hatten dieses Ergebniß schnell zu benutzen gewußt, und ihre Waare anstatt, wie das ja für die Hauptstadt am gelegensten ist, durch den Hafen von Vera-Cruz,

über Matamoras gerichtet und so ganz bedeutend die Preise gegen die übrigen Waaren ermäßigen können.

Benting hatte gerade bedeutende Sendungen über Vera=Cruz empfangen und wäre zweifelsohne bei seiner schon kritischen Lage zu Grunde gegangen, wenn er mit den Preisen, die Collinet beabsichtigte, gezwungen gewesen wäre, zu konkurriren. Da aber Collinet der Erste war, welcher diese Waare über Matamoras empfing, eine Maßregel, die nachher viele Nachahmer fand, so hatte er auf einen Schlag bedeutende Summen gewonnen.

Der verzweifelte Benting, der für seine Waare in Vera=Cruz fast den achtfachen Zoll zu bezahlen gehabt hatte, war also mit der Stellung des Preises ganz in des Franzosen Hände gegeben.

Wie sorgenvoll er in die nächste Zukunft schaute, das konnte man, als er in dem Privatzimmer seiner Comptoirräume auf einem Amerikanersessel hin und her schaukelte, in den tiefen Furchen lesen, die seine Mundwinkel fast verzerrten. Er schnitt mit dem feinen, silbernen Messer so energisch und hastig an seinen Nägeln, als wolle er mit diesen Bewegungen die sichtbare Unruhe seines Innern dämpfen.

In der That keine beneidenswerthe Situation, wenn man den maßlosen Hochmuth in Anschlag bringen will, welcher zu allen Zeiten die Handlungen dieses Mannes gekennzeichnet hatte.

Monf. de Collinet ging mit teuflischem Lächeln in dem weiten Raume des Zimmers auf und nieder. Seine weißen, wohl gepflegten Hände lagen gekreuzt auf dem Rücken — und an dem kleinen Finger funkelte der große Solitair fast ebenso sehr wie die grünlichen

Augen, die er von Zeit zu Zeit boshaft auf sein Opfer richtete.

„Ich zwinge Sie zu nichts, Don Roberto,“ sagte er endlich nach einer langen Pause, indem er einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel warf und seine modernen Vatermörder fast bis zu den Ohren schob, „Sie brauchen mir nur ein Wort zu sagen und meine Waaren gehen noch heute an die angewiesenen Firmen; ich will das idyllische Zukunftsglück Ihrer Tochter mit dem rebellischen Phantasten nicht stören, wenn es Ihnen so schwer wird, Vernunft anzunehmen. Aber ich habe auch keine Lust, meiner zukünftigen Frau diese Rendez-vous Abends im Garten zu gestatten.“

„Welche Rendez-vous,“ fuhr Don Roberto in die Höhe. „Sie wissen, daß meine Tochter bis heute Waldens Verlobte war und daß sie ihn mit unserer Erlaubniß empfangen durfte.“

„Auch das letzte Mal, Don Roberto, als sie zwischen 9—10 Uhr ein Stelldichein an einem Abend hatte, an welchem Sie unmöglich vermuthen konnten, daß Sennor Walden in Tacubaya war?“

„Das ist nicht wahr! Manuela hat noch nie ein Geheimniß vor ihren Eltern gehabt, sie ist so rein und fleckenlos bis in das Innerste ihrer Gedanken, Mons. Jules, daß mir beinahe graut ....“

„Sprechen Sie es nur sans gêne aus, Don Roberto, ganz sans genê, daß Ihnen fast graut, sie einem Manne zur Gattin zu geben wie mir, von dem man das freilich nicht behaupten kann. Aber das liegt ja ganz in Ihrem Belieben — und was die fleckenlose Reinheit angeht, so hat wenigstens diesmal Ihre Tochter eine Zusammenkunft

mit dem jungen Manne gehabt, von der Sie so wenig wie Madame Benting etwas wußten."

Robert Benting warf einen Blick voll des tödtlichsten Hasses auf Collinet, als dieser ihm den Rücken wandte und sich anschickte, seine Promenade im Zimmer von Neuem zu beginnen.

Nach einer Weile zog Mons. de Collinet seine Uhr aus der Tasche, warf einen Blick auf dieselbe und stellte sich dann unverschämt vor Benting auf, welcher noch immer im Sessel lehnte und mechanisch hin und her schaukelte.

„Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, Don Roberto," sagte er in schlechtem spanisch, welcher Sprache er sich nur dann bediente, wenn er rein geschäftlich oder ärgerlich wurde, „Sie scheinen keine Lust zu haben, auf meine Vorschläge einzugehen und wir wollen die Sache als abgethan betrachten. Ich kann ohnehin meine Commissionäre in Matamoras nicht mehr länger warten lassen, Sie wissen ja selbst, daß der Correo noch vor Abend abgeht. Auch sind Sie ja durch nichts gezwungen, mir Gehör zu geben, wie es scheint. Adios, Don Roberto!"

Ein teuflisches Lachen begleitete die letzten Worte, indem er sich an dem jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Gesicht seines langjährigen Freundes weidete, mit welchem dieser abwehrend seine Hand nach ihm ausstreckte, aber nichts über seine blutleeren Lippen brachte, als die Worte: „Un momento, Don Julio, un momento!"

Collinet ließ die Thürklinge fahren, die er schon in der Hand gehalten, verbiß das triumphirende Lächeln, welches seine Lippen kräuseln wollte und streckte seine Hand gleißnerisch dem Gequälten entgegen.

„Lassen Sie uns die Sache kurz beenden, amigo, Sie

wissen doch, daß es nur mein aufrichtiger Wunsch ist, Donna Manuela glücklich zu machen, der mich zur Eile treibt. Mir bleibt keine Wahl, freiwillig läßt das Mädchen nicht von dem Deutschen und Sie sind doch wohl selbst überzeugt, daß es nicht ihr Glück sein würde, sein romantisches Bettlerloos zu theilen."

„Aber ich wollte ja nur Zeit, Mons. Jules, nur Zeit, Sie wissen nicht, welche tiefe und zähe Natur das Mädchen hat — und ich fürchte, es kann etwas Schlimmes entstehen, wenn ich ihr nicht Zeit gebe, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen." Und Robert Benting seufzte aus einem wirklich gequälten Herzen.

„Donna Manuela wird sich nicht eher an den Gedanken gewöhnen, bis er ihr als positive Wahrheit entgegentritt, und ist sie erst einmal meine Gemahlin, so werde ich sie schon von dem Glück zu überzeugen wissen, welches man sich mit Geld und Luxus verschaffen kann. Glauben Sie, daß sie unglücklich sein wird, Don Roberto, wenn sie als unumschränkte Herrin in meiner fürstlichen Villa waltet, gehütet von den Augen und der Liebe eines sie anbetenden Gatten, der zudem im Stande ist, jeden ihrer Wünsche zu befriedigen? Bei Gott, ich liebe das Mädchen auf eine mir selbst unbegreifliche Weise, sogar wenn sie abstoßend ist, scheint sie mir begehrenswerth."

„Ich fürchte vielleicht gerade deshalb, Mons. Jules, der Widerstand reizt Sie, dem sich sonst Alles wie von selbst bot, was er begehrte."

„Lassen wir das unerörtert, Don Roberto, lassen wir das. Es gab auch eine Zeit, wo ich Ihnen zu der Erfüllung von Wünschen verhalf, die zu befriedigen Sie reizten, weil die Hindernisse, die sich Ihnen entgegenstemmten, fast nicht zu bewältigen waren. Eine Hand

wäscht die andere. Genug, ich begehre das Mädchen, das Warum kann Ihnen gleichgültig sein."

Ein cynisches Lachen verunstaltete sein Gesicht, er hatte jetzt einen gefährlichen Trumpf ausgespielt und Robert Benting an eine Zeit erinnert, die ein nie auszulöschender Fleck in seiner Vergangenheit war.

Benting erhob sich, trat an sein Pult und kaute an der Feder, die er zwischen seine Finger genommen hatte.

Monſ. de Collinet dictirte:

„Binnen acht Tagen ist die Verlobung Ihrer Tochter mit Erich Walden gelöst, binnen 4 Wochen ist sie meine Verlobte und binnen drei Monaten meine Gemahlin."

„Aber es bleibt dabei, daß nicht die Verlobung, sondern erst die Vermählung veröffentlicht wird," warf der edle Vater ein.

„Meinetwegen, vielleicht ist es besser, des phantastischen Brausekopfs wegen, der Gott weiß welche Dinge anstellen möchte. Ich werde ohnehin versuchen, ihn für einige Zeit aus dem Wege zu schaffen, oder selbst gehen. Ist die Kleine erst meine Frau, dann hat die Sache so wie so ein Ende. Das ist die einzige Eigenschaft, welche die deutsche Frau voraus hat, sie ist treu und penibel tugendhaft. Also setzen Sie den Vertrag auf, Don Roberto, Sie sehen, ich bin großmüthig und lasse mit mir reden."

Robert Benting setzte sich auf den Stuhl, der vor seinem Schreibpult stand und gedachte mit erleichterndem Empfinden daran, mit einem Schlag alle seine quälenden Sorgen los zu werden. Das, was sich noch Menschliches in ihm regen wollte, beschwichtigte er mit dem Selbsttrost, doch eigentlich nur seine Pflichten zu erfüllen, indem er seiner Tochter Zukunft in so glän-

zender Weise sicherte. Dann nahm er die Feder und setzte einen Contrakt auf, der in seiner raffinirten Vorsicht und klugen Genauigkeit in nichts gegen seinen Freund zurückblieb.

Monf. Jules de Collinet stand hinter seinem Stuhl, und obgleich seine Augen dem Lauf der Feder folgten, so waren doch seine Gedanken ganz wo anders. Die mageren Finger mit den wohlgepflegten Nägeln drehten behaglich den glänzenden Schnurrbart und sein cynisches Lächeln verrieth, daß er in andern Regionen schwelgte.

Als die beiden Freunde eine halbe Stunde später Arm in Arm in harmlosestem Geplauder durch die Calle de Plateros gingen, um im Hôtel Iturbide ihr Dîner einzunehmen, da ahnte wohl Niemand, der sie sah, daß sie soeben einen gegenseitigen Contrakt unterzeichnet, der mit Menschenblut geschrieben war.

Manuela, welche von Natur einen weichen, biegsamen Charakter besaß, der sich so leicht liebend und versöhnend allen Menschen entgegen neigte, hatte doch auch, wie sich das bei genauerem psychologischem Beobachten ähnlicher Naturen oft ergibt, in seltenen Fällen eine so entschiedene Energie an den Tag zu legen gewußt, welche man dem sanften Mädchen kaum zugetraut hätte. Namentlich war das damals bei Gelegenheit ihrer Verlobung zu Tage getreten und es war Robert Benting gewiß nicht zu verargen, wenn er sich vor der Scene fürchtete, welche die Aufhebung derselben hervorrufen mußte.

Frau Elfride hatte deshalb schon bittere Tage ver-

bracht und sie hätte lieber die ganze Sache auf sich allein genommen und mit Manuela durchgeführt, wenn ihr Gatte nicht mit Recht befürchtet hätte, daß sie zu solchen Dingen nicht die passende Persönlichkeit wäre.

Wann hatte er sie denn je zu etwas Anderem benutzen können bei seinen oft zweifelhaften Geschäften, als zu dem frivolen Geplauder mit oberflächlichen Geschäftsfreunden, denen sie mit ihrem zuvorkommenden freundlichen Lächeln die Stunden hinwegkoste, die Don Roberto zu seinen Plänen oft kostbar waren; aber zu ernsten Dingen, die mit berechnender Klugheit gehandhabt werden mußten, dazu konnte Elfride sich nicht verwerthen lassen. Nicht einmal sein Vertrauen besaß sie dabei, weil er sich selbst sagte, daß sie nichts fasse, wozu etwas mehr Verstand und Nachdenken gehöre.

So ließ sie denn auch jetzt wieder alle seine Launen und bitteren Bemerkungen mit jener indolenten Liebenswürdigkeit über sich ergehen, die für gewöhnlich ihrem Gatten angenehm war, weil sie ihn am wenigsten störte. Die Sache mit Collinet ließ er nur, wie es seine Art war, in quälenden, unerträglichen Stimmungen an ihr aus.

Manuela ahnte von Allem dem nichts. Sie hatte sich mit kindlichem Gehorsam hineingefügt, daß ihre Vermählung in diesem Jahre nicht statthaben sollte. Blieb sich doch das Empfinden ihres Herzens deshalb gleich, nur daß sie ihre schönen Träume in etwas weitere Ferne schob.

Sie fand ja ein volles Genügen in dem Bewußtsein, daß sie geliebt war von ihm, den sie täglich, je mehr sie prüfend um sich schaute, nur höher und heiliger in ihrem Herzen hielt.

Wohl fühlte sie sich im Elternhause einsam, aber sie legte sich keine Rechenschaft darüber ab und schob es mehr auf das Heimweh, die Anhänglichkeit an die Großmutter und alle die deutschen Gewohnheiten, die ihrem Herzen so sympathisch waren. Wenn auch wohl hie und da ein eisiges Gefühl sie durchzuckte, wenn das Gebahren der Eltern so anders war, als sie es sich gedacht, so endete dasselbe fast immer mit Vorwürfen gegen sich selbst, weil ihrem Herzen, wohl durch die lange Trennung, die Eltern ferner gerückt waren und sie deshalb nicht im Stande, sie recht zu verstehen und ihre Handlungsweise zu beurtheilen. Dann war sie doppelt liebevoll und zuvorkommend und suchte des Vaters oft ungerechte Launen mit Ruhe und Sanftmuth zu ertragen.

Es war ja Friede in ihrem Herzen, sie hatte einen festen Hort in Erichs Liebe, um die sich so zuversichtlich alle Zukunftspläne ranken durften.

Warum sollte sie nicht die Eltern doppelt lieben und die Verhältnisse tragen?

Außerdem hingen ihre jüngeren Brüder, namentlich der Kleinste, mit großer Liebe an ihr — und in ihrer Mitte fühlte sie sich glücklich. Man sah das junge Mädchen selten ohne den schönen, goldlockigen Knaben an ihrer Seite und in sein liebenswürdiges Kindesgeplauder vertieft. Vielleicht fiel die Liebe zu diesem Knaben stark in die Waagschale, als sie sich zu einem Gelöbniß verstand, welches so verhängnißvoll für ihr Geschick werden sollte.

Ob Don Roberto mit Absicht die späte Abendstunde gewählt, um mit seiner Tochter zu sprechen, als er sie nach dem Thee bat, in sein Zimmer zu kommen? Vielleicht bangte ihm und er sagte sich, daß die Folgen dieser Unterredung wohl doch nicht ganz harmlos sein dürften

und er bedachte, daß der Schleier der Nacht am besten das Elend zu verhüllen verstände — vor den Augen der Welt.

Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß sein Antlitz kreidebleich war, als er die Thüre seines Zimmers öffnete und seine Tochter vor sich her hineingehen ließ.

Manuela ahnte nichts Arges — und noch oft mag wohl dieser Vater in späteren Stunden des lieblichen Bildes seiner Tochter gedacht haben, wie sie da in ihrem lichten Sommerkleid in dem dunklen Lederstuhl saß und das gedämpfte Licht der Lampe auf ihr junges, liebreizendes Antlitz fiel. Noch oft dieses weichen, glückstrahlenden Lächelns, das ja fortan nie mehr diese Züge durchleuchten sollte.

Fühlte er das vielleicht jetzt doch, als er so lange auf das schöne Mädchen blickte, ehe er es über sich vermochte, zu sprechen?

Manuela wurde diese Situation peinlich. Es wurde ihr plötzlich klar, als sie in das starre, bleiche Gesicht ihres Vaters sah, der sie zu sich beschieden, um mit ihr zu sprechen und nun doch keine Worte fand, daß etwas Ernstes in ihm vorgehen müsse.

Sie erhob sich langsam, schritt geräuschlos hinter ihm her, als er das lange Gemach mit dröhnenden Schritten durchmaß, legte den Arm zärtlich in den seinen und fragte mit ihrer unbeschreiblich weichen Stimme:

„Fehlt Dir etwas, Papa?“

Robert Benting zuckte zusammen. Vielleicht hatte er es schon vergessen, daß seine Tochter im Zimmer war und seine ruhelosen Gedanken jagten Bildern nach, die weit von dem abschweiften, was ihn hierher geführt.

Er bog den Kopf fast erschrocken zu ihr hin, blieb stehen und indem er die Hand zärtlich auf ihren Scheitel legte, sagte er:

„Mir fehlt viel, sehr viel, mein Kind.“

Manuela ergriff seine Hand und küßte sie.

„Wenn Du wüßtest,“ fuhr er fort, „welche Sorgen das Herz Deines Vaters belasten, welche Qualen ihn niedergedrückt in der letzten Zeit, Du würdest ihm jetzt diese Unterredung nicht zu schwer machen, Manuela, die dazu bestimmt ist, auch von Dir ein Opfer zu fordern.“

„Sprich Dich aus, Papa, Du weißt nicht, wie gern ich Dir alles abnehmen möchte, was Dich quält.“

„Ja Kind, es bleibt auch kein anderer Weg — keiner! Entweder Du thust, was ich von Dir erbitte, Du opferst Deinem unglücklichen Vater Dein wahnbethörtes Glück — oder — er ist ein mit Schande überhäufter Bettler, dem nichts anderes übrig bleibt — als“ — —

„O stille, stille Papa,“ hauchten jetzt des Mädchens zitternde Lippen, „ich will für Dich arbeiten, Armuth und Elend mit Dir tragen, wenn es sein muß — und auch Erich wird das zu allen Zeiten bereit sein zu thun. Sage mir, wie wir Dir helfen können?“

„Manuela,“ sagte jetzt Benting, indem er das Mädchen in den Sessel drängte, vor welchem sie standen, ihre beiden Hände ergriff und mit zitternden Lippen langsam die Worte hervorstieß: „Du mußt Deine Verlobung mit Erich Walden noch heute lösen, noch heute, verstehst Du mich? Und Dich an den Gedanken gewöhnen, von jetzt binnen drei Monaten die Gemahlin Monf. de Collinets zu werden.“

Manuela saß geisterbleich, mit weit aufgerissenen Augen und starrte wie wahnsinnig in ihres Vaters Gesicht.

Das konnte nicht sein! Die Worte, die eben über seine Lippen gegangen und von denen jedes einzelne kalt und tödtend in ihr Herz fiel, die konnte der nicht gesprochen haben, der sich ihr Vater nannte.

„Du mußt Dich an den Gedanken gewöhnen, von jetzt binnen drei Monaten die Gattin Jules de Collinets zu werden,“ echote der Mann, der da vor ihr stand — „sonst bleibt mir keine Wahl — als — —“

Ein gellender Schrei unterbrach seine Worte, ein furchtbarer weher Schrei und zu seinen Füßen, seine Knie umklammernd, mit großen, heißen Augen in sein Gesicht starrend, lag sein Kind — unfähig zum Sprechen!

Der Vater riß sie erbarmungslos in die Höhe, drängte sie abermals hinein in den Fauteuil, ging gemessenen Schritts zu seinem Schreibtisch und ergriff die Pistole, die über demselben in einem rothen Lederfutteral hing, dann trat er vor sein Kind und indem er dieselbe in die Höhe hob und den Lauf auf seine Brust setzte, sagte er ruhig, mit heiserer Stimme:

„Schwörst Du mir nicht, ehe Du dieses Zimmer verlässest, daß Du meine Wünsche erfüllen willst, und bereit bist, Deinen Vater, Deine Mutter und Deine unglücklichen Geschwister vom Rande des Abgrunds zu reißen — so muß ein Schuß diesem Leben ein Ende machen — denn — ich habe mich Collinet mit — meiner Ehre verpfändet.“

Das Mädchen, welches nicht mehr recht begriffen, was um sie her vorging und nur das dumpfe, fast wohlthuende Gefühl gehabt hatte, ihr Vater wolle sie tödten, rüttelte sich bei den letzten Worten gewaltsam empor, entriß ihm mit ihrer kleinen Hand die Pistole, schleuderte sie in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers und sprach

dann mit einer Stimme, die keine Aehnlichkeit mehr mit der hatte, die sonst so weich über ihre Lippen kam:

„So muß ich Deine Ehre retten — Vater — was soll ich thun?“

Benting schaute sie an.

Wer sprach zu ihm?

Konnte denn Alles so schnell in dem Mädchen zerrissen sein, daß diese Stimme so furchtbar hohl, fast nicht wie eine Menschenstimme klang? Aber es war seine Tochter, die da saß, unbeweglich, mit todtbleichem Gesicht, ohne Thränen, die bebenden Hände zusammengeballt in ihrem Schooße.

Er wollte sich zu ihr niederbeugen, ihre Hände fassen, aber das Mädchen wehrte seiner Berührung und wiederholte noch einmal, noch kälter, noch hohler:

„Was soll ich thun?“

„Sei nicht so furchtbar traurig, Manuela, ich bitte Dich,“ versuchte der Vater sie zu trösten, denn es fing an, ihm zu grauen vor dem furchtbar veränderten Anblick, den seine Tochter bot.

„Siehst Du, es wird mir so schwer, das Opfer von Dir zu fordern. Ich weiß ja, wie sehr Du Erich liebst, aber als die Gattin Collinets stehen Dir doch auch Freuden zu Gebot — die —“

„Was soll ich thun?“

Gebieterisch glitten die Worte zum drittenmal von des Mädchens Lippen — und so laut, so energisch, daß Benting fast wie ein Sclave zum Schreibpult ging, Tinte und Papier zurecht legte und sagte:

„Nur hier auf dieses Blatt schreiben, daß unbezwingliche Verhältnisse Dich veranlassen, Deine Verlobung

mit Erich Walden aufzulösen — Du liebtest ihn nicht mehr.“

Das Mädchen trat an den Schreibtisch und schrieb:

„Unbezwingliche Verhältnisse veranlassen mich, meine Verlobung mit Dir von heute an als gelöst zu betrachten — —“

Sie hielt inne.

„Weil ich Dich nicht mehr liebe,“ dictirte Benting.

Manuela schüttelte energisch das Haupt.

„Weil ich Dich nicht mehr liebe,“ wiederholte er. — —

„Ich kann nicht! Habe Erbarmen — ich kann nicht!“

„So schreibe Deinen Namen.“

Manuela zauderte.

„Willst Du nicht? Ach ja, ich sehe es ein, es ist zu viel für Dich, armes Kind,“ sagte jetzt dieser erbarmungslose Vater heuchlerisch. „Es ist zu viel! O wie gerne würde ich mich selbst opfern, wenn nur mein Glück dabei auf dem Spiele stände.“

Noch immer starrte Manuela regungslos auf das Papier.

„Aber es ist meine Ehre! O und Deine arme Mutter, die unschuldigen Kinder der Armuth preisgegeben, dem Elend, der Schande!“

Jetzt beugte sich das Mädchen über das Papier, eine zitternde Hand senkte die Feder in das Tintenglas und wie mit Blut gezeichnet stand da: Manuela Benting. Dann griff sie an die Stelle ihres Herzens und mit einer Stimme, in der alle unsagbar gewaltige Liebe eines jungen Menschenherzens mit den Qualen wahnsinnigster Verzweiflung vibrirte, rang sich der Name von ihren Lippen, der dem Manne angehörte, den sie seit beinahe zwei Jahren als Ideal in ihrem Herzen trug:

„Erich!“

Ein dumpfer Schlag — und sie lag leblos am Boden.

Robert Benting hob seine Tochter in die Höhe, legte sie sorgsam auf den Divan, zog die Schelle mit derselben Ruhe, mit welcher er es morgens für sein Frühstück that, und war froh, daß diese Scene vorüber war. Dann legte er das Papier, welches Manuela beschrieben, sorgfältig in sein Portefeuille und befahl dem eintretenden Diener, die Sennora zu benachrichtigen, denn seine Tochter sei, wahrscheinlich in Folge des heißen Tages, ohnmächtig geworden.

Als Frau Benting eintrat und sich zu ihrer Tochter neigte, nahm ihr Gemahl seinen Hut, um Mons. de Collinet von seinem glücklichen Erfolge zu benachrichtigen.

Erich Walden war langsam nach vollbrachtem Tagwerk durch die engen Barroncas geritten, deren Steinmassen sich von den Gruben bis zu seiner Wohnung stellenweise riesenhoch aufthürmten. Der Tag mit seiner Hitze war vorüber und es kam die Stunde des Sonnenuntergangs, dem man sich in den Tropen nie ohne Bewunderung hingeben kann.

Er war heute früher fertig als gewöhnlich, dazu war es Samstag und er hatte das angenehme Bewußtsein, auch den morgigen Tag ruhig sich selbst und seinen eigenen Gedanken leben zu dürfen. Sein Pferd hatte den steilen Berg erklommen, in dessen enger Schlucht sein kleines Häuschen lag, welches nur seine alte Annita, eine treue Indianerseele, wie man sie in den Colonien zuweilen findet, mit ihm bewohnte.

Das Thal, auf welches er bei der Biegung des Weges hinabblickte, lag schon in völligem Schatten und der würzige Duft der Limen und Myrthen wehte, vom leisen Abendwind getragen, erquickend um seine Schläfe. Die Kronen der Berge, welche durch die unbeschreiblich dünne und durchsichtige Luft des Südens ihm so nahe gerückt schienen, waren noch golden von der Sonne beleuchtet, die eben glühend hinter denselben versinken wollte.

Kein Menschenlaut rührte sich! So weit er auch schauen mochte, eine einsame, stille Welt! Hie und da hörte man von den entfernten Steppen herüber das schaurige Rufen vereinzelter Schakale, oder das behäbige Wiehern der Maulthiere drüben bei den Gruben, die gerade im Begriff waren, ihren Abendimbiß zu verzehren.

Noch immer hatte Erich Walden es nicht lernen können, resignirt in sein Geschick und unbekümmert um die Welt jenseits des Oceans das Leben zu ertragen, welches so ganz anders war als das, von welchem er einst geträumt!

Noch immer taumelten seine Gedanken wie trunken zurück in die enthusiastische Zeit, wo er im Kreise gleichfühlender junger Leute sich in den Freiheitsrausch deutscher Größe gewiegt, wo er von stolzen Hoffnungen getragen all sein Denken, Schaffen und Können an das Banner hing, welches hinaus wehte in die Welt, um Menschenliebe, Glück und Freiheit zu verkünden. Zu unbegreiflich schnell waren die Hoffnungen geknickt, zu jäh die Nacht gekommen, die sich wieder über sein Vaterland gebreitet! Dieses Land, das stand fest, das konnte nie seine Heimath werden, so wunderschön es sich auch da vor ihm ausbreiten mochte, es war

und blieb für ihn nur ein trauriges Exil, in dem die Kräfte brach liegen mußten, die er in sich fühlte und die sich hier nicht verwerthen ließen. Wann sich die Zeiten in Deutschland lichten würden?

Wann und ob es ihm vergönnt sein sollte, dorthin zurückzukehren, wo er mit jeder Faser seines Denkens war, er wußte es nicht. Aber er fühlte ein Heimweh danach in seiner Brust, für welches es nur einen Balsam gab: seine Liebe zu Manuela! Je düsterer die Nacht der Verbannung, in die er geflüchtet, je glänzender und reiner strahlte der Stern, der sie ihm lichten half!

Auch jetzt in dieser Stunde trat deutlich das Bewußtsein des vollkommenen Glückes an ihn heran, welches er in dem Besitze dieses Mädchens gewonnen hatte.

Welch starker, fester, zuverlässiger Hort war ihre Liebe!

Wie verständnißvoll schmiegte sich ihr Denken an das seine, wie fühlte sie mit ihm bis hinein in die geheimste Tiefe seines Schmerzes! Sie war keines jener Heldenweiber, die mit Enthusiasmus sich an die Spitze des Vaterlandes stellen möchten und den Männern gleich die Fahne schwingen zu Kampf und Sieg.

Nein, sie war nur in ihrer Liebe eins geworden mit dem Denken des Geliebten, sie dachte, fühlte, lebte und hoffte durch ihn.

Je heißer und leidenschaftlicher Erich von seiner Liebe zum Vaterland durchdrungen war, je sehnsüchtiger er der Mutter gedachte, je inniger schmiegte sie sich selbst an ihn an, je größer erschien er ihr. Seine Wünsche, seine Zukunftsträume, seine Hoffnungen waren die ihren geworden, sie konnte von denselben ebenso wenig lassen,

wie er selbst, weil sie der Inbegriff seines Lebens waren.

Als jetzt Erich auf die letzten glänzenden Strahlen blickte, welche die Felsenspitzen vergoldeten, mußte er wieder der glückberauschenden Stunde gedenken, da die untergehende Sonne den glänzenden Scheitel von Manuelas Haupt geküßt, als sie sich zum erstenmal, dem Geständniß seiner Liebe lauschend, an seine Brust geneigt.

Ihre lieblichen Züge waren schon im Schatten und nur über ihr weiches lichtbraunes Haar fiel verklärend und segnend der letzte Glanz!

Eine heilige Lebensstunde! Schon hatte die Dämmerung sich auch über die höchsten Berggipfel gebreitet und noch immer starrte er wie gebannt auf jene Riesenfelsen, hinter welchen die Sonne versunken war!

Kein Strahl war zurückgeblieben von ihrem glänzenden Gold — nur dämmernde Nacht — wohin er sah! Wieder packte ihn jenes dunkle Gefühl von quälender Angst. Ist es ein unglückseliger Fluch, welcher das Fatum denen aufgedrückt, die durch besonders düstere Lebensstunden pilgern mußten, daß sie verlernten, an das Glück zu glauben? Oder ist es das Eigenthum fein organisirter Naturen, daß ihre Seelen das Elend vorausfühlen, wie die empfindsamen Nerven das Gewitter, welches sich entladen will?

Erich schüttelte das Gefühl energisch von sich ab. Er wollte glücklich sein!

Was konnte man ihm rauben? Manuelas Liebe?

Sein Pferd stand still, er hatte nicht bemerkt, daß er vor seiner Wohnung angekommen war.

Annita trat mit strahlendem Gesicht in die Thüre.

„Ein Brief?“

Sie schwang triumphirend ein versiegeltes Paquet, welches ein Expresser schon am Morgen von Tacubaya gebracht hatte.

Die gute Seele — sie ahnte nichts Böses!

Sie schlüpfte in die Küche, um das Abendbrot zu bereiten, während ihr junger Gebieter mit seiner Habe im Zimmer verschwand. —

Die einfache Mahlzeit war längst gerichtet. Annita trippelte ungeduldig um den Eßtisch herum und wartete vergebens auf ihren Herrn. Sie wagte nicht ihn zu stören, auch die alte Indianerin fühlte, daß es geheiligte Augenblicke sein müssen, wenn man Grüße und Worte von theuren Entfernten empfängt.

Aber heute dauerte es doch zu unbegreiflich lange, bis ihr junger Herr erschien.

Sie ging zur Thüre, welche nur angelehnt war, und wagte es endlich, sie geräuschlos zu öffnen.

Da saß ihr geliebter junger Herr auf dem Stuhle und sein Kopf lag in den Händen vergraben auf dem Tisch!

„Vergilbte Blätter und ein wenig Gold!“

Zerstreut lagen die Briefe um ihn her, die er einst mit seinem Herzblut für das Mädchen geschrieben, welches er jetzt lassen sollte!

Sie machte ebenso geräuschlos die Thüre wieder zu — instinktiv wußte sie, daß sich hier etwas Entsetzliches ereignet hatte!

Als Erich Walden diese Zeugen vergangener seliger Stunden entgegen fielen, als aus einem Futteral der kleine Ring ihm entgegenblitzte, den er gewohnt war an der schlanken Hand zu sehen, die er so oft in der seinen gehalten, da war es ihm, als träume er einen entsetzlichen

Traum! Seine Augen traten fast aus ihren Höhlen, seine Hand griff an seine Stirne.

O Gott, Gott, warum hatte ihn nicht lieber der Abgrund zerschellt, der ihm vorhin im Dämmerlicht so ahnungsvoll entgegengegähnt?

Nein, nein, das konnte nicht mit Manuelas Wollen geschehen sein, das war unmöglich.

„O nur das nicht, nur das nicht," das blieb unter allen Qualen das tiefe Gebet, welches sich aus seiner Seele rang — „o laß' mir den Glauben an ihre Liebe!"

Das feine Blatt, auf welches das gefolterte junge Mädchen die letzten Worte geschrieben, fiel ihm nicht gleich in die Hand, es war der folgende auf elegantem Atlaspapier abgefaßte Brief Herrn Robert Bentings, welcher ihm das Blut erstarren machte, als er ihn las.

„Geehrter Herr Walden!

Im Auftrage meiner Tochter Manuela wird mir die schwere Aufgabe, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie von heute ab dieselbe nicht mehr als Ihre Verlobte betrachten dürfen und sie selbst hiermit das Verhältniß löst, welches sie vor 18 Monaten so vorschnell mit Ihnen angeknüpft. Sie kommt darin allerdings meinen Wünschen entgegen und wenn Sie sich in meine Stelle versetzen wollen, so werden Sie sich sagen müssen, daß meine Tochter wohl bei ihren vielen Vorzügen zu einer sorgenfreieren Zukunft berechtigt ist, als Sie ihr bieten können und daß es mir eine große Erleichterung ist, daß sie, wie Sie aus beifolgendem Briefe ersehen, es selbst so wünscht.

Sie beauftragt mich weiter, Ihnen Ihre Briefe und den Verlobungsring mit der Bitte zu übersenden, das Gleiche, was Sie von ihr selbst besitzen, ihr zuzustellen.

Versuchen Sie keine Annäherung mehr, Herr Walden, sie würde nutzlos sein, ebenso wenig würde es Ihnen gelingen, meine Tochter zu sprechen. Es ist ihr bestimmter und ausdrücklicher Wunsch, Sie nicht wiederzusehen.

Ich denke, Sie werden Stolz genug besitzen, um keine Ansprüche mehr an eine Dame zu erheben, die Ihnen unzweideutig genug bekennt, daß dieselbe Sie nicht mehr lieben kann.

Indem ich Sie nochmals bitte, mir meiner Tochter Briefe und Ring sobald als möglich zuzustellen, zeichnet mit Achtung

Robert Benting."

Der Brief flog, nachdem er ihn gelesen, in die Ecke des Zimmers. Hastig, wie vom Fieber gepackt, suchte er nach dem Manuelas, der als er den von Benting geöffnet, leise auf den Boden geglitten war.

Jetzt lag er da vor ihm auf dem Tische, sein Kopf war in die erstarrten Hände gesunken und vor seinen Augen wirbelten die feinen Buchstaben, die er sonst nie ohne Entzücken betrachtet hatte!

Stunde um Stunde zog bleiern vorüber, die Tasse Thee, welche die alte Aunita endlich schüchtern gewagt ihm zu reichen, hatte er mit stummer Miene zurückgewiesen. Er glaubte keine Bedürfnisse mehr zu haben in diesem Leben, es war ja so todt und kalt in seinem Innern, als solle er nie mehr empfinden, nie mehr zu dem Bewußtsein erwachen, daß er lebe.

Was war denn der Verlust des Vaterlands, das Welken aller Hoffnungsblüthen, die Trennung von der Familie selbst gegen die Täuschung einer Liebe, die er, der arme Verbannte, in sich aufgenommen hatte, wie die

verlorene Seele das erbarmende Evangelium? Seine Seele hatte ja in andächtiger Extase vor ihr gekniet, fast wie der Gläubige vor dem Bilde der Gebenedeiten. Sie war der Impuls jedes guten Gedankens, der letzte, einzige Glaube einer furchtbar verarmten Menschenseele!

Fahl und grau stahl sich das erste Morgendämmern durch die Gardine. Erich Walden saß noch immer am Tische, ein kalter Fieberschauer durchrieselte seine Glieder. Er wußte ja nicht mehr, was mit sich und seinen Gedanken beginnen, so furchtbar zerstört war es in ihm.

Müde warf er sich auf sein Bett und ein erbarmender Schlaf senkte sich endlich erlösend auf seine Glieder!

Als er wieder erwachte, war es fast Mittag, ein glühender Sonnenstrahl zuckte durch das Fenster und beleuchtete den vergilbten Plunder am Boden, vergoldete die rosigen Zukunftsträume vergangener schöner Stunden! Träume, die ihn die kahlen, einsamen Wände vergessen gemacht, die ihm heute so schauerlich öde entgegen gähnten.

Sein starrer Schmerz, den ein erquickender Schlaf etwas weicher gemacht, löste sich jetzt in einem Strome von Thränen.

Er weinte nicht nur um das erblaßte Trugbild seiner Liebe, zu dem er nun nie mehr flüchten konnte, nicht nur um die leere Zukunft, in der es ewige Nacht sein sollte, nein, er weinte auch um das zertrümmerte Menschenideal, um den verlorenen Glauben an eines Weibes Muth und Kraft.

Das Bewußtsein, daß Manuela ihn dennoch liebe, hatte ihn nicht verlassen, aber es war eine Liebe, die wanken konnte, die nicht Energie und Stärke besaß, um auszuharren in allen Verhältnissen und die seine

Seele in ihren Anforderungen nie mehr befriedigen konnte.

Ihre Schwäche war größer gewesen als ihre Liebe, das konnte er, der er sie einer Welt abzuringen den Muth besaß, nicht fassen!

O hätte er jetzt einen einzigen Blick thun können über jene Berge, einen Blick in das Zimmer, wo sie starr und gebrochen auf dem Lager lag, die feinen Züge fast bis zur Unkenntlichkeit verändert, so hätte er gewiß demüthig und abbittend sein Knie gebeugt vor der armen Dulderin und hätte die Schmerzenslettern dieses Angesichts entziffert, die ihm sagen mußten, daß es viel, viel mehr Muth erfordert, seine Liebe hinzugeben, als sie zu erobern, er hätte die Heldenseele seines Mädchens keinen Augenblick verkannt und wäre minder elend gewesen! Aber was wußte er von dem zerstörenden Wurm, der diese Familienverhältnisse unterwühlte, die doch so glänzend und so blendend schienen für die Welt?

Vor ihm lag ja nur das verhängnißvolle Blatt Manuelas, das ihn mit kalten, todten Worten aus dem Herzen verwies, welches einst für ihn geschlagen.

Er erhob sich von seinem Lager, badete seine heißen Augen mit frischem Wasser und nahm wie ein gehorsames Kind die Tasse Kaffee, die Annita ihm reichte.

„Warum weinst Du, Annita," fragte er endlich gerührt, als er sah, wie die Alte vergebliche Versuche machte, die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam über ihre braunen Wangen strömten.

Ein lautes Schluchzen war die Antwort.

Erich nahm ihre welke Hand zwischen die seine und sagte traurig:

„Nicht wahr, Annita, Du dachtest, daß mir etwas

Schreckliches zugestoßen sein müsse und Du weißt auch, daß es nur eine Menschenseele gibt, die mich so verwunden konnte? — Laß es gut sein, Alte, fuhr er nach einer Weile fort, als er sah, wie sie vergebliche Versuche machte zum Sprechen und die Thränen jedes Wort erstickten, laß es gut sein! Du hast mir einmal gesagt, als Dein Sohn starb und ich Dich trösten wollte, der Jammer fiele auf die Menschenseele wie Gewitterregen und Hagel auf die Erde, das Wasser müsse erst von ihr langsam aufgesogen werden, aber dann würde es wieder besser."

„Ja, Sennor," schluchzte die Alte, „das habe ich gesagt, aber ich weiß jetzt, daß wenn das Unwetter zu stark ist, es die Wurzeln mit ausreißt und dann gehört sehr viel Zeit dazu, bis wieder neue Keime treiben — vielleicht nie mehr!"

„Vielleicht nie mehr," echote Erich und schickte sich an, die losen Blätter zusammen zu legen. Dann strich er ein Zündholz an, warf es dazwischen und sah zu, wie die Flamme züngelte und die Worte auffog, die er einst für eine Ewigkeit in ihr Herz zu senken vermeint. Annita trocknete ihre Augen und zerstob mit ihrer Schürze die Asche in die Winde! —

Noch eine schwere Arbeit blieb Erich Walden, sich von den Briefen zu trennen die sie ihm gegeben, die ihre Finger geschrieben und ihr Herz diktirt hatte. Wie gebannt hingen seine Augen den ganzen Tag lang an den Reliquien, die ihm so tief ins Herz gewachsen.

„Nein, nein, Manuela konnte das nicht wollen, und je mehr er sich in die sinnigen Gedanken vertiefte, die sie in diesen Blättern niedergelegt, je mehr gewann der Glaube an ihre Liebe die Oberhand.

Und doch? Stand es nicht da schwarz auf weiß, daß sie, daß Manuela alles zurückverlange?

Waren es nicht ihre zierlichen Schriftzüge, die ihm gesagt, daß sie sich scheiden müssen?

Was sollte er thun?

Was gebot ihm die Pflicht und die Ehre?

Endlich in später Abendstunde legte er die Briefe und Kleinigkeiten zusammen, ging hinaus vor die Thüre und sah wie die Sonne ebenso glänzend unterging wie gestern, da er noch glücklich war. Er konnte sich nicht entschließen, diese Zeichen einstigen Glücks an Robert Benting zu senden. Nur in ihre Hände selbst sollten diese Dinge gelegt werden, die ihnen beiden allein gehört, wie weit auch jetzt ihre Lebenswege auseinander gehen mochten.

Er setzte sich hin und schrieb einen Brief an seinen Freund Hermann Conden, der gegenwärtig in Mejico war, und bat ihn, diesen Kasten in seinem Auftrag nach Tacubaya zu bringen und falls Manuela es so wünschen sollte, ihr ihn selbst zu übergeben. Als er geendet hatte und Annita denselben dem Diener auf das Pferd gereicht, welcher noch diesen Abend fortreiten mußte, um am andern Morgen gleich Hermann Conden zu finden, kam eine fast tödtende Leere in sein Herz. Es war ihm wie dem Leidtragenden, dem sein Liebstes und Bestes gestorben und der nun die letzten Reste der Erde übergeben hat — auf Nimmerwiederkehr!

Es war schon weit über Mitternacht, als die alte Annita die Hausthüre öffnete und hinaus spähte nach ihrem jungen Herrn, der noch immer nicht zurückgekehrt war. Sie sah nichts, so weit sie auch schauen mochte, nichts als die vom Monde versilberten Felsenriffe, die einsam und still ihre Häupter zum Himmel hoben — und

kein Geräusch drang an ihr Ohr, als das einförmige Gurgeln des nahen Baches, der sich von Fels zu Fels bis hinab zur Grube stürzte.

Sie machte die Hausthüre zu, schlang ihren Rebozo über ihren silberweißen Kopf und kroch, ein Unglück fürchtend, den Rosenkranz zwischen den welken Fingern, von Stein zu Stein.

Als sie zur Biegung kam, wo die hohen Gebirge sich lichteten und einen Ausblick auf die Straße gewähren, die nach Mejico führt, sah sie die vom Monde hell beleuchtete Gestalt Erich Waldens. Er saß auf einem Abhang, lehnte den Arm, auf dem sein Kopf ruhte, gegen den Felsen und sah träumend da hinab in die leere Lebenswüste, in der seine Gedanken wohl keine Oase entdecken mochten.

Die schlürfenden Tritte der alten Indianerin klangen unheimlich durch die einsame Nacht.

Erich fuhr zusammen.

„Was suchst Du, Annita? Warum gehst Du nicht schlafen," fragte er ungeduldig, als er die Alte gewahrte und bemerkte, wie sie stumme Miene machte, sich auf den nächsten Felsen niederzulassen.

„Weil ich fürchte, daß die Geister Sie hinab in die Tiefe locken, Sennor, schon Mancher zerschellte da, wenn er von Kummer krank, allein blieb bis der Mond und die Sterne erblaßten, die Stunde, in welcher die Geister mit denen übel verfahren, die es hinzieht in ihr Reich."

„Und denkst Du, daß Du mich schützen kannst, wenn Du bleibst, Annita?"

„Noch nie hat sich ein Geist einem Sterblichen genaht, wenn er nicht allein war, Sennor.

„Aber mir graut," fuhr sie fort und zog ihren Rebozo

bis dicht unter die Augen, der Mond ist heute so bleich, das bedeutet, daß Ihnen Schlimmeres bevorsteht, Don Erico. Geben Sie Obacht, die alte Annita versteht es, Mond und Sterne zu deuten."

Erich lächelte bitter.

Was konnte ihm noch bevorstehen?

„Komm, Alte," sagte er dann, indem er sich erhob und ihr die Hand reichte, um ihr über die Klippen hinweg zu helfen, „Du frierst und da faselst Du Dinge, die Dir das Blut noch mehr erstarren machen."

Als sich die ersten Sonnenstrahlen durch seine Fenster stahlen, fielen sie auf zwei heiße Augen, die keinen Schlaf gefunden hatten.

Manuela Benting war am Morgen nach jenem schrecklichen Abend aus langem, dumpfem Schlafe erwacht. Sie wußte an dem freudlosen Gefühl, mit welchem ihre Augen in die schöne Tropensonne blickten, deren Strahlen zu dem geöffneten Balkon herein flutheten, daß sich etwas Schreckliches ereignet haben mußte und tastete lange in ihrer Erinnerung herum, bis sich Alles zur vollen, bewußten Wahrheit gestaltete.

Ein eisiger Schauer schüttelte ihre Glieder.

Und doch schien die Sonne so prachtvoll und die Pinien und Myrthen neigten ihre in verschwenderischer Fülle prangenden Blüthen. Feine Colibri in gold- und smaragdschimmerndem Gefieder kosten in den Blüthenkelchen, als gäbe es gar kein Weh in dieser Welt.

Unten im Thale lag still gebettet — in tiefem Frieden — die Stadt Mejico und die Glocken der Kirchen und Kapellen klangen durch die Entfernung gedämpft — leise zu ihr herüber. Sie hatte sich in ihrem Bett

in die Höhe gerichtet, ihre Augen blickten groß und hohl — und ihre Hände falteten sich krampfhaft. Sie konnte nicht beten!

Zwischen ihrer Seele und Gott stemmte sich das Bild Erich Waldens — wie er, einsam auch von ihr verlassen, aufhören mußte an sie zu glauben.

Ein furchtbar weher Ton rang sich aus der Tiefe ihrer Brust, ihre verschlungenen Hände hoben sich instinktiv zu Gott — — um Erbarmen. —

„Manuela, mein Kind, willst Du nicht versuchen aufzustehen und zum Frühstück in den Garten kommen, Papa erwartet Dich und möchte nicht früher damit beginnen bis Du da bist.“

Die kühle Hand, die jetzt kosend über ihre Stirn strich, war die ihrer Mutter. Manuela hatte auf dem weichen Teppich ihre Tritte nicht gehört und bebte unwillkürlich zusammen, als sie dieselbe vor ihr stehen sah.

Frau Benting mußte die Frage wiederholen.

Manuela schüttelte stumm das Haupt.

„Du glaubst nicht, Herz, wie Papa leidet, Du denkst nicht, wie unglücklich er sein wird, wenn er bemerkt, wie schwer Dir das Opfer wird. Er hat leider zu viel gewagt bei diesen kriegerischen Zeiten, aber doch nur um Euch, seinen Kindern, eine beglückende Zukunft zu schaffen. Wie gern würde er sich opfern, falls er etwas damit bezwecken könnte! Leider, Manuela, ist dieses der einzige Weg, der uns übrig bleibt. — Ich weiß es,“ fuhr sie schmeichlerisch fort, indem sie den müden Kopf ihrer Tochter an ihre Brust legte, „wie groß Dein Opfer ist, wie sehr Du Erich geliebt, aber die Männer verstehen nicht zu lieben wie wir Frauen, sie sind so veränderlich, er wird es bald

überwinden. — Und Monſ. de Collinet liebt Dich ſo leidenſchaftlich, ſo —"

Eine Miene tiefſten Widerwillens verzerrte für einen Moment des Mädchens Züge — und eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand ſchob ihre Mutter leiſe von ihrem Bett.

„Der arme Papa," fuhr Frau Benting nach einer Pauſe, als ſie inne wurde, daß der eben angeſchlagene Ton nicht der rechte geweſen war, fort — „wie ſehr hat er Dich, gerade Dich immer geliebt, Manuela, wie doppelt ſchwer muß es ihm werden, von Dir dieſes Opfer zu fordern. Nichts," fuhr ſie ſeufzend fort, „iſt wohl für feine Naturen härter, als Opfer annehmen zu müſſen, beſonders wenn ſie ſo ungern und ſo ſchweren Herzens gebracht werden."

Manuela griff an ihren Kopf und ſah groß und thränenlos in das Antlitz derjenigen, die ſich ihre Mutter nannte, nach deren Liebe und Erbarmen ſie ſich nie ſo geſehnt, als in dieſem Augenblick, und die ſie doch nie weniger geliebt als gerade jetzt.

„Geh' zum Frühſtück, Mama, und ſage, daß ich kommen werde, Papa ſoll nicht merken wie weh es in mir iſt — wie weh. Ich will mich ja zuſammenraffen, Gott weiß es — ich will!"

„Kind, Du biſt gut, ich wußte es ja — und wenn Du Deines Vaters traurige Züge ſich durch Dein Opfer erhellen ſiehſt, Deine Geſchwiſter einſt beglückt durch Dich ſind, dann haſt Du einen Lohn in Deinem Bewußtſein, den Dir kein eigenes, ſelbſtiſches Glück zu geben vermöchte."

Und Frau Benting huſchte in ihren ſeidenen Morgenſchuhen ſo geräuſchlos zur Thüre hinaus, wie ſie gekommen war.

Sie war zufrieden über ihre eigene Klugheit, mit welcher sie, wie sie ihrem Gatten erzählte, den Starrsinn des Mädchens gebrochen habe.

Als Manuela eine halbe Stunde später in die Laube trat, wo die Eltern noch bei der Chocolade saßen, entfiel Don Roberto das Zeitungsblatt, in welchem er gelesen. Seine Tochter war in den wenigen Stunden eine Andere geworden. Der eisige Reif der Nacht — hatte die Blume getroffen. Ihr Kopf war müde nach vorn gebogen und aus den einst so rosigen Zügen jeder Ausdruck von Glück und Lebensmuth verschwunden.

Robert Benting erhob sich und zog seine Tochter wider seine Gewohnheit an die Brust.

War es die Regung des Gewissens, die ihn so weich machte?

Von dieser Stunde an hatte Robert Benting nur Liebe und Zärtlichkeit für seine Tochter und behandelte sie mit einer Rücksicht, die von diesem harten egoistischen Mann, selbst für Manuela, etwas Rührendes hatte. —

Am andern Tage zur passenden Visitenstunde erschien Hermann Conden und ließ sich dem Fräulein melden.

Als Manuela durch den Vater vom Besuche Condens unterrichtet, in den Salon trat, fand sie die beiden in einem Gespräche, als ob nichts vorgefallen, über die letzte Ladung der Waaren von Matamoras, die am Abend vorher in Mejico eingetroffen war.

Manuela zuckte zusammen. Hermann Conden erhob sich und verbeugte sich kalt vor dem Mädchen.

Eine leichte Handbewegung Bentings lud ihn ein, sich wieder zu setzen, während er die Hand der Tochter vielleicht um ihr Zittern zu verbergen, in die seine nahm und sie neben sich auf den Divan zog.

„Ich habe den Auftrag, Ihnen ein Kästchen von meinem Freunde Walden zu übergeben, gnädiges Fräulein, welches Ihre Briefe 2c. enthält, aber ich habe den ausdrücklichen Befehl, dasselbe Ihnen nur dann zu übergeben, wenn Sie es wünschen.“

Manuela wurde fahl und, unfähig ein Wort über ihre zuckenden Lippen zu bringen, neigte sie leise das Haupt.

„Herr Walden läßt Ihnen sagen, daß er dieselben auf Ihres Herrn Vaters Befehl zurückschickt, nachdem er die seinigen durch ihn empfangen habe.“

Sie blieb noch immer regungslos, aber ihre Hand hatte sie aus der ihres Vaters gezogen und strich krampfhaft mit derselben über die Falten ihres schwarzen Seidenkleides.

Hermann Conden sah mitleidslos auf ihre bleichen Züge, für deren Qual er kein Verständniß hatte. Er war mit dem Vorurtheil hierher gekommen, daß Fräulein Benting, wie so viele junge Damen, jedenfalls eine reiche Heirath verlocke, denn wenn das Gerücht, daß Mons. de Collinet sich um das schöne Mädchen bewerbe, auch noch nicht bis zu den Ohren Erich Waldens gedrungen, so war es doch in Mejico kein Geheimniß mehr.

Er erhob sich und stellte den Kasten, den der Diener auf einen Seitentisch gestellt hatte, unmittelbar vor die Augen des jungen Mädchens. Es herrschte eine peinliche Stille. Herr Benting brachte das Gespräch auf die neuesten politischen Nachrichten, die einige Tage vorher mit dem englischen Steamer eingelaufen waren und drückte seine Bewunderung über die energische und stramme Haltung der deutschen Staaten diesen Rebellen von 1848 gegenüber aus.

Herr Conden hatte nur mit halbem Ohr auf die Worte Bentings gehört, seine Gedanken waren mit dem jungen Mädchen und dem Freunde beschäftigt, in dessen Interesse er so gerne gewußt hätte, was in ihr vorging.

Er hatte sich erhoben. Seine kalte Verbeugung war von der jungen Dame erwidert worden und Benting geleitete ihn bis zur Thüre.

Auf der Schwelle wandte er noch einmal den Kopf zurück. Manuela lehnte todtbleich an einer breiten Marmorsäule, auf welcher eine fast lebensgroße Flora stand.

„Haben Sie Herrn Erich Walden gar nichts mehr zu sagen, gnädiges Fräulein?“ fragte er, von dem furchtbar ernsten Anblick jäh ergriffen, den das junge, einst so glückstrahlende Mädchen bot.

Der gebietende Blick ihres Vaters streifte ihr Gesicht, als sie die Augen fast flehend zu ihm emporhob.

Ein leises „Nichts“ glitt wie ein Hauch über ihre Lippen. —

Draußen im Kies verhallten die Tritte, ein klangloses, höfliches Abschiedslachen ihres Vaters streifte ihr Ohr.

Sie schlang die Arme um das kalte Gewand der Flora — aber weinen konnte sie nicht.

„Meine gute, tapfere Manuela, mein stolzes, geliebtes Kind, wie soll ich Dir jemals danken für das Opfer, welches Du Deinem Vater bringst?“

Manuela entzog Robert Benting die Hände, die er, als er wieder in den Salon getreten war, in die seinen genommen hatte.

„Hast Du keinen Wunsch, keine Bitte an Deinen Vater, womit er Dich erfreuen könnte?“ Und wieder strich er zärtlich über den Scheitel seiner Tochter. Wieder knisterten Tritte im Sand und an den lachenden Stim-

men erkannte man nach einer Weile Frau Benting und Monſ. de Collinet.

„Papa,“ ſagte jetzt Manuela haſtig, „wenn Du etwas für mich thun willſt, ſo erlaſſe mir die von Mama projectirte Reiſe nach Tolucca, laß mich, bitte, zu Hauſe und befreie mich ſo lange als möglich — von dem Anblick des Herrn v. Collinet.“

„Das liegt nicht in meiner Macht, Kind, wie ſoll ich das bewerkſtelligen?“

„Sage ihm, daß ich krank ſei, daß ich Friſt haben muß, ſeinen Anblick erſt ertragen zu lernen in Gedanken, ſage ihm was Du willſt, aber erfülle meine Bitte.“

Manuela hatte fieberhaft erregt geſprochen und je näher der Verhaßte der Villa kam, je raſcher und ungeſtümer flogen ihre Pulſe.

„Willſt Du mir dagegen auch verſprechen, Dich ohne Umſtände, ohne Scenen in den Hochzeitstag zu fügen, den wir für den Anfang Juli feſtgeſetzt? Willſt Du mir das verſprechen, damit ich Collinet wenigſtens damit beruhigen kann?“

„Ich will, Papa“ — und ihre kalten, zitternden Finger legten ſich in Bentings verknöcherte Rechte.

„So geh, und ich will mein Möglichſtes verſuchen, um Collinet doch zur Reiſe nach Matamòras zu bewegen, die er nur dann unternehmen wollte, wenn ich Dich aus Tacubaya fortbrächte. Wenn er indeſſen erfährt, wie tapfer ſeine zukünftige Gemahlin heute geweſen iſt, ſo denke ich, läßt er ſich ſchon überreden. Er kann Dir nun einmal keine Bitte abſchlagen, Manuela, und das iſt mein Troſt, wenn ich an Deine Zukunft denke, die Du ſo großmüthig Deinem Vater zum Opfer gebracht. Willſt Du

nicht lieber in Dein Zimmer gehen, ehe Collinet hierher kommt?"

Manuela war auf den nächsten Stuhl gesunken.

„Ich kann nicht, Papa, mir schwindelt, bitte, schicke Lola, damit sie mich führe."

„Du kannst nicht? Was fehlt Dir?"

Manuela raffte sich beim Nahen von Collinets Schritten mit dem Aufwand aller ihrer Kräfte auf, tastete sich an der Wand bis hinüber in ihr Zimmer und sank auf ihr Bett.

Als sie dann vom Eßzimmer herüber, durch die Entfernung gedämpft, abwechselnd das heisere Lachen Collinets mit dem harmlosen Geplauder der Mutter und dem gezwungenen des Vaters vernahm, dazwischen ein Klirren der Gläser, ein Klappern der Teller, verwirrten sich allmählich ihre Sinne und ein erquickender Schlaf senkte sich auf ihre übermüden Lider.

Sie träumte von Erich, wie er sie in seinen Armen hielt und ihr mit seligem Lächeln die Zukunft malte, dieses goldene Eden einer verkörperten Liebe! Als ihr Vater nach einer Stunde leise die Thüre ihres Zimmers öffnete, um ihr sein glückliches Arrangement mit Collinet mitzutheilen, lag sie noch in festem Schlaf und der goldene Traum verklärte ihre Züge.

Hermann Conden schrieb nach seiner Rückkehr von Tacubaya folgende Zeilen an Erich Walden:

„Ich habe Deinen Auftrag ausgeführt, lieber Walden, und das besagte Kästchen heute Mittag nach Tacubaya gebracht und Frl. Benting selbst übergeben.

„Sie war befangen und verlegen — und zwar so sehr, daß ich einen Augenblick glauben konnte, sie bereue ihre Handlungsweise und ein Rest alter Empfindung ließe sie wenigstens wünschen, daß Du nicht in Groll an sie denken mögest. Ich fragte sie deshalb, ehe ich das Zimmer verließ: „Ob sie Dir nichts mehr zu sagen habe?“ Sie verneinte. Und so bitte ich Dich, lieber Walden, all Deinen Stolz in die Wagschale zu legen und muthig und fest eine Sache überwinden zu lernen, die Du ein für alle Male als abgemacht betrachten mußt.

„Außerdem geht hier das ziemlich glaubwürdige Gerücht, daß der reiche Franzose, der Besitzer einer sich in Bonanza befindlichen Silbergrube, Monf. de Collinet, seit längerer Zeit ihr Anbeter und jetziger Verlobter sei.

„Ich kann es mir wohl denken, lieber Walden, daß Dich dieser Schlag tief schmerzlich treffen mußte und daß es Dir schwer wird an den Wankelmuth und die Untreue eines Mädchens, wie Frl. Benting, zu glauben. Ging es mir doch selbst so — und konnte ich einen Augenblick schwanken, als sie mit der ganzen Anmuth ihrer liebenswürdigen Erscheinung vor mir stand.

„Die Nachrichten mit dem letzten europäischen Steamer über Deutschland sind auch nicht die besten, und es ist wohl noch lange nicht der Augenblick, wo freidenkende und energische Männer wie Du und mein Bruder Hans ihre Wege machen werden.

„Dessenungeachtet seid Eurer Schwüre eingedenk, was auch kommen möge, Euer Gut und Blut einzusetzen für deutsche Einheit und Gerechtigkeit.

„Und die Stunde kann nicht mehr fern sein — das walte Gott! Dieses Ziel, Walden, behalte Du jetzt ganz

besonders im Auge und verfolge es, wenn die Gegenwart Dir unerträglich scheint.

Nur der Einzelne, der gelitten, versteht den Schmerz des Universums und so beachte auch Du nicht das Gewürm, sondern schaue hinüber über die Berge und das blaue Meer — in eine lichte, hoffnungsreiche Zukunft!

Pfingsten komme ich zu Dir, bis dahin schütze Dich Gott und helfe Dir über die schweren Stunden!"

Und so waren Wochen und Monate für Manuela langsam vorüber geschlichen. Mons. de Collinet, welcher bald nach jenem besagten Tage abgereist war, hatte seine Ankunft gemeldet und der Tag der Hochzeit war festgesetzt. Herr Robert Benting trug wo möglich seinen Kopf noch höher als gewöhnlich, behandelte die jungen Leute in seinem Comptoir noch vornehmer und machte mit seiner Gattin Vorbereitungen zu einer Hochzeit, die einer Fürstin würdig gewesen wären.

Manuela war ja still, sie machte keine Einwände mehr und hielt getreulich das Versprechen, mit welchem sie damals ihre bebenden Finger in ihres Vaters Hand gelegt.

Daß sie bleich wie ein Schatten durch die blühenden Gebüsche des Gartens wankte, daß ihre Gestalt immer zarter und durchsichtiger wurde und die Augen groß und abwesend in die Ferne gerichtet waren, wer bemerkte es? Und wenn man es bemerkte, wer kümmerte sich darum? Sie hatte sich ja viel ruhiger gefügt, als die Eltern erwartet hatten und auch Erich Walden hatte keinen Widerspruch erhoben, selbst dann nicht, als in vergangener Woche

die auf englischem Atlaspapier gedruckten Einladungen zu ihrer Hochzeit mit Mons. de Collinet in der Hauptstadt cursirten und sicher auch ihm unter die Augen gekommen waren.

Robert Benting rieb sich vergnügt die Hände. Wie angenehm, eine schöne, begabte Tochter zu haben, stellenweise vortheilhafter als die Bonanza einer Silbergrube — und er verfolgte mit seinen Augen aufmerksam über die Gebüsche des Gartens hinweg den Zug der beiden eleganten Equipagen, welche zu der neuen Villa seiner Tochter fuhren und welche Mons. de Collinet zur Ueberraschung für seine junge Frau mit aller nur erdenklicher Pracht ausgestattet.

Nicht allein daß Beschläge, Griffe und das prahlerische Wappen von massivem Silber waren, nein auch Zaum- und Sattelzeug der prachtvollen Pferde blinkte in der ausgesuchtesten Kostbarkeit.

Drinnen im Boudoir Frau Elfridens lagen die Toiletten-Reichthümer ausgebreitet, die am Morgen angekommen und welche der glückliche Bräutigam eigens von der ersten Pariser Modistin für das schöne Mädchen hatte anfertigen lassen.

Frau Elfride fiel aus einem Erstaunen in das andere und das neue französische Kammermädchen der zukünftigen jungen Frau, welches beim Auspacken beschäftigt war, hätte viel lieber gesehen, wenn Frau Benting die neue Herrin gewesen wäre, anstatt des bleichen, jungen Mädchens, welches da am Fenster saß und doch auch gar kein Verständniß für diese Sachen zeigte.

In dem geöffneten Kasten, der auf dem Tische stand, blitzten auf weißem Sammt die in der That prachtvollen Diamanten, welche der Bräutigam gewünscht, daß sie die

Braut am Abend auf dem Balle tragen möge als Schmuck zu dem lichtblauen mit gold- und silberdurchwirkten Seidenkleid, welches die Kammerjungfer eben mit ihren breiten Fingern glättete und mit entzückten, sachverständigen Blicken der Braut entgegen hielt.

Frau Elfride hätte gern die dazu gehörigen weißen Wasserrosen, in deren Kelchen als Thautropfen kleine Brillanten funkelten, in die schönen Haare der beneidenswerthen Tochter geschlungen, aber diese machte eine so energisch abwehrende Bewegung, daß sie nicht den Muth dazu hatte und lieber vor dem Spiegel versuchte, ihren eigenen gewillteren Kopf damit zu bekränzen.

„Also heute Nachmittag wünschest Du nach Mejico zu fahren, Herz?" fragte sie, in der Absicht, ihre Tochter zu zerstreuen, als ihr die tödtliche Bläße des seelischen Gesichts doch endlich auffallen mußte.

„Willst Du Miß Sarah Beningsen besuchen?"

„Ich denke, Mama."

„Willst Du fahren oder ziehst Du vor, mit Papa zu reiten?"

„Ich möchte fahren, Mama, und denke nur Lola mit mir zu nehmen, da ich ja bald wieder zurück sein werde. Aber ich hatte Miß Beningsen bei ihrem Abschiedsbesuch versprochen, noch einmal zu ihr zu kommen."

„Weiß sie, daß nächsten Sonntag Monſ. de Collinet eintrifft und Donnerstag Eure Vermählung stattfindet?"

„Ich glaube sie weiß es. Es ist mir, als hättest Du es ihr gesagt."

„Es kann sein. Willst Du nicht heute Nachmittag dieses wunderschöne meergrüne Seidenkleid anziehen, Manuela, mit der neuen Blonden-Mantilla und den Smaragdnadeln? Was würde Sarah Beningsen sagen?"

„Ich werde es nicht anziehen, Mama, ich liebe die Farbe nicht.“

„Wie schade! Es ist so prachtvoll arrangirt mit den breiten Valencienes“ — und mit einem Seufzer über das indolente Wesen dieser Tochter legte sie das Kleid zu den übrigen.

Als Manuela Nachmittags in einen geschlossenen Wagen stieg, um nach Mejico zu fahren, hatte sie zum großen Kummer ihrer Mutter nur ein einfaches, schwarzes Seidenkleid angezogen und eine spanische Mantilla verdeckte fast ganz Kopf und Gesicht. Sie lehnte sich zurück in die Wagenecke und schloß die Augen. Lola sah mitleidig in das bleiche, jetzt fast überirdisch schöne Gesicht ihrer jungen Gebieterin — und wenn sie auch keinen Begriff von den Qualen hatte, die sie seit Monaten duldete, so wußte sie doch, daß die letzte Nacht ihr Bett unberührt geblieben, und wenn sie auch am Morgen ihr einsames Nachtwachen mit Zahnschmerz motivirt hatte, so blieb sich das gleich, eine glückliche Braut, das wußte auch Lola, sah doch anders aus.

Manuela öffnete ihre Augen nicht, bis das Pflaster der Straße von Mejico sie unsanft in die Höhe rüttelte. Dann schaute sie sich, wie aus einem Traum erwacht, um und befahl dem Kutscher, an der Pointe von San Franzisco zu halten, da sie wünsche, den weitern Weg zu Fuß zu gehen.

Sie schritt dicht verschleiert, von Lola gefolgt, durch die Calle St. Franzisco, Calle Plateros und St. José del Real, dann verlor sie sich in einer kleineren Seitenstraße und befahl dem Mädchen, vor einem unscheinbaren Hause auf sie zu warten.

Sie schritt durch den ziemlich engen, unfreund-

lichen Hof, stieg die breite, altmodische Treppe in die Höhe und suchte an mehreren Thüren, bis sie eine Karte entdeckte, auf welcher der Name „Hermann Conden“ stand. Sie klopfte schüchtern.

Ein lautes „Herein“ und Manuela stand vor Herrn Conden, den sie durch eine Karte benachrichtigt hatte, sie heute zu erwarten. Es war eine unpassende Handlung — und ein peinliches Begegnen. Conden bat sie auf einem Rohrsessel Platz zu nehmen, denn ein Sopha war in der Junggesellenstube nicht vorhanden, aber die junge Dame bebte so sichtbar, daß es einige Augenblicke bedurfte, ehe sie ruhig bis zu dem Stuhl zu schreiten vermochte.

„Ich komme in einer discreten Angelegenheit, Herr Conden,“ sagte sie endlich zaghaft, „aber ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden.“

Conden, welcher sich nicht gesetzt hatte und einige Schritte von der jungen Dame entfernt stand, verbeugte sich kalt.

„Ich habe etwas abzugeben für — Herrn — Erich Walden — etwas das Papa — damals vergessen hatte“ — fügte sie zögernd hinzu. „Würden Sie wohl so gütig sein, es ihm zu übergeben, Herr Conden?“

Abermals eine kalte Verbeugung.

„Ich“ . . . Jetzt bebte ihre Stimme so merklich, daß Conden unwillkürlich ihr einen Schritt näher ging, in dem Gefühl, als müsse er ihr helfen, die Worte über die Lippen zu bringen.

„Ich muß Sie aber bitten — mit Ihrem Ehrenwort bitten, Herr Conden, den Brief nicht eher abzugeben, als bis nächsten Sonntag.“

„Das würde ohnedies unmöglich sein, gnädiges

Fräulein, da ich Walden nicht eher sehen werde! Wenn indessen," fuhr er nun seinerseits mit erregter Stimme fort, „dieser Brief nicht ganz nothwendig ist, so möchte ich Sie doch um die Ruhe meines Freundes gebeten haben, lieber von der Abgabe desselben abzustehen."

Manuela zerzupfte mit ihren graubehandschuhten Fingern krampfhaft die Spitzen ihrer Blondenmantilla — sie zitterte so furchtbar, daß sich selbst Hermann Conden des Mitleids nicht erwehren konnte und in milderem Tone fortfuhr:

„Wenn Sie es indessen ganz besonders wünschen, gnädiges Fräulein, so bin ich gewillt, Ihren Befehlen nachzukommen, aber nur unter der Bedingung, wenn Sie mir die Versicherung geben, daß Ihr Brief Erich Waldens noch nicht vernarbte Wunden nicht auf's Neue aufreißen wird."

„Ich glaube," sagte Manuela, „ich bin es ihm schuldig, ihm diesen Brief mit Inhalt zukommen zu lassen . . . Vielleicht dürfte sich — wenn er ihn gelesen — seine Zukunft ruhiger — oder doch harmonischer gestalten. — Wissen Sie, Herr Conden, was Erich Walden für Plane für die Zukunft hat?" fuhr sie nach einer Weile fort, als Conden ihre letzten Worte unerwiedert ließ und immer noch mit sich zu kämpfen schien, ob er ihre Bitte erfüllen sollte.

Manuelas Augen sahen ihn an mit wunderbarem Glanz — und erst später wurde es Hermann Conden ganz klar, wie viel Liebe in dem Blick gelegen, als über ihre Lippen der Name Erichs geschwebt.

„Waldens Zukunft hängt von einer Neugestaltung Deutschlands ab, gnädiges Fräulein. Er hat in Mejico nicht soviel Glück gefunden, als daß es ihm jemals zur Heimath werden könnte."

Manuela erhob sich und trat an das Fenster. Sie wollte die Thräne verbergen, die sich trotz allem Wollen nun doch in ihre Wimpern drängte.

Als sie sich nach einigen Augenblicken umwandte, hatte sie aus den Falten ihres Kleides einen schweren Brief genommen, den sie Herrn Conden entgegen hielt.

„Sind Sie von mir überzeugt, Herr Conden, daß auch ich, soviel es in meiner Macht liegt, nur das Beste Erich Waldens will, so bitte, geben Sie ihm diesen Brief."

Das Mädchen sah flehend in seine Augen und erst jetzt bemerkte Conden, wie furchtbar verändert ihre einst so rosigen Züge waren, aber auch wie rein und edel der Ausdruck.

Er ergriff den Brief, streckte ihr dann seine Hand entgegen und während sie ihre feinen Finger fest hineinlegte, sagte er mit erregter Stimme:

„Der Brief soll bis zum nächsten Sonntag in Waldens Händen sein, mein Wort darauf, Fräulein. Ich bin jetzt überzeugt, daß nur unselige Hindernisse sich zwischen Sie und ihn gedrängt. Wollte Gott es könnte anders sein!"

Manuelas Kraft war zu Ende, sie ging zur Thüre und gab ihm noch einmal zum Abschied dankend die Hand. Ueber ihre Lippen schwebten kaum hörbar die Worte:

„Sagen Sie Erich Walden meine Grüße."

Die Thüre schlug klagend in ihre Angeln, ein leiser, leichter Tritt verhallte im Corridor.

Hermann Conden war es so sonderbar zu Muthe, fast als träume er wachend einen schweren, aber räthselhaften Traum.

Zum ersten Mal begriff er den Zauber, den dieses

Mädchen auszuüben im Stande war — — und das tiefe — tiefe Elend Erich Waldens!

Robert Benting war schon seit mehreren Tagen selbst beschäftigt, die Arbeiter zu überwachen, die die Villa zum Empfang des Bräutigams und zur Feier der Hochzeit in ein festliches Gewand hüllen sollten.

Von der Höhe bis zur Tiefe hatte man sie mit Kränzen und Blumen decorirt, zwischen denen unzählige bunte Lampen, Transparente und Feuerwerke angebracht waren, die dem jungen Paare bei ihrer Zurückkunft aus der Kirche verheißend entgegen leuchten sollten.

Die Arbeit war vollendet — und es fehlte nichts als die verschlungenen Namenszüge Collinets und Manuelas, die in leuchtenden Farben alles überstrahlen sollten — in der Mitte über dem Eingang zu befestigen. Benting hatte sie in einen Kasten gelegt bis zum nächsten Tage und überschaute wohlgefällig das Werk, dessen Entstehen er mit so großem Interesse verfolgt hatte.

Im Hause war schon Alles dunkel, nur aus dem Eckfenster, welches seine Aussicht seitwärts nach dem Schloß Chapultebec hatte, dem Zimmer seiner Tochter, schimmerte noch ein einsames Licht. Benting blickte eine Weile in die Höhe, dann sagte er selbstzufrieden:

„Sie wird mir noch einmal danken, wenn die überspannten Jugendflirren vorüber sind, danken für das glänzende Loos, welches ich ihr bereiten half! Welche Freuden und Genüsse braucht sie sich jemals zu versagen? Was hat mein Leben trotz allen jugendlichen Verkehrtheiten allein erträglich gemacht? Das Geld! Nur das Geld, mit dem sich jeder Riß, innerlich oder äußerlich,

decken läßt — der arme Menschen unbedingt um Ansehen und Ehre bringen muß! Im Ganzen," tröstete er sich, als er die Treppe hinauf ging, an deren oberster Schwelle ihn der Portier erwartete, „im Ganzen hat sie sich auch ziemlich geduldig in das Unvermeidliche gefügt. Die Wangen sind etwas bleicher geworden, die Gestalt etwas zarter, das ist Alles! Hat aber ihrer Schönheit wenig Abbruch gethan!" — —

Die Nacht war fast tageshell. Die feuchte, schleierartige Luft lag magisch über dem Gebirge und oben am Firmament stand einsam, wie auf dem Meeresspiegel — der Mond.

Robert Benting warf seinen Kopf auf dem Lager hin und her, er schlief unruhig und in kurzen Pausen. Es war, trotz den niedergelassenen Gardinen, so hell im Zimmer, daß sich die Gegenstände in demselben gespenstisch vor seinen Augen, sobald er sie öffnete, zu bewegen schienen.

Dann ärgerte er sich über die lauten, regelmäßigen Athemzüge seiner Gattin, die nun einmal nichts, gar nichts zu beunruhigen im Stande war. Es war ihm immer, wenn er aus kurzem Schlummer erwachte, als höre er Geräusch in dem Zimmer seiner Tochter — leichte, hastige Schritte, die sein Herz erbeben machten! Morgen sollte ja der Bräutigam eintreffen — beunruhigte sie das? Er warf den Kopf auf die andere Seite und versuchte zu schlafen. Halb wachend, halb träumend verfolgten ihn angstvolle Gebilde. Längst vergangene Dinge aus eigener Jugendzeit mischten sich chaotisch mit dem Hochzeitstumult — und quälten seine Seele! Schlief er oder wachte er? Jetzt sah er Jules Collinet, der seine schöne Tochter an ihren langen Haaren zum Altar schleifte . . . Er sah die erstaunten Gesichter der reichgeschmückten Gäste, wie sie

sich alle drohend und vernichtend auf ihn richteten. — Was hatte er gethan? Er legte die Hände fest vor seine Augen, er wollte nichts mehr sehen — gar nichts. Warum löschte man nicht die Lichter?

Manuelas Gesicht war geisterbleich — er sah es — und er sah auch wie ihr Kopf aus den magern Händen Collinets glitt und dröhnend auf die Stufen des Altars sank!

Ein dumpfer, schwerer, schrecklicher Schlag!

Er riß die Augen weit auf. Auch Elfride saß im Bett und lauschte.

„Hast Du etwas gehört, Elfride?"

„Ich glaube, ich habe geträumt, es war mir, als hätte mich Jemand gerufen."

„Auch mir war es so. Aber es ist schon Tag, möglich, daß die Knaben schon auf sind, ich habe schlecht geschlafen."

„So versuche jetzt noch zu ruhen," sagte Elfride mit schläfriger Stimme, während sie ihren Kopf wieder auf dem Kissen zurecht zu legen versuchte.

Aber schon nach wenigen Augenblicken wurde die Thüre plötzlich aufgerissen und Lola, Manuelas Mädchen, stand todtbleich auf der Schwelle.

„O madre de Dios, madre de Dios, das gnädige Fräulein," und wieder war sie verschwunden und die Thüre fiel dröhnend in ihre Angeln.

Ein Poltern auf der Treppe, ein Schreien der Knaben — was war geschehen?

Als Robert Benting nach einer Viertelstunde von seiner Gemahlin gefolgt die Schwelle der weitaufstehenden Thüre überschritt, welche in seiner Tochter Zimmer führte, bot sich ihnen ein herzerschütternder Anblick! Ein Anblick,

der selbst durch die schwarzen Haare Robert Bentings Silberstreifen zu ziehen vermocht, was dem langen Raum der Jahre und den mancherlei Sorgen nicht gelungen war.

Auf dem vergoldeten Bronzebett hinter den zurückgeschlagenen Gardinen lag im weißen Sterbekleid, welches sie sich wohl selbst gewählt — mit verzerrten Zügen — regungslos — Manuela!

Lola hatte sie mit Hülfe des neuen Kammermädchens vom Boden aufgehoben — wo sie leblos gelegen, und sie sanft in die Kissen gebettet, als ob sie der Kopf noch schmerzen könne, der hart an der Ecke des Tisches lag.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zuckten vergoldend über die schweren, lichtbraunen Zöpfe, die an der Seite des Kissens herunterhingen und über die bleichen, fest verschlungenen Hände, in welche das Mädchen ein kleines elfenbeinernes Cruzifix gedrückt.

Vor dem Bette kniete, unbekümmert um das Elternpaar, das Gesinde und murmelte laut die Sterbegebete.

Hülfe war hier unmöglich, das sah man klar, der Tod hatte seinen Stempel zu unverkennbar auf dieses einst so wunderliebliche Antlitz gedrückt.

Aber die Fassung verließ selbst hier Robert Benting nur für kurze Zeit. Er sammelte sich bald, schickte zu einem ihm befreundeten Arzt, um wie er sagte, die Leiche untersuchen zu lassen, denn so plötzlich könne das junge Mädchen nur an einem Herzschlag verschieden sein. Die kleine verdächtige Flasche, welche er am Boden unter dem Toilettentisch entdeckte, verschwand in den Falten seines Schlafrockes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses schreckliche Ereigniß in der Stadt Mejico.

Die schöne begabte Tochter Robert Bentings, die Verlobte des reichsten Mannes der Republik — so räthsel-

haft und plötzlich gestorben, wenige Tage vor ihrer Hochzeit!

Obgleich von Seiten Bentings und Collinets, welcher einige Stunden nach ihrem Tode eintraf, die gedruckten Anzeigen, „daß Frl. Manuela Benting plötzlich an einem Herzschlag verschieden sei," in allen Stadttheilen coursirten, so combinirten sich doch die Näherstehenden Mancherlei zusammen, was der Wahrheit sehr nahe kam. Und als die Leiche im silberbeschlagenen Sarge aus dem zur Hochzeit geschmückten Hause hinausgetragen wurde, da gab es ein so verdächtiges Flüstern unter dem Gedränge der Wagen und Menschen, welche die Straßen von Tacubaya füllten, daß man eine ernstliche Störung befürchten mußte.

Indessen bewegte sich endlich nach vielem Getöse und Aufenthalt der unabsehbare Zug traurig und feierlich auf dem langen Weg, der bis zum englischen Friedhof führte, begleitet von dem durch die Entfernung gedämpften Sonntagsgeläute der unzähligen Kirchen und Kapellen in Mejico.

Die Morgensonne beleuchtete frisch und keusch die duftigen Rosenkränze, die den Sarg fast verdeckten und der tiefblaue Tropenhimmel breitete sich still und wolkenlos über die Erde.

Mit dem deutschen Choral: „Wie sie so sanft ruhen alle die Seligen," von den bewegten Stimmen ihrer Landsleute gesungen, wurde der Sarg in eine stille Ecke des düsteren Friedhofes versenkt.

Das einfache Gebet war beendet! Eine Hand voll Erde nach der andern, der letzte Gruß für die Verstorbene, fiel dröhnend auf den Sarg — ein Schritt nach dem andern verhallte im Sand — und dann wurde es still! —

Die Stimmen, die da gesungen, sind längst verstummt, die jungen Leute zerstiebt und verschollen — aber in dem Geäst der Eschenblätter, die trauernd im Winde wehen, hört man zuweilen eines einsamen Vogels sehnsüchtiges Geschmetter und die Zweige schütteln sich und feuchten mit ihren Thränen das einsame Grab!

Während die Hülle Manuela Bentings an diesem stillen Sonntagmorgen der Erde übergeben wurde, öffnete oben in den Barrancas von Real del Monte die alte Indianerin Herrn Conden, dem jungen Freunde ihres Herrn, die Hausthüre. Erich Walden saß in seinem Zimmer, die Augen gegen die Riesenklippen gerichtet und dem Klingeln der kleinen Kapelle lauschend, welches die Arbeiter der Grube zum Gebet rief. Er streckte erstaunt dem Freunde die Hand entgegen und seine fragenden Blicke ruhten fast erschrocken einige Momente auf dessen vom raschen Ritt erhitzten Gesicht.

„Du guter Hermann," sagte er traurig, indem er seine Hand auf des jungen Mannes Schulter legte, „es ist wohl heute Manuelas Hochzeitstag und Du kommst, um mir die Gedanken verscheuchen zu helfen, die nimmer und nimmermehr sich von ihr lösen wollen? Ich dachte, dieser Tag wenigstens dürfe nie kommen," fuhr er mit klangloser Stimme fort, „Gott hätte Erbarmen mit mir haben müssen — und ihn mir ersparen! Nur dieses nicht — ich glaube selbst ihren Verlust hätte ich dann mit der Zeit ertragen lernen."

Conden legte den Arm um des Freundes Schulter. — „Gottlob, Erich, daß Du mir das sagst — Fräulein

Benting wird sich nie mit Mons. de Collinet vermählen."

Erich fuhr in die Höhe, eine jähe Gluth stieg in sein Gesicht — und er ergriff des Freundes Hand mit einer Heftigkeit, die diesen erkennen ließ — wie tief die Liebe noch in seinem Herzen saß.

„Manuela, welche die Deine nicht sein durfte, Erich," fuhr er langsam fort, um an seinem Gesicht zu studiren, wie er am schonendsten das Schreckliche sagen sollte — „Manuela wird auch nie einem Anderen gehören — denn heute Morgen — vielleicht in dieser Stunde — wird ihre Hülle der Erde übergeben."

Conden hielt den Freund in seinen Armen, er hatte ihn zärtlich, fast wie eine Mutter, auf das Sopha geleitet.

Erichs Augen waren geschlossen, die bleichen Lippen zuckten convulsivisch und die Hände preßten sich auf das schmerzende, zum Tode verwundete Herz!

„Erich," fuhr der Freund mit zitternder Stimme fort, um Balsam auf diese brennende Wunde zu tropfen, „Erich, höre doch, Manuela Benting schickt Dir ihre Grüße — durch mich!"

Jetzt riß Erich die Augen weit auf und mit einer Stimme, die von blutenden Thränen getränkt war, rang sich endlich der Name von seinen Lippen, den er treu im Herzen getragen, der Name, den er einst im seligsten Entzücken gelispelt und dann mit so bitterem Schmerz gestöhnt:

„Manuela, Manuela, vergieb mir!"

Es war ihm auf einmal als sähe er Alles klar, alle die Qualen dieses armen edlen Herzens, das nicht mehr leben konnte, da man ihm einen Weg gezeigt, der

nicht im Einklang mit dem war, was sie für Recht erkannt. —

Sein Haupt senkte sich auf die Schulter des Freundes und ein Strom erlösender Thränen brach sich Bahn.

„O Manuela, ich war Deiner Liebe nicht werth, ich hätte es wissen können, daß Dein Herz treu und stark sein mußte, weil treues, tiefes Empfinden der Inbegriff Deines Seins war! O nur noch ein einzigesmal, Hermann, zu ihren Füßen liegen und diese Thränen weinen dürfen in ihren Schooß!“

Conden erzählte dann Erich, während er regungslos ihm lauschte, von ihrem jähen Tod, von der Theilnahme der deutschen Bevölkerung — und endlich auch von ihrem Besuch bei ihm.

Nur der Brief brannte noch auf seinem Herzen, noch wollte und konnte er ihn Erich nicht geben, noch war der Sturm zu wild, in dem seine Gefühle auf- und niederwogten.

Erst am Abend, als er sich für die Nacht zurückzog, legte er ihn in des Freundes Hand. Er fühlte, daß diese letzte Sprache der Liebe aus dem Grabe herüber ein Gebet sein mußte, ein weihevolles Gebet, welches keines Menschen Gegenwart stören dürfe. Ein Wort aus lichteren Regionen, um dem Geliebten die unerschütterliche Gewißheit zu verkünden, daß es kein Sterben gibt für die echte Liebe, daß sie ein Funke, den ein Gott in die Menschenseele gehaucht, und den auch der Tod nicht auszulöschen vermag!

Die Worte, welche Manuela nach so unsäglichen Kämpfen für den Geliebten niedergeschrieben und die sich mit unauslöschlichen Lettern in seine Seele brannten, waren folgende:

„Erich — diese Worte sind die letzten — bis zur Ewigkeit! Aus Erbarmen lies sie mit den alten Gefühlen, die uns Beide einst so selig gemacht — und die nicht sterben konnten, das habe ich ja unter Qualen empfunden, als man von mir verlangte, daß ich sie tödten sollte!

O Du mußt es gefühlt haben, Erich, gewiß Du mußt es, als Du diese schauerlichen, von meinem armen Vater dictirten Worte lasest — gefühlt, daß es nur Buchstaben waren, die meine Feder geschrieben, aber daß mein Herz keinen Theil daran hatte, daß es nicht aufhören konnte, Dich zu lieben — nie — nie!

Lieber Erich — höre mich und vergieb mir! Denn wenn Du diese Blätter in Deinen Händen hältst, dann liege ich wohl schon still gebettet, von aller Erdenpein erlöst, und darf durch den ewigen Geist und die Allgewalt der Liebe Dein sein — ob und wie — und was die Welt und die Menschen auch mit uns gewollt haben! Dann fühle an dem Odem, der durch diese Zeilen weht, daß Deine arme Manuela Dich tiefer — viel tiefer geliebt, als sie je den Muth gefunden, Dir zu sagen — daß — — —

„Ich konnte nicht weiter schreiben, Erich, ein Strom von Thränen, die ersten, die ich weinen konnte, seitdem man mich von Dir zu reißen versucht, fielen erlösend in meinen Schooß. Die heiße, unsägliche Liebe zu Dir hat sie erpreßt und Dir danke ich dafür, Erich, daß Du so bist, wie ich Dich gefunden — und daß ich Dich so tief und unerschütterlich lieben durfte. —

Aber Du? Erich, Du?

O das war es ja, warum ich so furchtbar gelitten, daß Du nun ohne mich — vielleicht mit dem Herzen voll Groll und Zweifel durch das Leben gehen solltest? Du,

der schon so viel verloren, so schwer gelitten, so bitter getäuscht wurde!

Ich habe meine Hände im Gebet gerungen, ich habe meinen Kopf gemartert — ich fand keinen Ausweg!

Hier mein Vater, den mir die Pflicht gebot, zu retten — dort Du, Erich, mit dem zerstörten Lebensglück, einsam, ohne Hoffnung, ohne Glaube!

Erich, wenn meine Handlung eine Sünde wäre, eine unverzeihliche, nicht zu sühnende Sünde, dann hätte Gott, der Allerbarmer, gewiß mein Gebet erhört — o ich habe ja allnächtlich zu ihm gefleht, dann hätte er meinem Herzen einen Ausweg gezeigt, mich erlöst aus den Folterqualen, die ich nicht länger ertragen konnte und nicht den Gedanken an den Tod nach und nach in meiner Brust zur Reife gebracht, der mich ihm zuletzt ruhig, als sei es Gottes eigenster Wille, ins Antlitz schauen ließ.

O ich hätte mich gefügt, gewiß ich hätte nach und nach die Oede ertragen lernen, wenn man nicht von mir verlangt, dem Verhaßten anzugehören, mit ihm den Altar zu entweihen — während es doch keine Gewalt gab — keine, Erich — mir Dein Bild aus dem Herzen zu reißen. O ich habe lange und schmerzlich gekämpft — lange! Aber dann wurde es auf einmal licht. Leuchtend — sah ich das geöffnete Grab vor mir — das uns Allen, auch Dir Erich, die beste Lösung wurde!

Ich habe meinem Vater mein Wort nicht gebrochen, ich darf sterben treu meiner Pflicht — treu meiner Liebe!

O Du glaubst nicht, Erich — lieber, lieber Erich, wie still es seitdem in meiner Brust geworden ist, welch' tiefer Friede, dem alle Stürme gewichen, die vorher Alles in mir verheert — und deshalb weiß ich gewiß, Gott

wird es mir verzeihen — Er, der auch die Sünder gnädig aufnimmt — wird um Seines lieben Sohnes Willen — mich milde richten.

Fühle ich doch jetzt schon an dem Frieden, der in mir ist, seine erbarmende Gnade!

Du wirst in Zukunft Deine Manuela lieben dürfen, Erich, Du wirst ihr Bild unbefleckt in Deinem Herzen tragen, das, was sie an Dir gesündigt, Geliebter, das hatte das Schicksal ihr auferlegt — o und gewiß, es war ihre eigenste, größte Qual!

Liebe fortan doppelt unser deutsches Vaterland, ich weiß ja am besten, was es Dir immer gewesen ist. — Alle Opferfreudigkeit und alle Begeisterung, deren Dein großes Herz fähig ist, gieb sie ihm, Erich — und trage meinen Verlust in der felsenfesten Ueberzeugung, in welcher auch ich sterbe, daß unsere Liebe ewig ist.

Laß es meinen Vater nie entgelten, lieber Erich, was er unseren Herzen zugefügt, denke, daß ich ihm vergeben — thue es auch um meinetwillen!

In einer glücklichen Stunde, Geliebter, gabst Du mir einst ein Medaillon mit einer Locke Deines Haares, des schönen Haares, welches immer meine Freude war! Das Medaillon mußte ich in dunkler Zeit von meinem Herzen nehmen, die Locke behielt ich, sie wird mit mir begraben.

Zwischen diesen Blättern findest Du auch eine von mir, laß sie Dein Talisman sein in guten und bösen Stunden, laß sie Dir flüstern von der Zeit, die uns gehört — und in der wir so unaussprechlich glücklich waren!

O selbst heute noch, mit dem Fuß im Grabe, ist es mir, als läge mein armer, gequälter Kopf — selig wie damals — an Deiner Brust, als fühlte ich an den un-

gestümen Schlägen Deines Herzens, wie es mir in Liebe entgegenpocht — und als legte sich Deine Hand schützend und segnend auf meinen Scheitel.

Lebe wohl, Erich, theurer Erich, ich kann nicht mehr! Mein Herz fließt über und seine heißen, sturmgepeitschten Wellen strömen zu Dir! O daß ich Dir sagen könnte — wie — wie unaussprechlich ich Dich liebe! — — —

Sei nicht so furchtbar traurig! O Du glaubst nicht wie stille es in mir geworden ist, seitdem ich weiß, daß ich sterbe — und Dir den Glauben wieder geben darf — an meine Liebe!"

* * *

„Gott, Gott, wie muß sie gelitten haben, wie furchtbar verarmt muß ihre Seele gewesen sein, daß sie fast selig ist an der Schwelle dieses Grabes! Arme, arme Manuela!" Und laut stöhnend sank Erich Walden zurück auf sein Lager und seine Hände ballten sich in trostloser Verzweiflung!

Schluß.

Nicht immer gleicht das Leben die Furchen des Elends aus, die das Schicksal unverschuldet auf Menschenstirnen drückt. Die äußere Welt ist eine Welt des Scheins, sie hebt den am höchsten, der keine Stütze mehr bedarf und zieht magnetisch dem Glücke nach, unbekümmert auf welchem Fundamente es seine Säulen aufgebaut.

Der Unstern, der über einzelnen Menschenleben schwebt, wird von der Menge mit mitleidigem Achselzucken doch

auf eigene Schuld geschoben, sei es auch nur, um die selbstische Handlungsweise dem Unglücklichen gegenüber zu rechtfertigen.

Es wußte in Mejico wohl ein Jeder, daß Manuela Benting, von der verächtlichen Selbstsucht ihres Vaters getrieben, Erlösung im Tode gesucht, aber dennoch schwieg man die Geschichte todt — und als einige Zeit nachher sich die Säle Robert Bentings wieder gesellschaftlich öffneten, da schätzte es sich ein Jeder zur Ehre, sein Gast zu sein.

Mons. Jules de Collinet verschwand auf einige Zeit nach Paris und führte nach seiner Rückkehr eine junge Französin in seine herrliche Villa, die es in seinem Sinn wohl besser verstanden, die Honneurs in derselben zu machen, als Manuela Benting es gethan haben würde.

Das Grab auf dem englischen Friedhofe war, sobald Erich Walden die Republik verlassen — vergessen. Robert Benting und seine Gemahlin erinnerten sich nicht gern an diese Katastrophe und so wucherte das Unkraut so massenhaft auf demselben, daß man bald Kreuz und Name nicht mehr sah. —

Erich Walden hat schwer mit dem Leben gerungen. Bald nach Manuelas Tod verließ er die Republik Mejico, ging nach England und die Schweiz und arbeitete von dort für die deutsche Presse.

Ein Mann wie er fand damals in Deutschland kein Feld — und als er endlich aus der Verborgenheit heraustreten konnte, als die Sonne der Erlösung hinter den deutschen Bergen zu glänzen begann — da war es zu spät.

Im Jahre 1870, im deutsch-französischen Krieg, dessen

Schlachten und Gefechten er als Berichterstatter beigewohnt, starb er am Typhus in einem elenden Lazareth.

Der junge Arzt, welcher ihn gepflegt und ihm die Augen zugedrückt, hat seinem letzten Wunsche gemäß die Brieftasche mit seinen Papieren an seine alte Mutter in die Schweiz gesandt, wohin sie ihm gefolgt war. Die lichtblonde Locke aber, welche er in einem Medaillon auf seinem Herzen fand, die hat man ihm mitgegeben in sein blumenleeres, einsames Grab.

Ein Cavallero.

Mein Weg ist Deiner nicht . . .

Die letzten Sonnenstrahlen fielen schräg in das große, ernste Gemach und zuckten über die breiten Oelgemälde, die in schweren Rococcorahmen an der Wand hingen. Sie tanzten kosend um den schönen blonden Lockenkopf einer jungen Frau, die, auf dem Bilde wenigstens, mit ihren großen Augen müde in die Welt sah. Ein letztes Grüßen und dann versank sie in dunklem Purpur gebadet königlich hinter den Cordilleren.

Der Herr mit den dichten grauen Haaren, der regungslos, den Kopf in die Hand vergraben, im Sessel gesessen, erhob sich und ging — jetzt von der Sonne unbelästigt — mit großen Schritten im Gemach hin und her.

Zuweilen blieb er stehen, warf einen flüchtigen Blick auf das Bild der ernsten Frau und schüttelte dann mißmuthig seinen Kopf.

„Das Leben ist eine Misère," — mit dieser Zusammenfassung seiner Gedanken warf er sich nach einigen Augenblicken wieder auf den Sessel, von dem er sich eben erst erhoben hatte — dann sah er auf die Uhr und blickte ungeduldig nach der Thüre.

„Meister Perez läßt lange auf sich warten. Was wird er für Augen machen, wenn ich diesmal nicht nur ein Paar elegante Pariser Stiefel von ihm will, sondern Geld — und zwar viel Geld.

„Ich — der von ihm beneidete und bewunderte Cavallero, den er sich zum Vorbild genommen, um seinen einzigen Sohn nach ihm zu modeln — ich Geld borgen von ihm — dem Schuster. Bei St. Pablo, das Leben hat amüsante Situationen — verteufelt amüsante!"

Und er lachte so laut und bitter, daß er die bescheidenen Schritte Don Ramons nicht vernommen, auf die er doch vorher, fast mit klopfendem Herzen, gelauscht. Der Schuster blieb sich tief verbeugend an der Thüre stehen und erwartete die Befehle des Cavaliers.

„Nur näher, Amigo, immer näher," sagte Sennor Don Luis Payno herablassend, indem er aufstand und dem Schuster, mit dem er schon als Knabe kameradschaftlich verkehrt, gnädig die Hand entgegenhielt.

Der Schuster, dessen nichts weniger als elegante Gestalt durchaus nicht von modischen Kleidern gehoben wurde, trat geschmeichelt näher und legte seine breite verarbeitete Hand in die des Herrn. „Nun Meister Perez, wollen Sie nicht Platz nehmen und eine Weile mit mir plaudern, ehe wir die Mode der neuesten Pariser Stiefel besprechen?"

Ramon Perez setzte sich auf das äußerste Ende des eleganten Stuhles und stemmte seine beiden Hände, sich offenbar nicht sehr behaglich fühlend, auf die Kniee. Er machte ein verlegenes Gesicht und versuchte etwas zu sagen, was ihm schwer wurde.

„Es werden wohl die letzten Stiefel sein, die ich für Ew. Gnaden besorge," sagte er endlich gedehnt, während

er seine Augen verlegen in die weichen Arabesken des Teppichs vergrub — die allerletzten und die mache ich nur Ihnen — — denn — —

„Ah — ah — wirklich? Also doch? Haben wir so große Schätze gesammelt und wollen das Geschäft aufgeben? Ich gratulire."

„Ja sehen Ew. Gnaden," sagte jetzt der kleine Schuster etwas muthiger, „es bleibt mir nichts anderes übrig, mein Sohn kommt in einigen Monaten aus Paris zurück und da ich ihn nun einmal zu einem Cavallero erzogen und bestimmt, so würde es sich nicht passen, wie meine Frau meint, wenn ich das Geschäft weiter führen wollte."

„Da hat Ihre Frau ganz recht, Meister Perez, vollkommen recht, denn Ihr Sohn — Gott wie die Zeit vergeht, ich erinnere mich genau des heranwachsenden bleichen Knaben, der immer auf dem Balkon saß und las — Ihr Sohn wird Besitzer eines großen Vermögens sein und auch ohne Zweifel einmal eine Frau nehmen aus besserem Hause."

Ueber das Gesicht des Schusters ging ein sonnenhelles Lächeln. „Ja eine Frau aus besserem Hause. Mein Sohn wird Besitzer der eleganten Villa der Porfirio sein — dort unten bei der Alameda — ich habe heute den Handel abgeschlossen und dazu gebe ich ihm noch die Garantie einer hübschen Rente."

„Ha ha, das läßt sich hören."

„Später, wenn diese Rente nicht ausreicht, kann ich sie verdoppeln."

„Und das haben Ihnen Alles diese Pariser Schuhe eingebracht, Don Ramon? Bei Gott, da könnte man Ihnen fast Ihr Handwerk neiden, denn ich — ich —

habe mein bedeutendes Vermögen so ziemlich verausgabt, allerlei Malheur, Sie wissen, Meister Perez, Cavalierverpflichtungen, Compromissen — um kurz zu sein, ich bin in momentaner Verlegenheit — und kann meiner Tochter einmal nicht so viel mitgeben, wie Sie Ihrem Sohne. Aber wie haben Sie es um Gotteswillen angefangen, so viel Geld zusammen zu bringen?"

„Ich hatte das Glück, ohne Konkurrenz für die Fremden zu arbeiten, konnte durch die Verbindungen meiner Frau, die, wie Sie ja wissen, Französin ist, vortheilhafte Einkäufe machen und scheute auch, ohne mich selbst zu loben, keine Mühe. Ich arbeitete Tag und Nacht selbst und versorgte mit meinen eigenen und französischen Fabrikaten über dreißig Städte im Innern des Landes."

„Und dieses blühende Geschäft wollen Sie aufgeben, Meister Perez, damit Ihr Sohn sich seines Vaters nicht zu schämen braucht?"

„So ist es, Ew. Gnaden, ich stehe in Unterhandlung mit einem Collegen in Gaudalajara, der Inventar und Kundschaft übernehmen will."

„Sie Glücklicher!"

Der Schuster schmunzelte behaglich und kaute verlegen an den Nägeln seiner Finger.

„Ja, ja, das hätten wir damals nicht gedacht, Ramon, als Ihr Vater Portier in unserem Hause war und Sie, ein scheuer Knabe, mir mein gesatteltes Pferd vorführten, wenn ich Lust hatte auszureiten. Ich dachte damals, Sie könnten keine Drei zählen."

„Das konnte ich auch nicht, Ew. Gnaden, ich konnte gar nichts, ich sah und bewunderte nur Ew. Gnaden und Dero Bruder, wenn Sie in Ihren gestickten Jacken und

breiträndigen Sombreros in die silbernen Steigbügel schlüpften und so stolz durch die Calle Coliseo trabten. Ich schlich dann vor die Thüre und schaute Ihnen nach, so lange ich Sie sehen konnte und dann dachte ich mir, daß es kein Glück auf Erden gäbe, was diesem gleich käme. Und als Sie dann älter wurden und in Ihrer stolzen Equipage in die Oper und auf Bälle fuhren, in feinem schwarzem Frack, weißen Handschuhen und den glänzenden Knöpfen und schließlich gar selbst Bälle gaben und mit den wunderschönen Damen sprachen wie mit andern gewöhnlichen Menschen, da habe ich Ew. Gnaden angestaunt und war glücklich, Sie nur sehen zu dürfen."

Luis Payno sah beinahe gerührt auf den kleinen Schuster, dessen rundes, gutmüthiges Gesicht jetzt noch strahlte in der Erinnerung seiner anspruchslosen Knabenfreuden.

„Ach, Meister Perez," seufzte er, „dann haben Sie freilich nur das glänzende Gewand gesehen, die schimmernde Außenseite. Es ist in der Welt nicht alles so glänzend, wie es den Schein hat," und über das feine, aristokratische Gesicht Luis Paynos zog ein sorgenvoller Schatten.

Meister Perez sah ihm unverständlich nach, als er jetzt gedankenvoll mit unhörbaren Schritten über den weichen Teppich ging. Er verglich ihn unwillkürlich, ihn den gealterten Mann, mit dem schönen, frohen Knaben und Jüngling, der einst so stolz im Sattel gesessen, wenn er zur Paseozeit durch die sonnige Calle de Plateros ritt. Wenn sein Leben so ganz anders wie damals war, wer trug die Schuld? Warum blieb er auch einsam, nachdem man die schöne, stille Frau dort auf dem Bilde zu

Grabe getragen? Eine Frau gehört in das Haus eines Cavalleros, eine Frau mit sanfter Stimme, rauschender Schleppe, glänzenden Steinen und dem ganzen Schwarm von Dienerschaft, den eine solche Dame in ihrem Gefolge hat. Das war unklug von Sennor Don Luis gewesen, der doch sonst für den kleinen Schuster der Inbegriff von Allem, was vollkommen war. Er konnte auch nicht umhin seinen Gedanken Ausdruck zu geben, das heute so besonders herablassende Benehmen des Herrn hatte ihm den Muth gemacht und er sagte daher schüchtern:

„Euer Gnaden hätten nicht allein bleiben dürfen nach dem Tode der Sennora — — — es ist nicht gut, wenn — — —“

„Wir wollen das Thema unberührt lassen, Ramon,“ unterbrach ihn der Cavalier, mit der Hand abwehrend, indem er einen ernsten Blick auf die junge Frau warf, deren stilles Gesicht jetzt kein Sonnenstrahl mehr vergoldete.

Es war dämmerig in dem Zimmer geworden, der Schuster hatte das Schweigen des Sennor Payno für ein Zeichen genommen, daß er entlassen sei und erhob sich.

„Wie befehlen Ew. Gnaden die Stiefel,“ fragte er, nun wieder in den ehrerbietigen Ton verfallend, der den Schuster von dem Cavalier schied.

„Wie immer, Meister Perez, wie immer,“ sagte dieser zerstreut, „nur hätte ich heute noch etwas Anderes mit Ihnen besprechen mögen, wozu mir aber jetzt beinahe die Zeit gebricht. Ich habe meiner Tochter versprochen, sie in die Oper zu begleiten. Sie wissen, die Kleine hat sonst Niemanden als mich — und sie ist ein so stilles, gutes Kind.“

Die letzten Worte hatte er eigentlich laut gedacht

und mehr zu sich selbst gesprochen, als zu dem kleinen Manne da.

„So komme ich morgen, oder wenn sonst Ew. Gnaden befehlen," sagte der Schuster bescheiden.

„Ja morgen, Meister Perez, die Sache ist mir wichtig, ich habe Vertrauen zu Ihnen und muß Ihnen Verhältnisse auseinandersetzen, die mir nicht leicht werden zu berühren. Aber à propos, wann kommt Ihr Sohn zurück von Paris? Ich meine er ist länger fortgeblieben, als es eigentlich in Ihrem Plane lag?"

Jetzt seufzte der Schuster und fuhr mit seiner kurzen, breiten Hand durch sein struppiges Haar.

„Und hat noch immer keine Lust zurückzukehren. Ach, Ew. Gnaden, der macht mir großen Kummer und ich fürchte, wer nicht als Cavallero geboren ist, der wird nie Einer, so wie er sein soll. Mein Sohn hat für nichts Sinn als für Bücher und Studium, er bittet mich dringend, ihn noch für einige Zeit nach Deutschland gehen zu lassen, um die Stätte kennen zu lernen, wo die großen Philosophen gekämpft und gedacht, er habe eine Arbeit unter der Feder, die es nothwendig bedinge, Quellen zu studiren und wie die Ausflüchte alle heißen. Ich bitte, Ew. Gnaden, eine Arbeit," und der kleine Schuster machte ein verzweifeltes Gesicht, „eine Arbeit, er, den ich mit dem Schweiße meines Angesichts zum glücklichen vornehmen Mann machen wollte — er muß arbeiten!"

„Aber die Wissenschaft ist eine edle Arbeit, Meister Perez."

„Aber doch eine Arbeit, das lag nicht in meinem Plane." Und der kleine Mann nahm sein zweifelhaftes Taschentuch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Er muß doch wohl diese gemeine Arbeitsader von mir

geerbt haben," fuhr er seufzend fort, „und die Hoffnung, er könne auf die Ahnen meiner Frau schlagen, die einmal vornehm waren, ist nur ein Wahn."

„Dann hätten Sie ihn nicht nach Europa schicken dürfen, Ramon," sagte Payno lächelnd, „dort ist die Arbeit keine Schande, und wer geneigt zum Denken und Schaffen ist, wie Ihr Sohn, findet dort ein zu reiches Feld."

„Aber jeder vornehme Herr geht doch auf Reisen und Fernando wünschte es so — er"

„Jeder verfolgt bei seinen Reisen aber seine eigenen Zwecke, Ramon," sagte Payno, indem er seinem Diener schellte, um ihn zu fragen, ob der Wagen angespannt sei. „Wir können keinen Menschen, auch wenn wir ihn noch so sehr lieben, nach unseren eigenen Wünschen modeln und am allerwenigsten unsere Kinder. Gönnen Sie Ihrem Sohne sein Studium, es macht ihn im Leben nicht ärmer und hindert ihn ganz gewiß nicht, Cavallero zu sein. Familienrücksichten, die unser Einen hemmen, hat er ja so wie so nicht zu nehmen, und über die Genüsse, die das Geld bietet, werden ihm schon früh genug die Augen aufgehen."

„Meinen Ew. Gnaden? Das hat auch meine Frau gesagt, wenn er genug hat, wird er gern zurückkommen und hier alle Bücher von sich werfen und das Leben so genießen, wie ich es ihm wünsche. Ein vornehmer Herr bringt den Tag auch ohne Arbeit herum, besonders wenn ihm erst einmal der Geschmack kommt für das schöne Geschlecht —"

Der Schuster unterbrach sich plötzlich und blieb gebückt auf dem Corridor stehen, bis wohin er Seiner Gnaden gefolgt war. Eine junge Dame in eleganter

Balltoilette war aus der gegenüberliegenden Thüre getreten und legte ihre weiß behandschuhte Hand auf den Arm ihres Vaters, der sie die Treppe hinunter führte. Den kleinen Schuster, der ihre feinen Kinderfüße immer so sorgfältig mit Pariser Fabrikaten schaussirt hatte, den bemerkte sie nicht.

Ramon Perez blieb bescheiden hinter den breiten Blattpflanzen, die den Corridor umgaben, stehen und blickte der Gruppe nach. Er hatte Arabella Payno in der letzten Zeit selten gesehen und war erstaunt, eine völlig erwachsene Dame zu finden. Im ersten Augenblick frappirte ihn ihre Erscheinung und es war ihm, als versinke die Reihe von Jahren, die dazwischen lag, und er sähe Don Luis die schöne junge Fremde die Treppe hinunter führen — so wie einst — Arabellas Mutter!

Das war damals ein Tumult im Hause gewesen und wenn Ramon, der schon seinem Handwerk oblag, Abends zu seinem Vater kam, der bis zu seinem Tode Portier im Hause der Paynos geblieben, dann wußte dieser nicht genug zu erzählen von der Erbitterung der Familie, die durchaus nicht die Heirath mit der Engländerin, obgleich sie die beste Erziehung genossen, zugeben wollte. Man sagte, Don Luis habe sich anfänglich nicht viel um dieses Mißbehagen gekümmert und die schöne, sanfte Frau mit den goldenen Locken leidenschaftlich geliebt — aber später —

Doch was wußte er, der Schuster mit der treuen Bedientenseele, was sich in den inneren Gemächern abgespielt? Er erinnerte sich nur, daß die junge Frau immer vorsichtiger und langsamer aus der Kutsche stieg, wenn sie aus der Oper nach Hause kamen — Gesellschaften besuchte sie schon lange nicht mehr — daß ihr Gesicht

immer bleicher und stiller wurde, ihre Stimme immer leiser und schwächer und daß ihr Lebenslicht zuletzt erlosch, wie die sanfte Abendröthe, die ohne Geräusch und Schmerz hinter den Cordilleren verduftet.

O er wußte das Alles noch ganz genau, der kleine Schuster, denn sein Stückchen Lebenspoesie gipfelte ja in der Familie der Paynos und was sich da an Tragik abgespielt, das hatte seine Schatten auch über sein eigenes Leben geworfen. Aber das war lange her.

Man hatte sich bemüht, Don Luis wieder zu vermählen, Gesellschaften und Bälle veranstaltet, um ihn aus seiner trüben Stimmung zu reißen, doch das schien alles nichts zu helfen. Luis that, was sie wollten, er besuchte Theater und Soiréen, aber er vermählte sich nicht und es war, als wäre etwas von dem stillen Ausdruck in dem Gesichte Ellen Paynos in das seine übergegangen.

Das hatte so einige Jahre gedauert und dann hatte der Tod wieder Einkehr gehalten. Zuerst starb der ältere Bruder von Don Luis, dem die Verwaltung der Güter obgelegen, und dann schnell nach einander sein Vater und seine Mutter. Don Luis blieb allein mit seinem kleinen Mädchen und als bald nachher auch der alte Portier starb, da war der ehrliche Schuster nur noch selten in das Haus gekommen und die Erlebnisse in demselben waren ihm ferner und ferner gerückt.

Aber das Alles tauchte jetzt wieder in seiner Erinnerung auf, als er das junge Mädchen am Arme des ergrauenden Vaters sah — sowie einst ihre Mutter. Die Aehnlichkeit mit derselben war ihm nie so aufgefallen wie heute. Ihre Haare waren freilich um ein merkliches dunkler, auch die Augen mit der unbestimmten Farbe und den langen Wimpern, aber ihre hohe Gestalt, die Hal-

tung des Kopfes, die blüthenweiße Haut und der stille Ausdruck, dessen Innigkeit der Schuster nicht anders zu benennen wußte, das war doch alles gerade so wie bei der verstorbenen fremden Sennora. Er sah sie in den Wagen steigen mit derselben graziösen Bewegung, er sah wie Don Luis ihr folgte und hörte dann die Räder über das Pflaster rollen.

Ramon Perez war es heiß und eng geworden, die vergangene Welt mit ihren Erlebnissen bäumte sich in seiner Brust und preßte sein Herz. Was hatte das Haus mit den bewunderten Marmorsäulen doch so wenig Glück zu verzeichnen, trotz des Reichthums und der Aristokratie seiner Insassen!

Dem kleinen Schuster, der ja gewiß kein geübter Denker war, stieg doch, vielleicht zum erstenmal im Leben, die Ahnung auf, daß es für gewisse Menschen noch etwas Anderes gibt, als äußerer Glanz, und daß dieselben nicht immer Macht über die gebietende Stimme haben, die von der breiten, bequem getretenen Lebensstraße ab in einsame und vielleicht dornige Pfade lenkt.

Ob er dabei seines eigenen Sohnes gedachte?

Er stieg langsam die breiten, mit Teppichen belegten Treppen hinunter und blieb im Hofe stehen. Seine Augen suchten pietätvoll die Zimmer des Portiers, in denen er seine Kinderjahre verträumt hatte, es war ihm als verstände er erst heute die Geschichte des Hauses, erst heute, nachdem er die junge Dame gesehen, die da so still wie einst die Verblichene, am Arme ihres vor der Zeit gealterten Vaters die Treppe hinunter ging.

Die Luft in der Straße that ihm gut, er ging durch die lange Calle de Plateros bis zu dem Hause, welches er erst gestern für seinen Sohn erstanden hatte. Es war

ein prächtiger, stolzer Bau, fast noch schöner als der, in welchem er als Knabe im Souterrain aufgewachsen war und dessen Insassen seine Phantasie mit den Wundern des Reichthums und des Glanzes genährt. — Noch schöner!

Der kleine, demüthige Schuster hob beinahe stolz den Kopf — es war ja dunkel und Niemand sah ihn — alles Menschenleid, das soeben seine Seele gestreift, war vergessen — in diesem Hause sollte ja sein Sohn leben — und vornehm und glücklich sein! — — —

Als Ramon Perez am anderen Tage wieder, ungefähr um dieselbe Stunde, aus dem breiten Thore des Hauses trat, in welchem er soeben eine wichtige Unterredung mit Sennor Payno gehabt, hatte sein Gesicht einen ernsten und sorgenvollen Ausdruck. Er war so sehr in Gedanken vertieft, daß er an seinem eigenen Hause gegenüber beinahe vorüber gegangen wäre, wenn nicht seine Frau, deren Kopf hinter ein paar Pariser Damenstiefeletten auftauchte, mit den Fingern energisch gegen die Scheiben des Ladens geklopft und ihn auf diese Weise aus seinen Träumen gerüttelt hätte.

Meister Perez fuhr zusammen, zum erstenmal während seiner langen Ehe ging er mit sich zu Rath, ob er das Geschäft, welches er soeben mit Sennor Payno abgemacht, seiner Frau mittheilen solle. Er hatte willkürlich gehandelt, ohne vorher mit ihr zu überlegen und das war Madame Perez nicht gewohnt. Und ob sie es überhaupt billigen würde?

Sie hatte das Geld ehrlich mit ihm zusammen erworben und es war nach seinen Ansichten selbstverständlich, daß sie auch berechtigt war, über den Verbleib desselben mitzureden.

Seine Gedanken wurden indessen abgelenkt, denn sie

hielt ihm bei seinem Eintritt in den Laden einen Brief entgegen, der sie für den Augenblick alle für sich in Anspruch nahm.

„Von Fernando?“ fragte Ramon freudig.

„Von Fernando!“ wiederholte seine Frau „und zwar mit einem Stempel, der mir fremd ist — also aus Deutschland.“

„So ist er doch hingegangen ohne unsere Antwort abzuwarten, der Schelm,“ und Meister Perez nahm seiner Frau den Brief aus der Hand und studirte mit glücklichem Gesicht die Adresse, den Poststempel und die Marken. Dann gingen sie stillschweigend in das anstoßende Zimmer. Madame Perez zündete die Lampe an, der kleine Schuster setzte seine großgläserige Brille auf und nachdem er noch einige Male mit unverkennbarer Zärtlichkeit den Brief in der Hand herumgedreht und von allen Seiten betrachtet hatte, wurde er geöffnet und gelesen.

Ramon Perez las langsam und mit lauter Stimme, während seine Frau, die neben ihm saß und andächtig zuhörte, zuweilen mit ihrer großen Hand über die Augen fuhr. Ohne Thränen der Freude ging dieses Ereigniß nun einmal nicht ab, so sehr sich auch die gute Frau bemühte, standhaft zu bleiben.

Als Ramon den Brief zum zweiten Male gelesen, was seine Frau immer verlangte, faltete er ihn wieder sorgfältig und schüttelte den Kopf.

„Nur keine Einwände, Ramon, darum bitte ich Dich,“ kam ihm seine Frau zuvor, „wenn er nun durchaus ein Buch schreiben will, denn das verstehe ich doch unter seiner Arbeit, so ist das auch noch keine Schande. Bei uns in Frankreich gibt es Leute vom höchsten Adel, die Bücher

schreiben und deshalb nichts weniger sind, als vorher. Es ist das kein Unglück und wenn er erst wieder zurück ist, wird sich das schon von selbst geben."

„Ich fürchte, daß er das nicht thun wird," sagte der Schuster mißmuthig, indem er sich erhob. „Er hat gar kein Interesse, an Dingen, an welchen sich andere junge Herren ergötzen und diese Anhänglichkeit an Bücher, die er von jeher gezeigt, gibt ihm ein schulmeisterliches Ansehen, was ihm leicht hinderlich sein könnte bei der Wahl einer Frau aus vornehmem Hause."

Seine Frau antwortete nicht, sondern ging zu dem Pult, welches an der Seitenwand stand, schloß es auf und nahm einen kleinen Stehrahmen heraus, der das Bild eines jungen ernsten Mannes trug. Sie betrachtete es lange, reichte es ihrem Gatten und machte sich dann allerlei im Zimmer zu thun, um die Bewegung zu verbergen, über die sie nicht Meister werden konnte. Frau Anna Perez war eine gescheidte Frau und hatte durch den intimen Verkehr mit ihrem Sohne mehr Einblick in das Innenleben desselben gethan als ihr mehr mit dem Erwerb beschäftigter Mann. Sie wußte, daß er sich da eine Welt aufgebaut, von der sie nicht viel verstand, aber die ihn beschäftigte und das Leben erträglich machte, welches er nie so freudig zu genießen verstand wie andere junge Leute. Sie hatte sein blasses Gesicht aufleuchten gesehen, wenn er in irgend einem der großen Bücher gelesen, die da so massenhaft in seinem Zimmer lagen und ein Abglanz dieses Glückes hatte dann auch ihr Mutterherz gestreift.

Was war das denn so Unrechtes, wenn er als Knabe und Jüngling in den einsamen Stunden, die er außerhalb seiner Schule verbrachte, sich die Zeit mit Lesen ver-

trieb und jetzt — anstatt sich in den Cafés von Paris zu regaliren und auf den Boulevards zu flaniren eine Reise nach Deutschland unternahm?

Ramon hatte sich wieder in die Ecke des verblichenen Sophas gesetzt, seine große Brille abgenommen und das Bild Fernandos in den Schrank zu den Briefen geschoben, die seine Frau dort in einem verborgenen Fach wie Reliquien verwahrte.

„Er kann in drei Monaten zurück sein, Alte," sagte er, endlich seinen Gedanken Worte gebend, „es lohnt kaum noch der Mühe ihm zu schreiben. Und mit dem Hause der Porfirio, mit dem wollen wir ihn so wie so überraschen."

„Ja, aber Du mußt mich auch gewähren lassen und seine Bücher dorthin schaffen — ohne die er nun einmal — früher wenigstens — nicht existiren konnte."

„Früher, früher, das war etwas Anderes", sagte der Schuster gereizt, „da war er noch so jung und kannte nichts vom Leben, ich hoffe die drei Jahre in Paris haben ihn gewandter gemacht. Bücher gehören allerdings in den Glasschrank eines hübschen Herrenzimmers, die hat Sennor Payno auch — aber den alten zerrissenen Schund, den läßt Du wo er ist — ich werde ihm neue anschaffen mit Photographien und goldenem Einband —"

Jetzt lächelte auch Frau Anna und malte sich im Geiste die Ueberraschung ihres Lieblings aus, wenn er in das elegant möblirte Haus eintreten würde, das schöne Cabriolet sehen, Reitpferd, Dienerschaft und was sonst noch Alles dabei war. Von dem Fenster aus sah er in das dunkle duftige Geäst der Alameda — er liebte ja die Bäume so — und an stillen Abenden wehte der Duft der üppigen Florifundien bis hinein in seine Gemächer! Hatte

nicht der Arzt immer gesagt, daß für seine schwache Constitution gute und freie Luft nothwendig sei?

„Weißt Du, Anna," unterbrach ihr Mann den glücklichen Lauf ihrer Gedanken, „daß ich nun auch in diesen Tagen die Sache mit dem Fabrikanten aus Guadelajara abmachen will und für den größten Theil des Capitals, welches wir dafür bekommen, bereits eine Bestimmung getroffen habe?"

„Du eine Bestimmung getroffen, von der ich gar nichts weiß — und das sagst Du mir erst jetzt?"

Der Schuster schmunzelte gutmüthig, legte seine Hand auf die Schulter seiner Gattin und sagte in gedämpftem Ton:

„Es ist das ein Geheimniß, Alte, und muß unter uns bleiben. Für mich ist es eine Ehrensache, denn Sennor Payno ist in Verlegenheit und hat sich in seiner verzweifelten Lage an mich gewandt."

„Doch nicht um ein Darlehen, Ramon? Du willst mir doch nicht sagen, daß Sennor Don Luis Payno sich an Dich wenden mußte — an den Sohn seines Portiers — um vielleicht die Equipage zu bezahlen, in welcher seine Tochter —"

„Stille, stille, Anna, so ist es nicht gemeint. Er hat allerdings in den letzten Jahren, nachdem die Güter durch gerichtliches Uebereinkommen an den Sohn seines verstorbenen Bruders übergegangen sind, das baare Geld, welches ihm dadurch blieb, nicht ganz gewissenhaft verwaltet. Er hat größere Summen ausgegeben als er sollte, auch wohl kleine Darlehen an Freunde gemacht, die nicht wieder einkommen — und so momentane Verlegenheiten herbeigeführt."

Frau Perez sah gespannt in das Gesicht ihres Gatten

und schüttelte ein über das andere Mal erstaunt den Kopf.

„Nun will er diese kleinen Miseren los sein und wendet sich in seiner Verlassenheit und geschäftlichen Unkenntniß an mich.“

„An Dich? Du sollst doch nicht?“

„Um kurz zu sein, Anna, er machte mir den Vorschlag, pro forma, verstehst Du, pro forma sein Haus zu kaufen d. h. ohne daß es Jemand weiß — ihm 40,000 Pesos auf dasselbe zu leihen.“

„Als erste Hypothek, die aber doch gerichtlich dokumentirt sein muß?“

„Ja das gerade möchte er unter allen Umständen vermeiden — es würde das seinem Credit schaden. Es soll lediglich Vertrauenssache sein zwischen uns Beiden — und deshalb wendet er sich an mich, Siehst Du, er brauchte ja das Geld nicht so nothwendig, aber da seine Tochter, laut Testament, ihrem Vetter Aloysio, dem einzigen Sohne seines verstorbenen Bruders bestimmt ist — und er ihr 40,000 Pesos bei der Vermählung geben muß, die bei der Uebertragung der Güter an die andere Linie für sie als Nadelgeld bestimmt wurden — so ist er momentan etwas genirt, wie er sagt.“

„Und Du hast die Absicht, ihm das Geld zu geben, Ramon?“

„Wenn Du nichts dagegen hast, Alte, Du weißt, ich mache nicht gern ein Geschäft ohne Dich. Aber es wäre dieses ja ohnehin in einer solchen Familie eine sichere Anlage für das Capital.“

Der kleine Schuster war nicht geübt im Lügen, am allerwenigsten seiner Frau gegenüber, er konnte auch jetzt seine Verlegenheit nicht verbergen, da das Geschäft dies-

mal wirklich schon abgemacht war ohne sie. Er ging daher verlegen an das Fenster, öffnete die breiten Glasthüren und fing an, die Zeug- und Kittstiefel hin und her zu rücken.

Frau Anna war so frappirt über das, was sie gehört, über die Verlegenheit in einer Familie, deren Stellung sie für unerschütterlich und unantastbar gehalten, daß sie Ramons Verlegenheit nicht einmal bemerkte.

„Ja freilich," sagte sie, „dann hätten wir am Ende gar das schöne Haus bei der Alameda lassen können und unseren Fernando im Hause der Payno — —"

„Was im Hause der Payno," unterbrach sie ihr Mann heftig — „Du willst doch nicht glauben, daß ich meinem verehrten Gebieter, dem ich es überhaupt verdanke, daß ich mich selbständig niederlassen konnte, daß ich Sennor Don Luis aus seinem eigenen Hause treiben wollte, weil ich ihm ein Darlehen auf dasselbe gab — welches er mir lieber schuldet als Fremden?"

„Aber Du hättest das Haus kaufen können, Ramon?"

„Ja, kaufen, Alte, aber es soll es ja kein Mensch wissen, daß ich — oder besser gesagt mein Sohn Fernando — denn das Geld werde ich ihm zuschreiben und das Geschäft geht auf seinen Namen — eigentlich der Eigenthümer ist. Ueberhaupt ist ja von dem Hause vorläufig gar nicht die Rede, die Sache ist — ohne gerichtliche Dokumente — nur eine Ehrensache zwischen uns."

Die Frau dachte einen Augenblick nach, dann seufzte sie, setzte sich still zur Lampe, nahm ein paar Atlasschuhe, wie sie in Mejico die niedere Classe trägt, aus einem großen Korbe und fing an, ihre Arbeit zu verrichten, wie sie es seit 26 Jahren gewohnt war.

„Nun Alte," fragte der Schuster, indem er hinter

sie trat und auf ihre fleißigen, verstochenen Finger blickte — „Du bist es doch zufrieden?“

„Da bleibt keine Wahl,“ sagte sie ernst, „Du mußt Deinem ehemaligen Gebieter helfen. Für Fernando wäre es ja so wie so kein Haus und wenn Sennor Don Aloysio zurück aus den Vereinigten Staaten kommt und Donna Arabella heirathet, so werden sie es sicher behalten wollen.“

Und jetzt nahm auch der kleine Schuster auf seinem erhöhten Sitze Platz und sie arbeiteten beide emsig, bis der Lehrjunge aus der Werkstätte kam und verkündete, daß der Tisch gedeckt und das Abendbrot bereit sei.

Sechs Monate waren seitdem vorüber gegangen. Das Geschäft, welches Sennor Payno mit dem Sohne seines ehemaligen Portiers abgeschlossen, war ein Geheimniß geblieben und der ehrliche Schuster ahnte gewiß am allerwenigsten, daß schon längst diverse gerichtliche Hypotheken auf dem Hause lasteten und Sennor Payno eigentlich nicht mehr Eigenthümer war. —

Das Geschäft des Schusters war an einen anderen Besitzer übergegangen und Meister Perez mit seiner Frau in die prächtige Villa des Sohnes gezogen.

Sennor Payno hatte zuweilen, wenn er mit seiner Tochter am Hause vorüber gefahren war, flüchtig auf dem Balkon die große magere Gestalt von Frau Perez bemerkt, wie sie gelangweilt über dem Geländer lehnte und die Leute betrachtete, die vorüber fuhren. Einmal auch, als sie sich verspätet hatten und es schon beinahe dunkel war, hatte seine Tochtee leise seinen Arm berührt

und mit ihrem Finger hinauf gezeigt — und dann hatte er einen schlanken, jungen Mann mit etwas gebückter Haltung bemerkt, der lässig an der Thüre lehnte, die ins Zimmer führte.

„Ist das Fernando Perez?“ hatte er sie gefragt.

„Ja, Fernando Perez.“

„Mich dünkt er sähe noch bleicher aus als früher.“

„Er soll geistig zu rege sein für seinen schwächlichen Körper.“

„Wer sagt Dir das?“

„Miß Dalton hat es neulich in dem Buchladen gehört, in welchem man sein philosophisches Werk besprochen habe. Der englische Arzt, der zufällig dagewesen sei, der habe es gesagt.“

Sennor Payno hatte nichts geantwortet und der Wagen war dröhnend vorüber gerollt.

In den letzten Tagen hatte er nun ganz besonders viel an den kleinen Schuster gedacht, den er täglich vergebens erwartete, um, wie verabredet war, die Zinsen des geliehenen Kapitals selbst in Empfang zu nehmen. Und diese Zinsen mußten bezahlt werden, damit der Schuster keinen Verdacht schöpfte über seine wirklich trostlose Lage.

Sein Neffe Aloysio wurde täglich aus den Vereinigten Staaten zurück erwartet, um sich bei Arabella um ihre Hand zu bewerben. So schwer er sich auch von seiner Tochter trennen mochte, es blieb ihm keine Wahl. Und war es nicht auch besser so? War diese Heirath nicht die beste Zuflucht für Arabella? Einige Monate später — und er hatte vielleicht schon einen Theil des Kapitals verausgabt — welches ihr unantastbares Eigenthum war. Dieses Geld war, laut Testament, bei ihrer Heirath ihr

zu übermachen — und jetzt war es, neben seinen Schulden, noch Alles, was er besaß. Würde sie aber als Gattin für Aloysio passen?

Er hatte seiner sterbenden Frau versprochen, Arabella eine strenge englische Erziehung geben zu lassen und sie möglichst fern zu halten von mejikanischem Einfluß. Die Erfüllung dieses Versprechens war nicht leicht gewesen, denn seine ganze Familie hatte sich dagegen gesträubt. Dessenungeachtet hatte er Wort gehalten und für seine Tochter die möglichst gebildetste Dame, mit den besten Zeugnissen von Oxford verschrieben und ihr die Erziehung derselben anvertraut. Ellen würde in diesem Punkt mit ihm zufrieden sein, er hatte wenigstens ein klein wenig von der Schuld abgetragen, die auf ihm lag, wenn er daran dachte, mit welcher Feigheit er die Behandlung seiner Familie gegen dieselbe geduldet hatte.

Er dachte nicht gern daran, es war das eine wunde Stelle in seinem Herzen.

Nun blieb ihm noch eine andere schwere Mission, er mußte Arabella mit den Plänen bekannt machen, die man in Bezug ihrer und seines Neffen Aloysio hatte. Miß Dalton, ihre Erzieherin, hatte nicht gewollt, daß das junge Mädchen früher mit diesen Dingen behelligt würde, sie sollte sich harmlos entfalten und ihre Fähigkeiten gerade so ausbilden, als ob es nöthig für sie wäre, sich einst mit ihrem Wissen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Arabella war ohnehin eine passive Natur, sie mußte streng an die Arbeit gedrängt werden und Miß Dalton hatte keine kleine Mühe gehabt, ihr auch die Grammatiken der englischen und französischen Sprachen, die sie schon als Kind geläufig gesprochen, in allen ihren Schwierigkeiten beizubringen.

Für Miß Dalton war gründliches Wissen gleich bedeutend mit Leben und deshalb hatte ihr auch Fernando Perez schon als heranwachsender Knabe Bewunderung eingeflößt, wenn sie sich im Vorübergehen zuweilen mit ihm unterhalten und sie bemerkt hatte, wie sorgfältig er auch in sich verarbeitete, was er lernte. Sie hatte ihn dann der kleinen Arabella als Beispiel vorgehalten und ihr tausendmal gerühmt, wie dieser Knabe, ohne jede Anregung, die Wissenschaft liebe und wie dieser Eifer eine vornehme Seele bekunde.

Arabella hatte sich dann jedesmal vorgenommen, auch so lernbegierig zu werden wie er, hatte mit ungewöhnlichem Eifer ihre Grammatik oder ein anderes Lesebuch geholt und ihren lichtbraunen Lockenkopf andächtig darüber gesenkt. Aber dann fing sie bald an zu grübeln, warum Fernando Perez so viel mehr Lust zum Lernen habe wie sie selbst, warum er nicht lieber, da ihm ja Alles erlaubt war, in den schönen Kunstgemälden blättere, die ihr Vater ihm einmal geschenkt hatte und sich dabei Geschichten phantasierte zu den Köpfen und Gruppen, wie sie es so gerne that. Und wenn dann Miß Dalton wieder ins Zimmer trat, dann war Arabella nur zu oft das Buch in den Schooß gesunken und ihre großen Augen sahen träumerisch in die Leere. Sie hatte dann freilich, um Miß Dalton nicht zu betrüben, das Buch wieder hastig aufgenommen und lernte mit doppeltem Eifer, aber die Gouvernante schüttelte den Kopf und meinte, es sei doch nicht einerlei, ob Jemand mit bedächtigen Schritten und gesundem Athem den Berg erklimme, oder ob man bei zehn Schritten vorwärts wieder drei zurücktaumele und mit großem Zeitverlust endlich erschöpft und unlustig oben ankäme.

Bei Sennor Payno, Arabellas Vater, hatte sie in dieser Beziehung keine große Unterstützung gefunden, er hielt es nicht für nothwendig, einen hübschen, vornehmen Frauenkopf mit allem möglichen Wissen vollzupfropfen, aber er mischte sich auch nicht hinein und ließ sie gewähren. Er meinte oft, daß die vielen Kenntnisse, die seine Frau besessen, mehr das Denkvermögen in ihr angeregt, als ihr gesund gewesen und daß vielleicht dem thätigen Gedankenleben der zarte Körper nicht immer Stand gehalten.

Aber sie hatte ihn versichert, daß ihr Wissen sie reich mache, inmitten der öden Welt und daß sie wünsche, daß auch ihre Tochter in allem Guten und Schönen unterrichtet würde. Ihr Kopf habe dann einen Halt, wenn das Herz früh oder spät zerbrechen müsse. Luis Payno hatte heute lange vor ihrem Bilde gestanden, vielleicht waren es ähnliche Gedanken, die seinem Gesicht einen fast versteinerten Ausdruck gegeben. Heute sollte sein Kind erfahren, daß man sie testamentarisch für ihren Vetter Aloysio bestimmt und es würde ein schweres Unglück sein, wenn sie sich weigern würde, einzuwilligen.

Er hatte ja ihr dort oben auf dem Bilde versprechen müssen, keinen Zwang, auch nicht den leisesten, auf ihre Entscheidung auszuüben.

O wie diese unvergessene Stunde jetzt vor seiner Erinnerung aufstieg und ihn quälte!

Da in den Kissen derselben Couchette von dunklem Sammet, die heute noch in der Nische stand, hatte ihr blondlockiger Kopf gelegen und das bleiche Gesicht todestraurig zu ihm herübergesehen. Was war es denn, daß sie ihm gesagt und was sich so unvergessen in seine Seele gesenkt?

Es waren ja doch nur sanfte, stille, versöhnende Worte über ihre Lippen gegangen, kein Vorwurf, keine bittere Klage. Warum krampfte sich sein Herz unter so wehem Schmerz?

Hatte er doch wohl die Dornen gesehen, die sich unsichtbar um ihre Stirne wanden und die er nicht mehr die Macht hatte, herunter zu reißen, jetzt, da es zu spät war?

Und doch hatte er sie wie ein Rasender geliebt und ihr Tod ihm das Blut tropfenweise aus der Seele getrunken.

Er hatte zu ihren Füßen sinken wollen, jetzt, da ihm bewußt wurde, daß sie von ihm ging, und ihr aus dem gequälten Herzen heraus stöhnen, wie er sie liebte, wie er litt, aber seine Glieder waren gelähmt und die Lippen erstarrt, er sah sie vergehen und Gott hatte kein Erbarmen mit ihm!

Er riß die Glasthüren auf und trat hinaus auf den Balkon. Die weichen Duftwellen des tropischen Frühlingsabends flutheten ihm entgegen und legten sich lindernd um seine pochenden Schläfe.

Seine gereizte Einbildung wurde nach und nach stiller, er sah ihr sanftes Angesicht, wie es sich liebevoll ihm entgegen neigte und Arabellas Name auf seinen Lippen trug.

Ja, Arabella sollte entscheiden und wenn Aloysio, der ja ein so guter Mensch war, sie erst die Seine nannte, dann ließen sich auch die zerrütteten Verhältnisse wieder aufbauen und der stolze Familienname der Payno blieb rein und mackellos!

In dem Arbeitszimmer Arabellas hatte man die Bücher bei Seite geschoben, der Diener die Lampe angezündet und Miß Dalton saß am Tische und las die englischen Zeitungen. Es war das gewöhnlich für das junge Mädchen eine glückliche Stunde, sie überließ sich dann vorwurfsfrei dem süßen Nichtsthun und kauerte auf einem kleinen, niederen Sessel neben dem Balkon. Miß Dalton tolerirte schon seit einer Reihe von Jahren diese Schwäche, um der vielen guten Eigenschaften willen, die das Mädchen sonst besaß und wenn sie auch wohl noch zuweilen verständnißlos den Kopf schüttelte, so sagte sie sich im stolzen Bewußsein ihrer nüchternen Natur und anerzogenen Kraft: Never mind, die arme Kleine ist eben von einer nervenschwindsüchtigen Mutter geboren und besitzt einen energielosen Vater, alles konnte meine Erziehung nicht ausgleichen, impossible!

Aber sie wird einmal eine gute Frau werden, sanft und hingebend für den Mann, anmuthig und reizend im Salon und das ist ja ihre Bestimmung.

Ob sie sich heute ganz besonders den Gedanken klar machte, daß sie sich bald einem Gatten geben sollte, der sie voraussichtlich für immer von ihr schied? O das war ein bitterer Gedanke, denn das Mädchen war ihr in den zwölf langen Jahren fest in die Seele gewachsen.

Sie hatte heute keinen Sinn für die Lektüre, legte die Brille auf den Tisch und sah mit beinahe zärtlichem Blick hinüber zu Arabella, deren Augen träumerisch in den Wolken jagten, die sich fein und durchsichtig im Aether kreuzten. Sie hatte ihren Kopf bequem, wie sie es liebte, zurück auf die Lehne gelegt, ihre Arme auf dem Schoß übereinander geschlagen und die winzigen Kinderfüße in

den weichen Atlaspantoffeln so lässig ausgestreckt, wie das nur möglich war.

Arabella Payno war keine eigentliche Schönheit, aber das Auge, welches sie einmal geschaut, suchte sie immer wieder und wieder, so unbeschreiblich reizend und fesselnd waren ihre Züge. Um die etwas niedere Stirne ringelte und wellte sich ein dichtes, broncefarbenes Haar von so seltener Schönheit, wie sie sich nur durch die Mischung so verschiedener Racen erklären ließ. Nase und Mund konnte man nicht classisch nennen, aber sie paßten so vollkommen zu dem feinen Oval des blassen Gesichtes, daß man sich gern ihre eigenartige ausdrucksvolle Form gefallen ließ. Wirklich schön aber waren ihre großen träumerischen Augen, die in unbestimmten Farben schillernd und von langen Wimpern beschattet, etwas Fremdes, Sehnsüchtiges hatten, etwas, wie wir es zuweilen in Museen auf alten Bildern finden, was aber nicht recht stimmen will zu dem nüchternen Gepräge unserer Zeit.

Miß Dalton dachte verächtlich über weibliche Schönheit, die die Trägerinnen derselben so leicht zum Spielzeug der Männer degradirt, aber heute, als sie auf das Mädchen blickte, mußte sie sich doch die Gewalt eingestehen, die sie in so ausdrucksvoller Gestaltung auf das Menschenherz übt. Je länger sie Arabella betrachtete, je mehr kam es ihr vor, als wäre dieses zarte, durchgeistigte Gesicht nur die durchsichtige Hülle der tiefen, sehnsuchtsvollen und hilfsbedürftigen Seele! Sie mußte einen starken Halt haben, wenn sie gedeihen sollte!

Und ihre Gedanken spannen weiter und weiter, sie dachte an Aloysio Payno, ihren zukünftigen Gatten, und daß nur zu bald das junge Mädchen von ihr scheiden würde, das ihr bis jetzt, zwölf Jahre lang, allein gehört hatte.

Würde er sie so verstehen und so lieben, wie sie es gethan? Würde er den Bedürfnissen ihrer Seele Rechnung tragen? Oder sollte ihr Liebling, ihr sorgfältig behütetes und gepflegtes Kind, dahinsiechen wie ihre Mutter — — während sie selbst weit fort war?

Arabella war in die Höhe gesprungen und hatte ihren Arm zärtlich um Miß Daltons Hals geschlungen.

„Dear, dear, Miß Dalton, habe ich etwas nicht recht gemacht?“ und sie wischte mit ihrem Battisttuch die Thränen von den Wangen ihrer Lehrerin.

Miß Dalton Thränen! Sie hatte ja so etwas noch nie gesehen, nie, selbst nicht an dem Tage, an welchem sie die Nachricht von dem Tode ihres einzigen Bruders erhalten. Was konnte da die Ursache sein?

Aber schon hatte Miß Dalton die letzte energisch hinuntergeschluckt, Arabella neben sich auf das Sopha gezogen und die kleine Hand des Mädchens in die ihre genommen.

„Ich habe heute Nacht schlecht geschlafen, Kind, und mich jedenfalls erkältet, sonst könnten so nothwendige Lebensbedingnisse mich nicht herunter stimmen,“ sagte sie nun schon wieder mit der alten rauhen Stimme, die sie sich im Laufe der Jahre anerzogen. „Ich dachte gerade so darüber nach, wie schwer es mir wohl einmal werden würde, Dich zu verlassen, Arabella. Nicht, daß ich den Abschied nicht ertragen könnte,“ fügte sie, das junge Mädchen, die offenbar eine Frage an sie richten wollte, abweisend, hinzu, „Gott bewahre, für so weichlich wirst Du mich hoffentlich nicht halten, aber Du wirst dann Niemanden haben, der Dich an Deine Fehler erinnert und aus der ungesunden apathischen Stimmung reißt, in welche Du so leicht verfällst.“

„Aber, Miß Dalton,“ sagte Arabella erstaunt, „wie kommen Sie dazu, von Abschied zu sprechen, es verhindert uns doch Niemand zusammen zu bleiben und Papa läßt Sie ganz gewiß nicht gehen, den würde ich so lange bitten —“

„Ach was Papa, Du wirst nicht immer bei Papa bleiben, Du bist jetzt 18 Jahre alt und heute oder morgen wird man für Dich einen Gatten wählen.“

Das Wort war gefallen, es war Miß Dalton schwer geworden, aber einmal mußte es doch geschehen und wenn sie Sennor Payno das Feld etwas bahnte, so konnte das nicht schaden.

Arabella hatte unwillkürlich ihre Hand aus der ihrer Lehrerin gezogen und starrte mit offenem Mund in ihr Gesicht.

„Muß man denn einen Gatten nehmen, Miß Dalton?“ fragte sie beinahe tonlos.

„Ja man muß, wenn man ein so zerbrechliches Ding von einem Herzen hat wie Du und auf der Welt nicht energisch handeln kann, sondern nur träumen. Man muß, wenn der Vater es für gut befindet und seiner Tochter eine Stütze und eine Stellung geben will, für die Zeit, wenn er nicht mehr da sein wird. Man muß endlich, wenn man keine Familie und keine Anverwandten hat und so allein auf der Welt steht wie Du.“

„Ach, Miß Dalton, das habe ich nicht gewußt,“ sagte Arabella gedankenvoll.

„Nicht gewußt? Du hast doch die Classiker gelesen, Theater besucht und genug von der Welt gesehen, um zu wissen, daß gewisse junge Damen sich vermählen, wenn sie ins passende Alter kommen.“

Arabella schwieg und sah sie mit ihren träumerischen Augen groß an.

„Hast Du das nicht gewußt, Arabella?“ wiederholte Miß Dalton ihre Frage.

„Doch, doch, Miß Dalton, ich habe gewußt, daß man sich vermählt, wenn man eine große Liebe hat, wenn man einen Mann über Alles in der Welt begehrt — wenn —“

„Nun wenn?“

„Ach, dear Miß Dalton, ich werde ja aber nie einen Mann so lieb haben wie Papa und Sie.“

„Das ist auch vorläufig gar nicht nöthig, Du kleiner Phantast, daß Du wie die Bürgermädchen und Nähmamsells von Liebe faselst, eine Dame aus vornehmem Hause nimmt den Gatten, den man für sie wählt, und die gesunde rechtmäßige Liebe kommt dann hintennach.“

Arabella schwieg, sie mußte diese Auffassung erst verstehen lernen und das ging bei ihr nicht so schnell.

„Und der Mann, warum nimmt er die Frau?“ fragte sie endlich.

„Nun, der muß eben eine Frau haben für sein Haus, die da schaltet und waltet, in Gesellschaften repräsentirt, mit ihm zur Oper fährt, oder wenn sie von niederem Stande ist, mit ihm arbeitet, wie Frau Perez.“

„Und nimmt er sie auch dann, wenn sie ihm nicht besser gefällt, als alle die anderen Damen?“

„O Kleine, Du frägst allerlei Unsinn. Ist er gescheidt, so zieht er seinen Verstand zu Rathe, ist er eitel und oberflächlich, so wählt er oft nach Schönheit und da diese gar keinen Werth hat, so wird er ebenso oft unglücklich.“

Arabella seufzte und kauerte sich wieder in ihren niederen Sessel, den sie jetzt ganz hinaus auf den Balkon zog. In den Straßen war es inzwischen stiller geworden, die feinen Wolken verdufteten und die Sterne flimmerten

in wunderbarer Pracht. Die thaugetränkte Luft war voll tiefem Sehnen.

In ihrer jungen Seele kreuzten sich phantastische Gebilde, sie dachte, halb wie im Traum, an eine Zeit, wo sie vielleicht ihren Vater und Miß Dalton verlassen mußte, für einen Mann, den sie nicht liebte und zu dem die Liebe erst lange nachher kommen sollte. Es mußte wohl so Menschenloos sein, denn auch Frau Perez hatte einmal zu Miß Dalton gesagt, als sie mit ihr im Laden gewesen, wenn ihr Sohn zurück von Paris käme, dann müsse er sich mit einer passenden Dame vermählen.

Der arme Fernando Perez, zu dem sie oft hinüber gesehen, wenn er, in seinen Büchern vertieft, in dem einfachen Zimmer gesessen und ihn beneidet hatte, daß er sich durch nichts zerstreuen ließ. Auch er mußte sich also vermählen, weil es einmal so Sitte war!

Miß Dalton hatte währenddessen das Zimmer verlassen und war hinüber zu Sennor Payno gegangen, um ihm zu sagen, daß seine Tochter für die wichtige Unterredung vorbereitet sei.

Wie lange Arabella so gesessen, sie wußte es nicht. Ihre Gedanken spannen immer weiter und waren von den Zukunftsgebilden, die sie nach dem, was soeben Miß Dalton gesagt, nicht mehr liebte, zurück in die Vergangenheit geschweift, in der die wenigen Eindrücke ihrer einsamen Kindheit im Laufe der Jahre nichts an Klarheit eingebüßt. Ihre allerfrühste Erinnerung, die hatte sie immer wie ein stilles Heiligthum in ihrem Herzen getragen, mit Niemanden darüber gesprochen, sogar sich selbst nur in ganz weihevollen Stunden hinein versenkt. Heute dachte sie daran. Sie sah wieder die Couchette in dem Zimmer, welches seitdem ihr Vater bewohnte, mit der zarten Licht=

gestalt in Spitzen gehüllt, deren Kopf sich so wunderbar lieblich von dem dunklen Sammet hob.

Sie selbst, Arabella stand neben ihr, ein kleines vierjähriges Mädchen, in ihrem kurzen Haar fühlte sie eine sanfte, zärtliche Hand. — Und dann hatte man sie fortgebracht. War sie es selbst, die geschluchzt, oder war es die schöne, stille Frau gewesen?

Es mußte wohl ungefähr in dieselbe Zeit fallen, als ihr Vater zu ihr ins Zimmer kam und sie mit so unvergessen traurigen Augen geküßt und immer wieder geküßt hatte. Die Dame aber auf dem Sopha — ihre Mutter — die hatte sie nie wieder gesehen.

Am anderen Tage hatte Sennor Payno eine Unterredung mit seiner Tochter. Er begann zögernd, beinahe zaghaft ihr die Familienchronik der Paynos mit allen ihren Würden und Bedeutungen auseinanderzusetzen, erzählte von seinem Urgroßvater, dessen Bruder eine kurze Zeit Präsident der Republik gewesen, und ging dann nach und nach auf das Leben und den frühen Tod seines ältesten Bruders über, der in Folge eines Familienübereinkommens der alleinige Besitzer der bedeutenden Güter gewesen war. Als derselbe aber frühe starb — sogar einige Jahre früher als sein Vater — und die sämmtlichen, freilich etwas zurückgekommenen Besitzungen der Familie nur zwei Erben hatten, der einzige Sohn seines Bruders und Arabella, so beschloß er mit seinem Vater, um den Glanz der Familie womöglich noch zu heben, und geschehenes Unrecht zu sühnen, die beiden dereinst zu vermählen. Man hatte sogar den kirchlichen Consens von Rom eingeholt, um dem Testament die volle Geltung zu verschaffen.

„Du siehst, mein Kind,“ fuhr er, als die Hauptsache

gesagt, etwas muthiger fort, „man war früh für Dein Glück bedacht und da die Partie von allen Seiten betrachtet, wünschenswerth erscheint, Aloysio außerdem ein annehmbarer junger Mann ist, so wirst Du gegen die Verbindung keinen Einwand erheben — und wenn Aloysio aus den Vereinigten Staaten zurückkehrt, Dich als seine Verlobte betrachten.“

Während der wohlgeordneten Rede mit ihren gewichtigen Gründen hatte Arabella bleich und regungslos an ihres Vaters Schreibtisch gelehnt — sie hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen — und auch jetzt, als er geendet und seine Blicke fragend auf sie richtete, blieb sie stumm.

Was sollte sie auch sagen? Hatte ihr nicht Miß Dalton am Abend vorher erklärt, daß es so sein müsse? Und wenn sie die Frau ihres Vetters wurde, den sie zwar wenig gesehen, aber doch immerhin leiden mochte, so war das nicht so schlimm, als wenn sie vielleicht einen ganz Fremden heirathen mußte.

Sennor Payno fürchtete sich augenscheinlich vor einer abschlägigen Antwort, da diese Heirath der Traum seines Lebens war, denn er ging aufgeregt im Zimmer hin und her und sagte nichts.

Sein Blick traf zuweilen das stille Bild da oben, aber er wendete ihn jedesmal wieder rasch ab.

Hatte er ihr nicht versprochen, ihr Kind zu keiner Heirath zu drängen und die Wahl ihr selbst zu überlassen?

O er wollte sie ja auch gewiß nicht mit unwürdigen Mitteln zwingen, gewiß nicht, aber sie kannte ja keinen einzigen jungen Mann, davon war er überzeugt, den sie Aloysio vorgezogen hätte.

Sie war ja auch eine so gefügige, gute Tochter.

Er blieb vor ihr stehen und sah in ihr liebes Gesicht — dann berührte er mit der Hand leise ihre Schulter.

„Nun, Arabella?“

Trotz allen guten Lehren Miß Daltons am Abend vorher fragte sie leise:

„Muß man denn heirathen, Papa?“

„Ja, Kind, man muß,“ antwortete Don Luis mit ungewöhnlicher Energie, und wie erlöst über den leicht zu bezwingenden Einwand seines harmlosen Kindes, „man muß, wenn man eine Tochter aus vornehmem Hause ist, und die Verpflichtung hat, sich eine Stellung zu reserviren. Und diese Deine Verbindung mit Aloysio, liebes Kind, liegt so in unserer aller Interesse, der Segen Deines Vaters und Großvaters ruht auf ihr — und vor Allem auch der unserer hl. Kirche. Für mich wenigstens,“ setzte er weichlich hinzu, „würde das Nichtzustandekommen dieser Heirath eine Quelle großer Sorgen sein.“

„Ich will mich an den Gedanken zu gewöhnen suchen, Papa,“ sagte Arabella sanft, indem sie ihr Gesicht einen Augenblick auf seine Schulter neigte, „ich will Dir keinen Kummer bereiten, gewiß nicht, aber — —“

„Keine „Aber,“ meine Tochter, keine Aber, Du sollst sehen, es wird sich Alles viel leichter vollbringen, als Du denkst. Diese Scheu, die Du zu haben scheinst, haben alle jungen Damen vor der Vermählung, mag der Erwählte auch sein, wer er will.“

„Scheu? Aber Rosa Tejoda sah doch so innig in das Gesicht ihres jungen Gatten am Vermählungsfeste und flüsterte mir ins Ohr, daß sie sich unaussprechlich glücklich fühle.“

„Das wirst auch Du thun, mein Liebling,“ sagte ihr Vater, „wenn erst der Vermählungstag da

ist — und Aloysio Dich mit seinen Liebesbeweisen überschüttet."

„Aloysio liebt mich nicht, Papa. Und ich? Ich glaube, es wird mir sehr schwer, ihn lieben zu lernen."

„Kommt Zeit, kommt Rath, mein Kind, auf dieser Verbindung ruht der Segen Gottes. — Nun geh und mache Toilette, heute Abend werden wir zusammen in die Oper fahren, das zerstreut meine kleine Träumerin, die sich das Leben nun durchaus malen möchte, wie es nicht ist."

Und er begleitete seine Tochter bis in den Corridor, wo ihre schöne Gestalt langsamer als sonst hinter der Thüre ihres Zimmers verschwand.

Das schöne Haus gegenüber der Alameda, welches Meister Perez für seinen Sohn erstanden, lag stolz und regungslos in der langen Reihe moderner Bauten.

Die feinen Spitzengardinen verhüllten die breiten Scheiben der Fenster, und an der Thüre regelte sich ein fauler Portier, dem hier weniger wie in den Nebenhäusern die Verpflichtung oblag, elegante Besuche zu empfangen und zu entlassen.

Die breiten Treppen mit den weichen Läufern waren so frisch und neu, als hätte sie nur selten ein Fuß betreten, und oben auf dem Corridor, da wurde das monotone Rufen der beiden Papagaien nur selten von Menschenstimmen unterbrochen. Zuweilen wieherte auch von Langweile oder Moskitos geplagt, der schwarze Hengst, das Lieblingspferd des jungen Herrn, der tagsüber im Hofe angebunden stand.

Oben in seinem Zimmer saß Ramon Perez und gähnte. Er hatte das Faullenzen noch nicht gelernt. Seine Frau, welche mit einer Handarbeit beschäftigt war, sah zuweilen besorgt zu ihm hinüber.

„Wird Fernando heute wieder nicht ausreiten?“ fragte er.

„Doch, doch, Ramon, er wird heute Nachmittag ausreiten und auch heute Abend in die Oper fahren.“

„Aber er thut es nicht gern, Anna, er thut es vielleicht nur um mir eine Freude zu bereiten — und das — das möchte ich auch nicht.“

„Nein, Ramon, er geht zuweilen gern in die Oper.“

„Gern, seit wann? Die Lust müßte ihm erst in der allerletzten Zeit gekommen sein.“

„Vielleicht daß die neue Truppe besser ist, als die alte.“

„Das gebe Gott! Siehst Du, Alte, mir preßt es das Herz ab, wenn ich denke, wir haben unser ganzes Leben gedarbt, um ihn glücklich zu machen — und nun ist er es doch nicht.

„Und mit dem Arbeitsfieber, damit hat es so seine eigene Bewandtniß,“ und Meister Perez hatte sich erhoben, trat dicht hinter den Stuhl seiner Frau, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte schlau:

„Ich habe Dir doch schon zuweilen von einem Engländer Namens Darwin gesprochen, Alte, Du weißt der, welcher eigentlich die Grundidee zu dem Buch gegeben, welches mir Miß Dalton gebracht hat.“

„Nun?“

„Der sagt, daß wir Menschen viel mehr von unseren Vorfahren haben, als wir wissen, daß wir die Fehler und Tugenden erben, und daß keine Erziehung die aus-

tilgen könne. Erben, verstehst Du, Alte, daß gewisse Familien ihre Eigenschaften haben, die sich immer wieder bei den Nachkommen zeigen."

„Nun und was will das heißen?"

„Das will heißen, daß mein Vater arbeiten mußte, ich gearbeitet habe, und daß nun unser einziger Sohn Fernando auch nichts anderes kann als arbeiten. Hat er denn nicht beständig ein Buch vor der Nase, oder die Feder in der Hand?"

Frau Anna hatte sich erhoben, stemmte ihre Hand in die Seite, stellte sich dicht vor ihren dicken, kleinen Mann, den sie um beinahe Kopflänge überragte, und sagte mit ihrer lautesten Stimme:

„Ramon — thue den Engländer weg, ich bitte Dich, denn Du verdaust wahrhaftig nicht, was Du liesest. Ich habe mich ja anfänglich gefreut, als Miß Dalton Dir klar machte, Du könntest Fernando nicht ummodeln, sie wolle Dir das durch Bücher beweisen, und Du Dir mit der Lektüre etwas die Zeit vertriebst. Aber jetzt sehe ich, Du bist nicht für die Gelehrsamkeit geschaffen, denn Du schwörst ja auf den kauderwelschen Engländer als wie auf das Kreuz.

„Wenn Du Schuhe fabrizirt hast, weil Du arm warst und gezwungen ein Handwerk zu ergreifen — noch lange nicht aus Liebhaberei — so soll jetzt der arme Junge, der schon als Knabe, wenn er Pech roch, ohnmächtig wurde, durchaus diese Lederleidenschaft geerbt haben."

„Nein, nein, das habe ich nicht gesagt."

„Was hast Du nicht gesagt, Ramon, was hast Du nicht gesagt? Du hast gesagt, Alles sei erblich — und wenn das der Engländer behauptet, so lügt er — und ich gebe auf sein ganzes Buch nichts.

„Fernando hat nicht eine Ader von Dir, nicht eine einzige, seine feinen Hände sind nicht geschaffen für grobe Arbeit, wie die unseren — und die Leidenschaft, die er für Bücher hat — und für Alles, was darin steht — ist etwas ganz anderes.“

„So, so?“ unterbrach Ramon jetzt schon viel schüchterner den Redefluß seiner Ehehälfte, „keine Arbeit? keine? Hat sich Sennor Payno je mit solchen Dingen beschäftigt.“

„Sennor Payno? Der hätte vielleicht besser gethan, sich mehr damit zu beschäftigen, denn Miß Dalton sagt, wirklich vornehme Naturen, d. h. wirkliche Cavaliere, die könnten nicht nur die Zeit todtschlagen, die müßten sich mit Edlerem beschäftigen, als nur mit Reiten, Spielen, Faullenzen u. s. w., und wenn sie einen Sohn hätte, so würde sie lieber wollen, er wäre wie Fernando, als wie Sennor Payno.“

„So, hat sie das gesagt? Ja sie hatte immer eine Vorliebe für unseren Sohn, weil sie Schulmeisterin ist — und natürlich der Arbeit zugethan.“

„Nein, weil sie einen klugen Kopf hat und weiter sieht, als über den nächsten Eckstein. Sie sagte, wenn Sennor Payno einmal todt sei, dann spräche kein Mensch mehr von ihm, aber Fernando, der habe sich schon blos mit dem einen Buch unsterblich gemacht.“

„Ja, aber was haben wir davon, Anna, und was hat er selbst davon? Sieht er glücklich aus, so wie wir es uns ausgemalt, daß er sein würde?“

„Sieht Arabella Payno glücklich aus? Und doch ist sie es in ihrer Art, gewiß. Miß Dalton sagt, es ginge mit den Menschen, wie mit den Vögeln, die Lerche müsse frohe Lieder schnattern und die Nachtigall traurig klagen. Anfänglich habe sie auch geglaubt, sie müsse Arabellas

Sinn ändern, der gar nicht nach ihrem Geschmack sei, aber später habe sie eingesehen, daß das unmöglich — und daß Freude und Trauer, wohl mit unserem Dasein kämen."

Meister Perez hatte offenbar nicht ganz verstanden, was seine Frau sagte, aber daß es etwas Gescheidtes sein müsse, davon war er überzeugt, deshalb widersprach er ihr auch nicht.

Frau Perez erhob sich, ging über den breiten mit exotischen Gewächsen reich besetzten Corridor und öffnete die Glasthüre, welche in die Gemächer ihres Sohnes führte. Sie durchschritt den prächtig eingerichteten Salon und blieb an der Schwelle der Thüre stehen, die in das Arbeitszimmer desselben führte.

Das Zimmer zeigte ein seltsames Gemisch von Luxus und nachlässiger Gelehrsamkeit. Man sah, daß der Bewohner dieses Raumes keine Rücksicht für den ersteren hatte, denn mehrere der schön geschnitzten hochlehnigen Stühle waren mit dicken Folianten belastet und der große Schreibtisch, der ziemlich in der Mitte des Zimmers stand, mit Büchern, Mappen und Schreibutensilien aller Art so sehr bedeckt, daß von seinem kostbaren Mosaik nichts zu sehen blieb. Auf dem weichen Tigerfell neben demselben lag behaglich ausgestreckt eine englische Dogge und genoß mit Verständniß die letzten Strahlen der sich neigenden Sonne.

„Willst Du nicht spazieren reiten, Fernando," fragte Frau Perez beinahe schüchtern, indem sie bis zum Schreibtisch trat, wo ihr Sohn saß und mit ihrer Hand sein dichtes, dunkles Haar berührte.

„Ist es schon Zeit, Mama?" und indem er seine ernsten, etwas müden Augen fast erschrocken auf die Mutter richtete, zog er seine Uhr aus der Tasche.

„Wahrhaftig, schon wieder die Zeit verpaßt, das ist ärgerlich, denn heute war es meine feste Absicht, Papa die Freude zu bereiten und einmal meinen Hengst über den Paseo zu promeniren, das thut mir leid. Aber dafür werde ich heute in die Oper fahren, verlasse Dich darauf Mama.“

„Thust Du es auch gern, Fernando?“ fragte seine Mutter, indem sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Güte und zugleich Sorge in sein Gesicht sah.

Fernando erhob sich, reckte seine schlanke, etwas schmächtige Gestalt, die in nichts an den Vater erinnerte, und sagte mit einem Seufzer:

„Eigentlich gern? Nein Mama, aber in dem Bewußtsein Euch damit eine Freude zu bereiten, liegt ja auch ein gewisser Genuß.“

„Ach Fernando!“

„Keine Ach's, Mama, es ist gut so. Ich würde zu einseitig und unbeholfen, wenn ich nur nach meinem Wohlbehagen leben wollte. Wir Menschen bedürfen Alle eines gewissen Zwanges, der Eine nach dieser, der Andere nach jener Seite hin — es liegt etwas unglaublich Träges in unserer Menschennatur.

„Uebrigens gehe ich seit einiger Zeit lieber in die Oper — und weißt Du warum?“

„Wahrscheinlich weil die neue Truppe besser ist und weil — — doch nein, das bekümmert Dich nicht“ — und Frau Perez seufzte.

„Was bekümmert mich nicht, Mama?“

„Die neue schöne Primadonna, welche die Herzen aller Männer in Flammen setzt.“

„Nein, die kümmert mich nicht. Dazu bin ich doch zu künstlerisch angelegt, um mich anstatt mit gediegener,

musikalischer Bildung und wirklich edler Stimme mit einer hübschen Larve und dem geschickten Gebrauch ihrer noch hübscheren Glieder abfinden zu lassen. Nein, was mich mehr mit der Oper aussöhnt ist, daß ich jetzt nicht weit von der Payno'schen Loge sitze — und zuweilen wieder, wie in unserer gesegneten Schusterwohnung, die kleine Arabella sehe, mit ihrem träumerischen Gesicht! Ich habe sogar in Frankreich zuweilen an ihre ernsten Kinderaugen denken müssen, die selbst jetzt nicht aufzuleuchten verstehen, da sie eine glückliche Braut ist."

„Miß Dalton sagt, sie habe eine träge, schläfrige Natur."

„O was weiß Miß Dalton mit ihrem correkten Schulmeisterverstand von dem phantastischen Gedankenlabyrinth einer — —"

Noch ehe Fernando ausgeredet läutete die Glocke des Portiers, ein Zeichen, daß Besuch angekommen, und Frau Anna verließ rasch das Zimmer, um ihren Mann zu benachrichtigen. —

Wie erstaunt der kleine Exschuster aber war, als er in den Salon trat und dort Sennor Don Luis Payno fand, das läßt sich mit Worten kaum beschreiben, aber er gestand nachher seiner Frau, daß er seit langer Zeit nichts Angenehmeres erlebt habe. Jetzt konnte er nichts thun, als seinen ehemaligen Gebieter auf das Sopha nöthigen und ihn mit stilvollen Worten versichern, daß er diese Ehre gar nicht werth sei."

„Und doch zwingen Sie mich zu diesem Besuch, Don Ramon," sagte er lächelnd, „denn Sie scheinen es vergessen zu haben, die Interessen des Kapitals, so wie verabredet war, bei mir zu holen. Mir bleibt nach unserem gemeinsamen Uebereinkommen des Schweigens nichts übrig,

als Ihnen das Geld selbst zu bringen. Uebrigens habe ich diese Gelegenheit gern benutzt," setzte er höflich hinzu, „um einmal Ihr schönes Eigenthum zu besichtigen und dabei vielleicht die Bekanntschaft Ihres Herrn Sohnes zu machen."

Als Don Luis geendet, griff er in die Brusttasche seines Rockes, zog ein elegantes Portefeuille heraus und legte es vor sich auf den Tisch.

„Das ist die Angelegenheit meines Sohnes, Ew. Gnaden, ich habe ihm diese Summe überwiesen," sagte Ramon, indem er die Hand auf die Brieftasche legte, „er ist in Geschäften allerdings noch etwas unbeholfen — aber die Sache hat ja auch durchaus keine Eile — durchaus nicht." —

Durch die geöffnete Flügelthüre des anstoßenden Gemachs trat jetzt Fernando Perez.

Sennor Payno erhob sich und erwiderte seine Verbeugung.

Es dauerte einige Minuten, ehe er sich von dem Eindruck erholt, den die wirklich vornehme und doch so einfache Erscheinung des Schustersohnes auf ihn gemacht. So hatte er sich Fernando Perez nach den Schilderungen seines Vaters nicht gedacht. Der arme Schuster, er hatte doch offenbar nicht die geringste Fähigkeit zur Abschätzung wirklicher Geistesaristokratie.

Die feinen intelligenten Züge waren so ausgearbeitet durch langes einsames Denken, daß es zweifellos den Eindruck machte, wie Arabella ihm gesagt, als ob der zarte Körper dem nicht gewachsen sei. Die dichten, dunkelbraunen Haare lagen zwanglos über der edlen Stirn — und als er jetzt seine klugen Augen voll auf ihn richtete, streckte ihm der Cavalier unwillkürlich seine Hand entgegen, als begrüße er einen alten Freund.

Fernando Perez hatte ja auch durchaus nicht die ungewandte scheue Art, die man sonst bei jungen Leuten findet, die außerhalb der Gesellschaft gelebt, sein einfaches Betragen war ohne jeden Zwang, bescheiden, aber doch selbstbewußt.

Der junge Gelehrte hatte bisher im Reiche der Gedanken und des ästhetisch Schönen gelebt, so daß die äußere Welt ihm unwichtig und fremd geblieben und es für ihn namentlich keine Werthschätzung der Stände und des Geldes gab.

Der Schuster war daher nicht wenig erstaunt, als er sah wie ungezwungen und vornehm sein Sohn mit Sennor Payno verkehrte — und was ihn jedem Anderen gegenüber, mit Freude erfüllt hätte, war ihm hier beinahe peinlich.

Sein Sohn schien ja offenbar bei der lebhaften Unterhaltung mit Seiner Gnaden ganz vergessen zu haben, daß er den hohen Gebieter seines Großvaters vor sich habe. Sie sprachen von Paris der dortigen Universität, auf der Don Luis seiner Zeit ein Jahr verbummelt hatte — und der Richtung der neuen Philosophie. Es schien ihn offenbar zu interessiren, mit welcher Leichtigkeit der junge Mann Systeme entwickelte, in deren dunkle Gedankengänge er sich selbst nie gewagt.

Auch von Deutschland erzählte er, von den dortigen Gelehrtenschulen und dem ernsten gründlichen Streben der Wissenschaft. Zuletzt kam er auf Weimar, dessen enge Mauern Deutschlands größten Dichter beherbergt, wo er, nachdem er ein paar Tage in den Erinnerungen einer großen Zeit verträumt, auf Goethes Grab seine stumme Verehrung niedergelegt.

Meister Perez war ganz erstaunt über die Redselig-

keit seines Sohnes und als er Abends mit seiner Anna allein war, meinte er, so viele Worte habe Fernando noch in den sechs Monaten zusammen nicht gemacht, als in dieser einzigen Stunde.

Aber seine kluge Ehehälfte erklärte ihm, daß er von solchen Dingen doch nur mit Leuten sprechen könne, die ebenso gescheidt wären wie er selbst.

Als sich Sennor Payno nach einer Stunde erhob, war der Zweck seines Kommens beinahe vergessen. Er legte flüchtig einige Scheine vor den jungen Mann auf den Tisch, murmelte einige begleitende Worte und war offenbar froh, sich eines Geschäftes entledigt zu haben, welches er lieber mit dem Vater abgewickelt hätte, als mit dem Sohne.

Fernando begleitete nach mejikanischer Sitte seinen Besuch bis hinunter an den Wagen und als Sennor Payno bemerkte, daß auch Fernandos Cabriolet angespannt war, fragte er ihn, ob er beabsichtige, in die Oper zu fahren.

Der junge Gelehrte bejahte.

„Ist das vielleicht Ihre Loge, die links von der unseren liegt und die so hartnäckig verschlossen und leer bleibt?“

„Ich denke es wird so sein,“ lächelte Fernando, „ich bin zu bequem, um oft davon Gebrauch zu machen — indessen, die neue Truppe ist besser.“

„Und die kleine Campelli zum Entzücken reizend. Ich hoffe, wir sehen uns dann heute Abend noch?“

„Wenn Euer Gnaden erlauben, werde ich mir die Ehre geben, Sie in Ihrer Loge zu begrüßen.“

Der Diener schlug die Thüre des Wagens zu und während sich Fernando Perez leicht verbeugte, grüßte Sennor Payno mit der Hand.

Als er hinauf in sein Zimmer kam, machte er sorgfältiger Toilette, als das sonst der Fall war und Frau Anna lehnte noch lange über dem Geländer des Corridors und schaute auf die leere Stelle, von wo das Cabriolet von dannen gerollt, in dessen weißen Sammetkissen ihr Sohn so nachlässig und elegant gelehnt, wie der vornehmste Cavalier.

Als Fernando Perez im Theater Iturbide in seine Loge trat, fiel sein erster Blick in die der Payno's, sie war noch leer. Das Orchester spielte die Ouvertüre zum Trobadore und die Musik fluthete voll durch das reich ausgestattete Haus.

Fernando lehnte sich zurück in seinen Sessel und schloß leicht die Augen. Es war das eine Gewohnheit, die er liebte, vielleicht weil dann der Eindruck der Töne, in nichts durch das Auge gestört, reiner auf sein Empfinden wirkte.

Ein dumpfes Geräusch ließ ihn indessen die Augen bald wieder öffnen, der Vorhang war in die Höhe gerollt und in die Payno'sche Loge trat zu gleicher Zeit die lichte, reizumflossene Gestalt Arabellas. Ihr Vater drängte sie in den vorderen Stuhl, trotz dem bittenden Blick ihrer Augen, und nahm selbst hinter ihr Platz.

Durch Fernandos Herz zuckte es eigenthümlich. Was da auf den Brettern vor sich ging, achtete er wenig, seine Augen sahen das bleiche, sanfte Gesicht und die Musik war nur noch die Begleitung zu den schönen wesenlosen Träumen, die zu allen Zeiten sein Herz durchfluthet, wenn er in ihre stillen Augen geschaut.

Ihre weiße Haut und das goldbraune Lockengeringel kontrastirten eigenthümlich vortheilhaft mit den dunklen Gesichtern der Mexikanerinnen, deren schwarze Gluthaugen sprühten und funkelten.

„Die kleine Payno wird alle Tage hübscher," sagte ein sentimentaler Deutscher in der Nebenloge zu seinem Begleiter, „sie paßt in eine laue Mondscheinnacht, wenn die Kelche der weißen Wasserrosen lebendig werden und zierliche Elfen ihren Reigen schlingen."

„Die aber ebenso wie diese an Reiz verlieren würde, wenn die goldene Sonne über die Erde leuchtet," unterbrach ihn sein Nachbar, ein Franzose, „ich liebe nicht diese Mondscheingestalten mit den sentimentalen Herzen, die vor jeder Erdenberührung zusammenschauern. Ich ziehe die üppige Brünette vor, mit den versprechenden Gluthaugen, dort in der Loge vis-à-vis. Uebrigens soll sich die kleine Payno demnächst vermählen."

„Vermählen, mit wem?"

„Mit ihrem Vetter. Fama sagt, die Vermögensverhältnisse seien im Sinken und bedingen das."

Weiter hörte Fernando nichts mehr. Wäre es eine Möglichkeit, das junge Mädchen deshalb zu vermählen? Etwas Edles bäumte sich in ihm. Der Begriff der Ehe war für ihn ein idealer, ein Bund zweier Herzen, der hoch über alle Bettelbedürfnisse des materiellen täglichen Lebens stand, eine Vereinigung, die das höchste Glück in sich schloß. Und jetzt sollte Arabella? . . . sie, die der Inbegriff von allem Guten und Reinen, jetzt sollte sie um des elenden Mammons willen? . . .

Nein, das konnte nicht sein, sie liebte sicher ihren Vetter Aloysio, der ja immer ein so hübscher und gewandter Junge gewesen war und das, was sich die Welt in die Ohren zischelte, war einfach Verläumdung, wie Alles, was sie ersann.

Jetzt verstummte die Musik und der Vorhang rollte nieder. Das dumpfe Geräusch weckte Fernando aus seinen Gedanken.

Er sah hinüber in die Payno'sche Loge, Don Luis verbeugte sich und auch Arabella neigte sanft den Kopf. Oder hatte er das nur geträumt?

Es blieb ihm keine Wahl, so sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte der Einladung Seiner Gnaden folgen und ihn in seiner Loge begrüßen. Sein Herz kämpfte einen raschen Kampf, erst dieser Moment machte es ihm klar, wie sehr Arabella Payno die ideale Seite seines Lebens gewesen, denn so oft er sie auch gesehen, sie anzureden hatte er nie gewagt.

Wie manchmal in der Zeit, da sie noch ein kleines Mädchen gewesen und auf dem niederen Stuhl auf dem Balkon gesessen, mit übereinander gekreuzten Füßen, den Kopf zurück an die Lehne gelegt und die französische Grammatik in ihrem Schoß — hatte er nicht zu ihr hinüber gesehen und ihr die Ruhe der Gedanken geneidet, mit welcher sie die Zeit zu verträumen verstand. Er hätte dann um die Welt gern gewußt, wohin ihre Phantasie schweifte, wenn ihre großen, glänzenden Augen so ruhig und regungslos an der Kette der Cordilleren hingen. Und heute, jetzt in diesem Augenblick, sollte der Traum Wirklichkeit werden und er mit Arabella Payno sprechen, wie mit anderen Sterblichen.

Er stand vor der Logenthüre und seine Hand sträubte sich sie zu öffnen. Hatte sie es von selbst gethan?

„Meine Tochter Arabella, Sennor, Sie erinnern sich ihrer wohl noch aus der Nachbarschaft."

Er saß wirklich auf dem Stuhle, der hinter dem schönen Mädchen stand und ein feiner Veilchenduft wehte ihm entgegen. Sein Herz hämmerte, als er sich verbeugte, aber er brachte kein einziges Wort über seine Lippen.

Wie gut war es, daß Sennor Payno von den vor-

trefflichen Leistungen der Primadonna sprach und Arabella ihre stillen Augen unschuldig in die seinen senkte.

Aber auch sie hätte nichts sagen können, es war ihr so unbeschreiblich beklommen zu Muthe, den Mann sprechen zu hören, mit dessen Vorzügen Miß Dalton ihre Kindheit genährt hatte. Wie lange war es ihr Wunsch gewesen, einmal einen Menschen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der so gelehrte Bücher schrieb, Bogen um Bogen füllte und die umfangreichsten Folianten studirte, blos weil es ihm Freude machte.

Sie hatte ihn sich anders gedacht. Denn als jetzt das Eis bei Fernando geschmolzen war, da sprach er ja wie jeder Andere, sogar noch bescheidener, fast verlegen — er, der doch, wie Miß Dalton sagte, eine so vornehme Natur war, er hätte das Recht gehabt, sich hoch zu erheben. — Und als sich der Vorhang wieder hob und Don Fernando verschwunden war, da hatte sie merkwürdigerweise kein rechtes Interesse mehr für das Spiel und immer wieder und wieder suchten ihre Augen die kleine Loge, in deren Fond, die Lider tief gesenkt, der dunkle Kopf Fernandos gegen den rothen Polster lag.

Die folgenden Monate während der Opernsaison besuchte Fernando dieselbe regelmäßig, sprach jedesmal ein paar kurze Augenblicke Arabella Payno, die jetzt größtentheils in Begleitung Miß Daltons kam und fuhr dann in seinem Cabriolet in gehobener Stimmung nach Hause. Am Tage arbeitete er angestrengt, denn er wollte ein französisches philosophisches Werk widerlegen, dessen großartigem Aufsehen er keine Berechtigung gab.

Der kleine Schuster tröstete sich und dachte, daß er mit der Zeit auch für andere Zerstreuungen zugänglicher werden würde und sah wenigstens mit Befriedigung, daß

er wie ein vollkommener Cavalier Abends in die Oper fuhr. Seine Frau aber, deren Mutteraugen tiefer schauten, wollte es bedünken, als ob er noch gleichgültiger wie früher die Dinge betrachtete und kein Sinn für Genüsse in ihm vorhanden sei, welche ihm zu verschaffen doch ihr und ihres Gatten Lebenszweck gewesen.

Und wäre es nicht auch an der Zeit — Fernando zählte 25 Jahre — eine Lebensgefährtin zu wählen? Da war das vornehme Haus der Alverez, die Söhne hatten das Vermögen verschwendet und suchten eine annehmbare Partie für die jüngste Schwester. Und die Paroldes, sie hatten fünf Töchter und so viel wie gar kein Vermögen. Er brauchte sich nur zu regen, um einer vornehmen Familie einverleibt zu werden. Aber wenn Frau Perez nur die leiseste Anspielung wagte, dann schüttelte ihr Sohn euergisch den Kopf und sagte zärtlich-vorwurfsvoll: Willst Du mich los sein, Mütterchen? Ich habe kein Talent zu einem Ehemann, laßt mich, ich bin glücklich bei Euch, so daß sie die Thränen aus den Augen wischte und schwieg.

Aber die Begriffe von Glück sind relativ und der kleine Schuster hatte sich nicht deshalb jede Freude versagt, damit sein Sohn wie ein Einsiedler hinter den eleganten Roccoccomöbeln säße und arbeitete, als ob es einfache Schulbänke wären. Er bemerkte nicht einmal den Luxus, der ihn umgab, und sollte er am Ende gar sterben ohne weitere Nachkommen, den Gedanken vermochte er nicht zu tragen und er nahm sich vor, sobald dieses abscheuliche Machwerk von bekritzeltem Papier vollendet sei, bei ihm ernstlich darauf zu bestehen, Gesellschaften zu besuchen und um ein vornehmes Mädchen zu werben.

Und dann ging der kleine Schuster energisch auf dem Corridor hin und her, der außerhalb der Zimmer entlang

lief und freute sich über sich selbst, daß er diesen Entschluß gefaßt hatte.

Er war ja immer energisch, wenn er allein war und kein Anderer seine schüchterne Meinung mit Füßen trat.

Im Payno'schen Hause wurden mit der Zeit Vorkehrungen zur Vermählung getroffen. Don Aloysio war von seinen Reisen zurückgekehrt, hatte, nachdem er Tage lang mit seinem Onkel hin und her parlamentirt, Arabella kühl als seine Verlobte begrüßt und war dann auf seine Güter gereist.

Don Luis fühlte sich nicht wohl, er hielt sich daher mehr wie sonst in seinem Zimmer auf und vermied sogar die Gesellschaft der beiden Damen. Er gab vor, daß er viel zu ordnen habe, lästige Geschäfte reguliren müsse, damit seine Tochter, falls er schnell von hinnen ginge, in allen Beziehungen sicher gestellt sei.

Je näher die Vermählung rückte, je schweigsamer und in sich gekehrter wurde auch Arabella. Sie schob anfänglich ihre heimlichen Thränen auf die Trennung von Miß Dalton, aber auch als diese, auf Aloysios Bitten, versprochen, vorläufig zu bleiben, erlitt ihre gedrückte Stimmung keine Veränderung. Sie konnte stundenlang in ihrem kleinen Sessel liegen und hinüber auf die todten Häuser starren, über deren platten Dächern sich in blauem Dunst die Cordilleren zogen. Es lag dann auf ihren Zügen eine so totale Müdigkeit, daß selbst Miß Dalton Mitleid fühlte und ihrer fremden Natur Berechtigung zugestand.

Sie war einmal so, das arme Kind, elegisch, trotz allen Glücksgütern und unfähig, sich mit dem Kopfe das Leben bestmöglichst zu gestalten.

Daß sie ihr gesagt hatte, sie liebe Aloysio nicht, das fiel bei Miß Dalton gar nicht in die Waagschale. Liebe war für sie Illusion, ein krankhaftes Hirngespinnst stimmungsreicher Poeten, die gegenseitige Freundschaft, die man in der Ehe bedurfte, die würde schon kommen. Arabella war ja ein sanftes, rücksichtsvolles Kind, es ließ sich leicht mit ihr leben, dafür bangte ihr nicht. Sie war nur eine schwerfällige Natur, die sich nicht ohne Kampf in neue Verhältnisse finden konnte. Aloysio aber war ein gutmüthiger, leichtlebiger Mensch. Nur etwas Arbeit an sich selbst und die Sache mußte gehen.

Es fehlten nur noch acht Tage an der Vermählungsfeier, aber das Payno'sche Haus verrieth nichts von der frohen Stimmung, die einem solchen Ereigniß vorauszugehen pflegt. Die elegante Spitzenrobe mit den obligaten Orangenblüthen lag über dem Stuhl in Arabellas Ankleidezimmer, aber das junge Mädchen hatte sie noch keines Blickes gewürdigt, ihr Gesicht war nur beim Empfang desselben noch um einen Schatten ernster geworden.

Miß Dalton freute sich über das in dieser Beziehung glückliche Resultat ihrer Erziehung, Arabella schien wenigstens den eitlen Tand zu verachten.

Aloysio hatte auch den vielbesprochenen Familienschmuck der Paynos überbringen lassen, der, da sein Vater eine Eingeborene aus vornehmer Familie geheirathet, unrechtmäßigerweise in seinen Besitz übergegangen war, aber laut Testament nun bei der Vermählung an Arabella verabreicht werden sollte. Gedachte man damit doch auch ein Unrecht zu sühnen, welches Arabella's Mutter zugefügt worden war?

Luis Payno saß an seinem Arbeitstisch und hatte das glitzernde Geschmeide vor sich liegen, von welchem

auch nicht ein einziger Stein einst den edlen, schlanken Hals seines Weibes geziert. Ob er sich jetzt das vergegenwärtigte und ihm die ganze Tragweite klar wurde, die in solchen kleinen Handlungen oft ein Menschensein demüthigt und erniedrigt?

Hatte man nicht offenbar seiner schönen Ellen zeigen wollen, daß sie nicht dieselben Rechte habe, wie die Frau seines Bruders?

Und er? Ihr Gatte, ihr rechtmäßiger Besitzer, hatte, um des lieben Friedens Willen nicht den Muth gehabt, Einsprache zu erheben?

Er hatte es geduldet, daß man seine Frau, die stolze Tochter Englands, hier in der Fremde, fern von ihrer Familie, mit schamloser Geringschätzung behandelte.

Erinnerte er sich heute an jene Ballnacht im Palaste des Präsidenten, in welcher sie, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt, die Blumen aus ihren Haaren gerissen, die moderne Perlenschnur, womit man sie als Ersatz abgefunden, vor seine Füße geworfen und mit einer Stimme, wie er sie nie — weder vor- noch nachher von ihr gehört, ihm sagte:

„Luis, Gott weiß es, ich verachte diesen Tand, er gibt uns keinen Werth und kein Glück, aber wenn in dem Nichtbesitz eine Zurücksetzung liegt, eine Zurücksetzung Deines Weibes gegenüber Deiner Familie, so durftest Du das nicht dulden. In meiner Macht liegt es nicht, meine Stellung zu ändern, aber es war der letzte Ball, den ich an Deiner Seite besucht habe. Andere sollen wenigstens nicht sehen, daß die moralische Feigheit meines Gatten größer ist, als sein Gefühl für das Recht — und seine Liebe.“

Und dann war sie über die Schwelle gerauscht und hatte ihn allein gelassen.

War diese Erinnerung nicht doch eine Vision? War das Ellen, die sanfte, stille Ellen da oben auf dem Bilde, die damals mit sprühenden Augen und zuckenden Lippen vor ihm gestanden?

Am andern Morgen hatte er sie ja sanft wie ein Engel im Frühstückszimmer gefunden, sie hatte ihre kleine, kalte Hand leicht in die seine gelegt — und geplaudert, so wie sonst — aber dennoch — — Jetzt grub Luis Payno sein Gesicht in seine Hand und stöhnte laut.

„Liebe läßt sich nicht gebieten, Luis, wir wollen ruhig nebeneinander weiter gehen, so lange Gott will.“

Wann hatte sie doch diese Worte gesprochen?

O Gott, viel später in ihrer Sterbestunde, da hatte er ja erst den Sinn derselben ganz begriffen — sie war dahin gewelkt, wie die Blume ohne Luft und Sonnenschein, und er — er hatte das nicht gewußt, er hatte sie nicht verstanden — und vergebens nach einem Ausdruck gesucht für sein eigenes, gequältes, darbendes Herz!

Und jetzt wollte er wieder aus lauter Feigheit diesen Schmuck um Arabellas Hals legen, ihre broncefarbenen Locken damit schmücken und sie einem Manne zu eigen geben, mit dessen Herzen das ihre keine Gemeinschaft hatte.

Er war aufgestanden und ging mit schweren Schritten durch das Gemach, seine Gestalt war krumm geworden, er hatte in den letzten Wochen zum Erbarmen gealtert.

Wie er auch sinnen mochte, es war zu spät. Sein Kind mußte das Opfer seines energielosen Charakters werden — und sich verkaufen — jetzt um seine Ehre zu retten.

In elenden, feigen Träumen, ohne zu wissen, was er that, hatte er sein Vermögen verschleudert, theils von Andern verleitet in dummen Speculationen, theils im Spiel, wozu ihn nicht einmal die Leidenschaft getrieben.

Aber das war ja nicht Alles! Arabella wären ja immer noch die 40,000 Pesos geblieben — ihr unantastbares Heirathsgut — hätte er nicht — sein Haus doppelt verpfändet. — — —

Er sah sich scheu um, als könne Jemand seine Gedanken errathen — Miß Dalton stand neben ihm und sah in sein fahles Gesicht. Er aber war wie erlöst, daß er aus seinen Gedanken gerissen wurde, die anfingen ihn zu würgen.

„Wollen Sie Arabella in die Oper begleiten, Mister Payno," fragte sie, sein elendes Aussehen theils auf seinen Krankheitszustand und theils auf die nahe Trennung von seiner Tochter schiebend, „ich denke, es wird das letzte Mal sein."

„Das letzte Mal?" echote er. „Glauben Sie, daß Arabella nicht unglücklich sein wird als die Gattin ihres Vetters?" fragte er unmotivirt, wie sein ganzes Handeln war.

„Unglücklich — und das fragen Sie drei Tage vor der Hochzeit? Sie wissen, ich verstehe Sie nicht, Mister Payno und habe Sie nie verstanden, aber ob eine Frau in der Ehe glücklich oder unglücklich wird, weiß kein Mensch vorher, es sind oft scheinbar große Kleinigkeiten, die ein glückliches Zusammenleben bedingen und zerstören. Ich denke aber, diese Verbindung lag günstig für das Gedeihen der Familie, Sie wählten den Gatten, Arabella lehnte nicht ab und so muß man die Angelegenheit in Gottes Hand geben."

„Aber sie sieht nicht glücklich aus, sie liebt ihren Vetter Aloysio nicht — und Er? Er scheint sie auch nicht besonders zu lieben, denn man sagt —"

„Und doch können sie in der Ehe glücklich werden,"

unterbrach ihn Miß Dalton hastig, wie es ihm gegenüber ihre Art war; „nach dem, wie Sie mir die Verhältnisse geschildert, war die Wahl gut und klug. Die Liebe der Romane verträgt sich nicht mit der Prosa der Ehe, und ich halte es für besser, lieber nüchtern zu beginnen, als später ernüchtert zu werden."

„Und Arabella? Haben Sie ihr diese Principien beigebracht?"

„Arabella ist ein Kind, und dazu ein recht phantastisches, bei ihr muß man den Glauben an die Möglichkeit einer solchen Liebe gar nicht aufkommen lassen, denn wäre der vorhanden — —"

„Sie glauben, Miß Dalton," unterbrach sie Payno angstvoll, „daß trotz Ihrer Erziehung Arabella einer Leidenschaft fähig wäre?"

„Gewesen wäre, wenn ihr der rechte Mann unter die Augen getreten, aber wo sollte sich der hier in Mexico finden? Arabella ist halbe Engländerin, ihre Richtung und ihr Geschmack sind ernst. Ist sie aber einmal verheirathet, so wird sie in der Erfüllung ihrer Pflichten auch ihr Glück finden."

„O Sie beruhigen mich, Miß Dalton, ich danke Ihnen, ich glaube, ich fühle jetzt auch die Kraft, meine Tochter in die Oper zu begleiten. Hat sie den Wunsch ausgesprochen?"

„Nein, aber ich denke die Zerstreuung wird ihr gut thun, und wenn ich ihr sagen kann, daß Sie ihre Begleitung wünschen, so ist sie bereit."

„Ja, sagen Sie ihr das, Miß Dalton, wenn es ihr gut thut, wird es auch mir eine Wohlthat sein."

Als Arabella mit ihrem Vater an dem Wagen zusammentraf, erschrak sie über sein zerstörtes Aussehen und

da er so eigenthümlich besorgt in ihr Gesicht sah, kam ihr plötzlich der Gedanke, er gräme sich um sie. Sie machte sich Vorwürfe über ihren Egoismus, der ihren Vater bei seiner ohnehin so leidenden Gesundheit zu betrüben schien und nahm sich vor, standhaft und fest zu sein, unbeirrt von der unverständlichen bitteren Traurigkeit ihres eigenen Herzens. Und gleichsam um diesen Vorsätzen Ausdruck zu geben, schob sie, während der Wagen dröhnend über die Place municipal rollte, ihre kleine Hand in die seine. —

Die Vorstellung hatte begonnen, die volltönende Musik einer Meyerbeer'schen Oper brauste durch den Raum.

Payno saß gebückt neben seiner bleichen Tochter, deren Hand wieder in der seinen lag.

Und drüben in der kleinen Loge da lehnte Fernando Perez, still und theilnahmlos.

Heute hatte ihm ja seine Mutter erzählt, daß in wenigen Tagen schon Arabella Payno mit ihrem Vetter vermählt werden sollte, und daß — —

Nun und daß? Er hatte einen Augenblick das Gefühl, als müsse noch etwas folgen, als wäre dieses Ende — nur ein schauerlicher Anfang für sein eigenes Leben.

Was kümmerte ihn Arabella Paynos Vermählung?

Er preßte unwillkürlich die Hand auf sein Herz, als thäte ihm da etwas weh. Seine Augen suchten die ihren, war sie glücklich?

Ach, wenigstens diese Gewißheit, er hatte ja für das stille Mädchen, das trotz allem äußeren Glanz, doch wie er einsam und freudlos aufgewachsen war, immer ein so warmes Interesse gehabt.

War sie glücklich?

Ihre Augen glänzten ihm eigenartig und tief entgegen, einen Augenblick war es ihm, als tauche er in ein glückverheißendes Meer — und dann sah er, wie sie sanft ihrem Vater entgegen lächelte — wohl im Vorgefühl kommenden Glückes.

Gewiß, er mußte krank sein, war es ihm denn nicht, als risse etwas in seiner Seele entzwei?

Er wartete das Ende des Stückes nicht ab — er begrüßte auch die Paynos nicht in ihrer Loge, sondern stürmte hinaus in die kühle Nacht. Erst als er alle Straßen hinter sich hatte und die dunklen Eschen der Alameda sich ihm leise flüsternd entgegen neigten, blieb er stehen und lehnte seine heiße Stirn gegen den harten Stamm eines Baumes. Die Nacht war sanft und träumerisch — wie Silberbäche wogten die Blätter leise über seinem Haupte und fächelten ihm verheißungsvollen Frieden.

Vor ihm lag, vom Mond eigenartig beleuchtet, ein stolzer Bau — sein eigenes Haus.

Seine Eltern hatten es im Schweiße ihres Angesichts erworben, für ihn. Hatten sie nicht in langen, arbeitsschweren Tagen von dem Wahne gezehrt, ihn glücklich machen zu wollen? Und jetzt tauchte die niedere Werkstatt wieder vor seiner Erinnerung auf, in welcher sein Vater Tag um Tag in verpesteter Luft gekauert, die müden Augen nur dann von der Arbeit erhebend, wenn sie hoffnungsfreudig durch die geöffnete Thüre ins Nebenzimmer geblickt, auf den bleichen freudlosen Knaben, dessen einzige Gesellschaft seine Bücher waren.

Ach wie war doch Alles so ganz anders gekommen! Wieder die alte, wehe Lehre, daß sich die Dinge nach ihrer Weise erfüllen, und die ist so selten nach der Menschen Gefallen.

Er liebte seine Eltern, er fühlte fast schmerzlich ihre aufopfernde Liebe, aber auch er hatte den Weg zu gehen, den er bedurfte. Wir können keine Opfer bringen, die uns selbst erniedrigen. Er war an der Klippe angelangt, die in den Familien, in denen man verschieden denkt, so unübersteigbar ist, weil das Verständniß aufhört und die Wege sich scheiden müssen.

Sie hatten ihn beide dringend und wiederholt gebeten, diesem öden Leben ein Ende zu geben, sich eine Gefährtin zu wählen, glücklich zu werden und sie glücklich zu machen. Warum ging das Alles gerade jetzt durch seine Seele?

Er lehnte noch immer regungslos am Stamm der Esche und sah unverwandt gegen die dunklen Scheiben, hinter welchen keine Lüster die prächtigen Wände beleuchteten. Oede und leer!

Die Wagen, welche die Herrschaften aus den Theatern abgeholt, rollten vorüber, er achtete nicht darauf.

Seine Gedanken wühlten schmerzlich durcheinander, er wollte in ihnen sein zukünftiges Leben zu gestalten suchen, so wie es werden mußte, nicht nach seines Vaters Art, sondern ein Leben der Arbeit und des Gedankens. Jetzt mehr denn je! Er gehörte ja nicht zu den Glücklichen, die mit der Phantasie weite, hoffnungsreiche Gebilde bauen, bei ihm war alles bestimmt, eng und begrenzt.

Wie sehr er auch kämpfte in dieser bangen Stunde, es gab kein Entrinnen, denn es kam ihm zum erstenmal zum klaren Bewußtsein, daß er Arabella liebe.

Das Geheimniß sollte für ewig in seinem Herzen begraben sein, aber da gab es auch keinen Raum mehr für eine zweite, so wie er einmal veranlagt war — nie!

Er nahm sein Tuch und wischte über die heißen Augen.

Er dachte an seinen guten, ehrlichen Vater, an seine Mutter.

Es liegt ja nicht immer in der Menschen Macht, die zu beglücken, die wir lieben.

Und oben in einem der hinteren Zimmer des schönen Hauses saß Meister Perez bei einer einfachen Lampe und stützte seinen Kopf auf die Hand. Seine Gestalt war womöglich noch kleiner geworden und sein Gesicht gealtert. Aus der geöffneten Thüre des Nebenzimmers hörte man die ruhigen Athemzüge seiner schlafenden Frau.

Er hatte heute eine lange Unterredung mit Fernando gehabt, er hatte alles Geschäftliche in seine Hände gelegt und bei dem Anblick der schönen Summe, die er da in sein Portefeuille verzeichnet, hatte auch nicht ein Strahl der Freude die Wangen des Sohnes geröthet. Er verstand es ja nicht einmal, warum die Eltern so viel zusammen gearbeitet und nicht besser das Leben genossen hatten. O, er hatte keine Ahnung davon, wie schwer und drückend es ist arm zu sein und wie sauer es wird, die ersten Thaler zu erübrigen. Meister Perez wußte es besser, daß nur das Geld zu einer Stellung verhilft, wenn auch sein Sohn, der Alles hatte, das heute noch nicht begreifen wollte. Das Cabriolet Fernandos, welches jetzt in den Hof rollte, unterbrach seine Gedanken. Der Diener meldete, daß der junge Herr schon vorher das Theater verlassen habe, aber noch nicht zurückgekehrt sei.

„Da hatte doch einmal meine Frau wieder recht," sagte sich der Schuster getröstet, indem er die Lampe nahm und sich nun auch anschickte, sein Lager zu suchen, „die behauptete immer, daß Fernando gern in die Oper ginge und dort eine Liebe haben müsse. Gottlob, vielleicht doch eine Liaison mit der schönen Campelli, die Allen die

Köpfe verrückt. Er kann sie ja bezahlen. Also doch der erste Schritt zum Cavalier.

Arabella saß am Abend vor ihrer projektirten Trauung neben ihres Vaters Armstuhl, streichelte seine abgezehrten Hände und versicherte ihn wiederholt, daß sie glücklich sei.

Er war so sichtbar verfallen, daß Miß Dalton nicht umhin gekonnt, das junge Mädchen seinetwegen um Kraft und Muth zu bitten für die bevorstehende Stunde.

Und Arabella bezwang sich, nicht mehr an sich selbst zu denken.

Die glänzenden Lüster, die man zum Empfange des Bräutigams angezündet, waren wieder gelöscht, da statt Seiner nur sein Diener gekommen, der den prachtvollen Hochzeitsstrauß, mit einem zärtlichen Billet gebracht, in dem er sich entschuldigt, daß seine Ankunft sich verspätet habe, er sie im bestaubten Reiseanzug nicht mehr besuchen könne und sie erst am nächsten Morgen zur Trauung abholen würde.

Arabella hatte das Billet gleichgültig auf ihren Schoß sinken lassen und sah mit müden Augen über den Strauß hinweg, den sie auf ihres Vaters Tisch gelegt, hinauf zu ihrer Mutter Bild.

Heute, an dem letzten Abend, den sie in den alten Verhältnissen verleben sollte, war es ihr, als müßten die sanften Augen den Segen sprechen über ihr Kind.

Muttersegen! Wer möchte ihn missen, selbst aus dem Grabe heraus, am Scheidewege einer so ernsten Stunde?

Ein sehnsüchtiges Weh drängte in ihr Herz und eine heiße Thräne stahl sich in ihre Wimper.

Luis Payno hatte die Thräne bemerkt und sah angstvoll in ihr Gesicht. O er wußte es ganz gut, daß seine Tochter eine weiche Seele hatte, die den Schutz der Liebe bedurfte und wer sollte sie ihr geben, wenn er nicht mehr war?

Aloysio? Wußte er nicht allzugut, daß er keine für sie hatte?

Aber er war ja ein armer, schwacher, kranker Mann, er hatte nicht mehr die Kraft, die Verhältnisse zu ändern und er seufzte im Vollgefühl seiner Schwäche, während das junge Mädchen ihm immer versichern mußte, daß sie glücklich sei.

Und doch fand die junge Braut in dieser Nacht keine Ruhe, ihre Augen waren heiß und trocken und ihr Kopf schmerzte.

„Schläfst Du nicht, Arabella?“ fragte Miß Dalton.

Das Mädchen richtete sich im Bette in die Höhe und der Mond warf sein fahles Licht über ihr junges, bleiches Gesicht.

„Fehlt Dir etwas?“

„Ich kann nicht beten, Miß Dalton, ich möchte es so gerne, aber meine Seele findet nicht den Weg zu Gott.“

„So will ich Dir helfen, dear,“ sagte die Gouvernante in ihrer unerschütterlichen Ruhe, der nichts unmöglich schien, und sie zündete das Licht an, nahm ihr Gebetbuch und betete laut.

Arabella saß regungslos, ihre kleinen Hände lagen fest verschlungen auf der Decke.

Am anderen Morgen erhob sich die Sonne königlich hinter den Schneespitzen der Vulkane und ihre ersten goldenen Strahlen fielen über das thaufrische Thal von Mejiko. Wie dehnte es sich keusch und regungslos zu den

Füßen der Cordilleren, noch unberührt von dem Toben und Treiben des erwachenden Tages.

So weit das Auge reichte, Ruhe und Friede!

Gibt es einen ausdauernderen Trost für die gequälte Menschenseele, als diese ewige Harmonie in der Natur, bei allem Ebben und Fluthen menschlichen Wandels?

Oben am Fuße des Schlosses von Chapultepec, den Rücken gegen den Riesenstamm einer der tausendjährigen Ahuhuntos gelehnt, stand Fernando Perez und sah verständnißlos in die todtstille Welt!

Das graue Schmarotzerlaub, welches malerisch von den Zweigen fällt und Jahrtausende den Stürmen der Zeit getrotzt, fiel über sein feuchtes Haar und koste um seine düstere Stirn. Heute legte sich diese Ruhe nicht wie sonst erquickend um sein gequältes Herz!

Er war ja beim Morgengrauen aus dem Gemäuer der Stadt geflohen, weil er das Geläute der Glocken fürchtete, die heute diejenige vor den Altar rufen sollten, die seine eigene Seele begehrte. Er war geflohen vor der Stimme seiner Mutter, die vielleicht mit lächelndem Munde den Namen nennen würde, den sein Ohr nicht hören konnte ohne Schmerz.

Waren das die Resultate jahrelangen Denkens und mühseligen Forschens, daß er bei der ersten Probe, die das Leben forderte, trostlos zusammenbrach?

Wie hatte er schon damals, ohne sich Rechenschaft abzulegen, sehnsüchtig an das Mädchen im Nachbarhause gedacht, das so einsam, wie er selbst, auf dem Stuhle gelegen, das Buch lässig im Schoße und die stillen, großen Augen träumend im blauen Aether. Sie wühlte nicht, wie er es that, ruhelos, mit ewig ungestilltem Durste

in den großen Fragen der Zeit, sie trug ihre Welt im Herzen und träumte sich hinweg über die schreienden Straßen, die feilschenden Menschen und das liebeleere Heim. Sie hatte alle harmonischen Bedingnisse in sich selbst, nach denen er erst mit bitteren Qualen ringen mußte. Und als er dann von seinen Reisen zurückkehrte, bereichert mit einer Fülle neuer Anschauungen, großer Gedanken und arbeitsvoller Pläne, da war sie, zur Jungfrau herangereift, seinem Herzen dieselbe geblieben, das Ideal, zu dem man gläubig sein bestes Denken richtet, aber das man nicht begehrt. Was sollte die Liebe auch in seiner engen Welt? Er hatte ja stolz den Plunder der Gefühle von sich geworfen und sich eine Welt der Gedanken gebaut, die ihm dauernde Befriedigung versprach. Er wollte in unermüdlichem Forschen Antwort suchen auf die dunklen Fragen, die sich immer mehr und mehr in sein Denken gedrängt.

Und jetzt?

Begehrte sein Herz doch, über alle Schranken hinaus, Glück, einfaches Menschenglück?

Er konnte nicht weiter denken, es nicht ertragen, daß ein Anderer, der sie nicht verstehen, nicht lieben konnte, so wie er es that, das wäre ja eine Unmöglichkeit gewesen, sie sein eigen nennen sollte.

Er stöhnte laut.

Aus der Klosterkapelle der barmherzigen Schwestern in Tacubaya drang, von sanftem West getragen, leiser, friedevoller Gesang.

„O sanctissima, o purissima!“

Fernando lauschte, der Ausdruck seines Gesichtes wurde nach und nach stiller und dann legte er seinen Kopf

müde an das Greisenherz der Ceder und echote leise, wie er es seit seiner Kindheit nicht gethan:

„O sanctissima, o purissima!“

Er faltete seine Hände. Menschenhülfe kam hier zu spät, das wußte er, aber Er, der die Geschicke lenkt, Er ist ja allmächtig und allerbarmend.

Und unten im Thale, in Mejico, auf der Placa Municipal, da waren die Thüren der Cathedrale weit geöffnet und eine Menge Volk drängte sich um die eleganten Wagen, die vor der Kettencolonne hielten, welche die Kirche umgibt.

Niemand beachtete den kranken, blassen Mann, den zwei Diener aus dem Wagen hoben und vorsichtig in die Kirche führten, denn Alles sah nur nach der jungen Braut in dem langen, weißen Spitzengewande, in deren goldbraunen Lockenwellen die weißen Orangenblüthen dufteten; ihre kleine, weiß behandschuhte Hand lag auf dem Arm ihres jungen, stattlichen Verlobten. Als sie über die Schwelle der Kirche traten, begann auf der Orgel ein sanfter, weicher Gesang. Das junge Paar war vor dem Altare in die Kniee gesunken. Die Morgensonne glitzerte durch die bunten Scheiben und warf einen rosigen Schimmer über das strenge Antlitz des Priesters, der laut betete.

Luis Payno verwandte kein Auge von dem jungen Paare da vor dem Altar, sein fahles Gesicht drückte nichts als Angst aus, denn seine Blicke schienen vergebens nach einem einzigen Strahl von Glück zu suchen in den regungslosen Gesichtern der Verlobten, die doch beide schön und jung, wie für einander geschaffen schienen. Warum konnte es nicht anders sein?

Ist denn die Liebe doch ein wesenloses Etwas, das

nur ein Gott in die Menschenseele gibt und das unabhängig ist von allem äußeren Für und Gegen?

Der Gesang war verstummt und das Gebet beendet. Das junge Paar erhob sich und die Ceremonie sollte beginnen.

Vor den Augen Luis Payno's wurde es plötzlich Nacht, etwas Gräßliches ging in ihm vor. Wild, mit verzerrten Zügen wollte er seine Tochter vom Altare reißen, er streckte die Arme aus und mit einem gellenden Schrei, der im Gewölbe der Kirche schauerlich widerhallte, stürzte der unglückliche Mann, noch ehe der Priester mit der Ceremonie begonnen, leblos zusammen.

Arabella hatte sich in ihrem langen Spitzengewand weinend über ihren Vater geworfen und versuchte mit zärtlichen Worten ihn zum Leben zurückzurufen.

Neben dem Altare stand, mit steinernem Gesicht, Aloysio, er sah unbeweglich auf die Gruppe da am Boden, die Störung der Ceremonie schien ihm ärgerlich, aber er regte sich nicht, auch dann nicht, als der Brautkranz aus Arabellas Locken zu Boden fiel und man seine weißen Blüthen achtlos zertrat.

In der Nacht der diesem Morgen folgte, war Luis Payno eine Leiche. Er hatte nur noch einmal am Nachmittag, als Arabella allein an seinem Lager saß, angstvoll die Augen geöffnet, mit ihr zu sprechen versucht, aber keinen Laut mehr über die Lippen gebracht. Dann hatte er mit verzweiflungsvoller Geberde nach dem Schranke gewiesen und nicht eher Ruhe gefunden, als bis seine Tochter ein kleines, schwarzes Ebenholzkästchen entdeckt, welches er ihr bedeutete, in den Falten ihres Kleides zu verbergen, der Inhalt war offenbar nur für sie allein bestimmt.

Als Arabella seinen Wunsch erfüllt, hatte er die Augen wieder geschlossen, zuweilen noch einmal schmerzlich aufgezuckt, aber sie nicht mehr geöffnet. Sein Athem war stiller und stiller geworden und als die Mitternachtsglocke in der Capelle Santa Cruz die Nonnen zum Gebet rief, war seine Seele zur ewigen Ruhe gegangen. — — —

Die Begräbnißfeierlichkeiten waren vorüber, Arabella saß in Trauergewändern in ihrem Zimmer und vor ihr stand das schwarze Ebenholzkästchen, welches ihr sterbender Vater ihr anvertraut. Ihre Züge waren starr und leblos, es war ein Schmerz über denselben ausgegossen, der keine Thränen hat. Das war nicht allein der Verlust um den Todten, der des Mädchens Gesicht so verändert, es saß da ein Wurm im Herzen, der unerbittlich fraß und ihr keine Ruhe gab, und keinen Trost zuließ.

Was war in diesen wenigen Tagen über sie gekommen!

Hatte ihr nicht gestern Aloysio gesagt, daß ihres Vaters Haus bis zum Beginn des neuen Jahres — in andern Besitz — in den eines englischen Kaufmanns überginge — nicht in den von Ramon Perez — und sie gefragt, ob sie es zu behalten wünsche — und er es zurückkaufen solle?

Nicht in den von Ramon Perez — — wie das Papier in dem Kasten da — lautete. — So hatte ihr Vater — wie sie auch sinnen mochte — das Haus wirklich zweimal verkauft?

Es konnte nicht sein, das konnte ihr Vater nicht gethan haben — unmöglich! Und doch, stand es nicht da schwarz auf weiß?

Vielleicht war er krank gewesen — oder sonst ein Zufall — Sollte sich die Sache nicht aufklären in irgend

einer Weise — und sie wieder an ihren Vater denken dürfen — ohne —

Sie sprang hastig in die Höhe und ging ruhelos in dem großen Zimmer hin und her. —

Wäre es nicht doch besser gewesen, wenn die Ceremonie am Altare nicht unterbrochen worden wäre — ihr Geschick mit dem Aloysios unzertrennbar vereint — und somit wenigstens diesen Qualen ein Ende gegeben?

Es war ihr als müsse sie ihre Hände flehend nach einer einzigen Menschenseele ausstrecken, die ihr helfen und rathen könnte — sie war ja eine so ungelehrige Schülerin in der Schule des Lebens.

Sollte sie nicht Aloysio, trotzdem er ihr in den letzten, unglücklichen Tagen so treu zur Seite gestanden, doch lieber, wenn er sie jetzt noch zum Weibe begehrte, die zitternde Hand verweigern — und —

Ihr starrer Blick fiel auf den kleinen Kasten, der vor ihr auf dem Tische stand. Es war ein langer Blick, der daran haftete.

Gedachte sie der brechenden Augen ihres Vaters, des flehenden Blickes, der verzweifelten Geberde?

Wie im Traume nahm sie das Papier, das aus demselben herausgefallen und schob es in die Falten ihres Kleides. Dann setzte sie sich an das Fenster und erwartete Aloysio.

Es war die Stunde, in welcher die Sonne allmählig versinkt und mit ihren hinsterbenden Strahlen die Berge vergoldet, die heute in weichen Contouren in träumerischer Ferne schwammen. Sie hatte den niederen Sessel, in dem sie sich sonst so behaglich kauerte, leise mit dem Fuße bei Seite geschoben, heute saß sie hoch aufgerichtet, als sich ihre Augen in den lichten Aether gruben, in dem sich die

kleinen, goldumsäumten Wolken sanft und geräuschlos weiter und weiter trieben.

Aus dem phantastischen, jungen Mädchen war ein müdes, sorgengequältes Weib geworden. In ihrem Kopfe kreuzten sich fremde, unliebsame Gebilde und nur eines stand fest, wie auch ihr eigenes Schicksal sich gestalten mochte — ihres Vaters Ehre mußte gerettet sein.

Sie hatte bis jetzt noch keine Zeit gefunden, über ihr sonderbares Verhältniß zu ihrem Vetter nachzudenken. Wünschte er noch ihr Gatte zu werden — und mußte es sein? Er war ja in dieser schweren Zeit herzlich gut, wie ein Bruder, für sie gewesen, aber je wärmer sie sich dessen bewußt wurde, je größer schien ihr die Kluft, die sie von ihm schied.

Liebte er sie so wie Romeo Julie und Paul seine Virginie geliebt? Würde er für sie sterben können?

Aber das war ja, wie Miß Dalton sagte, alles nur in Romanen der Fall, in der Wirklichkeit da gab es keine Liebe, so wie sie sich dieselbe geträumt.

Was lag auch jetzt an ihr? Seit das Gefühl von ihres Vaters Schuld ihr das Herz zugeschnürt — seitdem gab es nur eine Nothwendigkeit, vor der Welt, vor allen Menschen, auch vor Aloysio und Miß Dalton zu verbergen, was er verschuldet.

Würde der alte Schuster schweigen können — selbst vor Fernando?

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, denn zwischen der Portière, die Augen, um Eingang bittend, auf sie gerichtet, stand ihr Verlobter.

Arabella erhob sich und reichte ihm die Hand.

Aloysio Payno war ein schöner, junger Mann, von mittlerer Größe, dessen dunkles Gesicht aber doch nicht

ganz frei von dem Familienausdruck der Paynos war, den Miß Dalton etwas rücksichtslos mit dem der Energielosigkeit bezeichnete. Dieser Zug, der in den unteren Partien des Gesichtes lag, wurde indessen gemildert durch die ernsten, ausdrucksvollen Augen. Es lag in ihnen sogar zeitweise etwas von dem Hochmuth und dem Selbstbewußtsein seiner Mutter, derselben, die ohne Gewissensbisse die Diamanten trug, die von Gott und Rechtswegen zur Hälfte Ellen Payno gebührten.

Die jungen Leute standen sich einen Augenblick schweigend gegenüber und erst als Aloysio auf dem Stuhle Platz genommen, den Arabella ihm an ihrer Seite angewiesen, sagte er etwas stockend:

„Man wird in wenigen Tagen zur Regulirung der Geschäfte schreiten, Arabella, und da Dein Vater kein Testament weiter hinterlassen hat, so läßt sich den Gläubigern nicht wehren, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Um Dir diese Dinge soviel wie möglich aus dem Wege räumen zu können, denke ich, wird es gerathen sein, wenn wir die unterbrochene Ceremonie in diesen Tagen zu Ende bringen — und uns kirchlich trauen lassen."

„Sind diese Geschäfte so verwickelt?" hauchte Arabella tonlos.

„Ja ziemlich — besonders die Affaire des Hausverkaufs, ich kann sie nur rückgängig machen, wenn Du meine Frau bist. Dein Vater war zu gut, er war kein Geschäftsmann, und man hat Mißbrauch mit ihm getrieben."

Aloysio hielt einen Augenblick inne, er wollte seine Augen zu Arabella erheben, aber ehe sein Blick sie erreicht, senkten sie sich wieder auf die Arabesken des Teppichs und er fuhr fort:

„Zuerst war es mein Vater, der dem Deinen Unrecht zugefügt, dann war es der Deine, der schlecht gewirthschaftet hat, wir haben uns also gegenseitig nichts vorzuwerfen, Arabella, im Gegentheil unser Großvater bezweckte mit dieser Heirath —"

„Geschehenes Unrecht zu sühnen," unterbrach ihn Arabella rasch, indem sie sich erhob und an das Fenster trat.

Aloysio blickte ihr nach. Ueber sein Gesicht ging ein weicher Zug, als er die edle Gestalt des Mädchens betrachtete, das ohne ihn allein und verlassen im Leben blieb. Er war zu geschäftsmäßig verfahren, er hatte sie gekränkt, das empfand er jetzt vorwurfsvoll, aber dennoch blieb er stumm und kein Wort fand den Weg über seine Lippen. Erst als Arabella sich wieder umwandte und ihm ein vollkommen ruhiges Gesicht zeigte, sagte er sanft:

„Man beabsichtigte auch wohl mit dieser Heirath uns glücklich zu machen, Arabella."

Sie erhob die Augen zu ihm.

„Wollen wir die Ceremonie morgen beenden lassen?" fragte er beinahe innig.

Ueber Arabellas schmale Wangen rollte eine Thräne.

Aloysio legte den Arm um ihren Leib und zog ihren Kopf an seine Brust.

„Wird es Dir so schwer, meinen Schutz und meine Fürsorge für dieses Leben anzunehmen, Arabella?"

„Ach, Aloysio," schluchzte sie unter hervorbrechenden Thränen, „es wird mir gar nichts schwer von Dir anzunehmen, Du bist ja so gut und rücksichtsvoll, aber ich — ich bin jung und unerfahren — und ich glaube, ich kann Dich nicht glücklich machen!"

Aloysio hatte sie aus seinen Armen gelassen und über sein Gesicht ging ein finsterer, fast hochmüthiger Zug.

„Warum kannst Du mich nicht glücklich machen, Arabella?“

„Weil ich mir denke, daß man, um glücklich in der Ehe zu sein, sich lieben muß, sehr lieben, und wenn mich auch Papa und Miß Dalton glauben machen wollten, diese Liebe gäbe es nur in Romanen — so —“

Aloysio biß sich auf die Lippen und ging unruhig im Zimmer hin und her. Endlich blieb er vor dem Tische stehen, neben welchem das Mädchen Platz genommen hatte, und sagte erregt:

„Diese Liebesfaseleien, mein liebes Kind, die passen allerdings selten in eine heutige Ehe, da muß ich Deinem Vater und Miß Dalton recht geben, die sind nicht mehr zeitgemäß. Wenn man sich verheirathen will, hat man tausend Rücksichten zu nehmen, theils auf die Familie und die Stellung, theils auf Vermögensverhältnisse und wie die Dinge alle heißen, die uns die Gesellschaft aufgebürdet, da ist es jetzt freilich höchst selten, daß zu dem Allem auch die Wahl des Herzens stimmt. Und wollte man alle diese Rücksichten bei Seite werfen und nur das Herz fragen, so würde das auf die Dauer auch nicht beglücken. Du kennst die Welt nicht, Arabella, sonst würdest Du nicht so naiv argumentiren —“

„Aber Du glaubst doch, daß Liebe möglich ist auch außerhalb der Romane?“

„Ja Kind, sie ist möglich, leider nur zu sehr. Aber lassen wir das,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „wir Beide wollen ein vernünftiges Paar werden, unsere Verhältnisse erheischen es, die Familie hat es gewünscht, wir haben nichts gegen einander einzuwenden und somit fehlt uns nur der Segen der Kirche. Diese Frage war ja auch längst erledigt.“

„Uebrigens,“ fuhr er nach einer Weile fort, als das junge Mädchen hartnäckig schwieg, „Du bedarfst jetzt mehr wie je einer Stütze, Arabella, Du hättest ohne mich weder Stellung noch Geld. Dein Vater hat fast Alles auf die unsinnigste Weise vergeudet, in wenigen Tagen müßtest Du dieses Haus verlassen und mir, Arabella, mir würde es schwer, Dich allein zu wissen, jetzt da ich Dich näher kennen gelernt und lieb gewonnen habe. Dein Vater hat mir Dein Schicksal auf die Seele gebunden.“

„Aber könntest Du mich nicht auch schützen und mir beistehen, ohne daß ich Deine Frau würde?“

Aloysio hatte, ungeduldig über diese Einwände, die Uhr aus der Tasche gezogen und sprang rasch, als habe er schon Wichtiges versäumt, in die Höhe.

„Nein, Arabella, das würde seine Schwierigkeiten haben, das ginge nicht. Ich wollte Vieles mit Dir besprechen,“ fuhr er fort, indem er nach seinem Cylinder suchte, „und nun ist es beinahe Nacht geworden. Ich habe noch Geschäfte und muß jetzt gehen. Ueberlege Dir die Sache bis morgen, liebes Kind, die romantische Liebe paßt nicht in die Ehe, gewiß nicht, ich dächte, das Schicksal Deiner Eltern hätte Dich das genugsam gelehrt.“

„Und nun, gute Nacht, Arabella.“ Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

Sie stand inmitten des großen Zimmers und ihr Herz bebte. Hatten sich ihre Eltern geliebt und waren nicht glücklich gewesen? Und vor ihrer Erinnerung tauchte wieder das Bild der jungen, blonden Frau auf, mit den todtmüden Zügen und der abgezehrten Hand. Aloysio hatte doch wohl recht, sie kannte die Welt nicht, morgen

wollte sie vernünftig sein und ihm sagen, daß sie bereit sei, die Seine zu werden.

Eine Stunde später schritt sie, von Miß Dalton begleitet, durch die dämmernden Straßen. Sie hatte, um sich unkenntlich zu machen, nach Art der mejikanischen Mittelklassen, ihren Kopf in einen großen seidenen Shawl gehüllt; ihr Arm lag in dem ihrer Begleiterin, die Mühe hat, dem raschen Schritte des Mädchens zu folgen.

„Ich weiß, daß Sie gerne ein Stündchen mit Mad. Perez plaudern, Miß Dalton," unterbrach Arabella das Schweigen, als sie vor der Villa Fernandos stehen blieb und zum großen Erstaunen derselben ohne Weiteres die Schelle zog. „Bekümmern Sie sich daher nicht um mich, mein Besuch gilt dem kleinen Schuster selbst, den ich in einer geschäftlichen Angelegenheit um Rath fragen möchte."

Es blieb Miß Dalton nicht Zeit, ihrem Erstaunen über die Umwandlung in Arabellas sonst so schüchterner und träger Art Ausdruck zu geben, denn schon nach wenigen Augenblicken öffnete der Portier die Thüre und sie standen in dem erleuchteten, blumendurchdufteten Hofe des Hauses.

„Ist die Herrschaft zu Hause?" fragte Arabella hastig. Aber ehe noch der Portier eine Antwort gab, war sie mit Miß Dalton auf der Treppe.

Während diese, die mit den Räumen des Hauses bekannt war, selbst in die Zimmer von Frau Perez lenkte, war das junge Mädchen in den Saal getreten, dessen

Flügelthüren ein Diener öffnete. Der kleine Exschuster, den sie von ihrem Besuch unterrichtet hatte, erwartete sie.

Es war für den kleinen Mann mit dem unterthänigen Herzen keine Kleinigkeit, sich einer eleganten jungen Dame gegenüber zu sehen, die diesmal nicht kam, um mit ihm über die neueste Pariser Chaussure zu verhandeln, sondern die ihn allein in privater Angelegenheit zu sprechen wünschte. So lauteten wenigstens die Worte in dem Billet, welches er am Morgen empfangen hatte.

Und wie schön und vornehm war die kleine Arabella geworden, die da mit etwas gebeugtem Kopfe vor ihm stand und ihn begrüßte, als wäre er ihresgleichen.

Ja schön und vornehm, fast noch schöner, als einstmals ihre Mutter gewesen. Aber daran durfte er jetzt nicht denken, sie trug ja die schwarzen Trauergewänder um ihren Vater und Don Ramon unterließ es nicht, in gewählter, stockender Rede sein Beileid anzubringen.

Arabella, die sich währenddessen scheu im Zimmer umsah, wohl mit der Angst, es könne ein unbefugtes Ohr sie belauschen, näherte sich bei den theilnehmenden Worten dem Schuster und sagte mit erregter Stimme:

„Ich weiß es, Sennor Perez, Sie haben zu allen Zeiten Theil an dem Wohl und Wehe unserer Familie genommen und dieses Bewußtsein ist es auch, das mir den Muth gibt, eine Angelegenheit zu berühren, die — —“ So weit kam Arabella, dann stockte sie.

„Meinen Sie vielleicht die geschäftliche Angelegenheit, Sennorita?“

„Ja, die geschäftliche, die — —“

„O die hat nichts zu sagen,“ unterbrach sie der Schuster, „wenn Ihnen das genehm ist, so können wir höchstens die Hypothek die auf dem Hause lastet gericht=

lich feststellen lassen und auf den Namen Ihres zukünftigen Gatten übertragen."

„Aber das Haus gehört nicht mehr mir — — —"

„Sie werden doch nicht denken, Sennorita, daß ich ein Geschäft, welches wir freundschaftlich abgemacht, zu meinem Vortheil ausbeuten würde? Das Haus bleibt Ihnen selbstverständlich nach wie vor. Es bedarf, wie schon gesagt, gar nichts als die Hypothek zu übertragen."

„Das Haus — ist an einen Anderen verkauft — Sennor Perez — mein Vater — ich glaube, er war krank — er wußte nicht mehr, was er that."

Der Schuster sah verständnißlos in das fahle Gesicht des jungen Mädchens, die jetzt um Halt zu haben, ihre beiden Hände krampfhaft um die Lehne des Stuhles schlang.

„Sie sagten, das Haus sei einem Anderen verkauft als mir, Sennorita?" und in dem Kopf des ehrlichen Schusters begann es zu dämmern.

„Sennor Perez, die Sache muß ein Geheimniß bleiben zwischen mir und Ihnen. Sehen Sie," und jetzt war das schöne Mädchen bis dicht vor den Schuster getreten und hatte seine beiden Hände ergriffen, „sehen Sie, ich werde meinen Schmuck verkaufen, sparen wo und wie ich kann und Ihnen in Raten nach und nach Alles bezahlen bis auf den letzten Pfennig, nur Geduld müssen Sie mit mir haben und mir versprechen, daß nie und nie ein Mensch — auch nicht mein Verlobter — erfahre, daß Sie eigentlich der rechtmäßige Eigenthümer sind. Die Ehre meines Vaters muß gewahrt bleiben, ich könnte nicht ohne sie leben."

Der Schuster hielt verlegen ihre feinen Hände in den seinen, einen solchen Augenblick hatte er in seinen kühnsten

Stunden nicht erträumt, aber das, was Arabella eigentlich meinte, verstand er nicht.

Wozu brauchte die Welt jetzt von der Angelegenheit zu wissen? Arabella war oder wurde die Gemahlin Aloysios und der hatte ja genug Geld, um die Sache zu ordnen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Sennorita," sagte er daher, indem er es nun doch für schicklich hielt, ihre Hände fahren zu lassen, „das Geheimniß ist selbstverständlich und war Bedingniß, Sennor Don Aloysio wird indessen davon wissen, davon bin ich überzeugt."

„Ja, er weiß es, Sennor," sagte sie noch leiser als vorher, „er weiß es, daß mein Vater das Haus verkauft hat, nur nicht an Sie, das weiß er nicht, denn er belastete es zweimal."

Die letzten Worte hatte sie nur gehaucht.

Der Schuster trat unwillkürlich einen Schritt zurück, hatte er sie denn auch recht verstanden? Sennor Luis Payno, der für ihn der Inbegriff vom Besten und Tadellosesten war, hatte das Haus verkauft, während es eigentlich schon ihm selbst gehörte? Das konnte nicht sein.

„Mein Vater," fuhr jetzt Arabella fort, indem sie energisch die Thräne verschluckte, die aufzusteigen drohte, „mein guter Vater war so krank, sein Gedächtniß hatte gelitten, er wußte nicht mehr was er that und ich glaube, erst in seiner Todesstunde," ihr Blick fiel jetzt angstvoll auf die breite Glasthüre, welche in Fernandos Zimmer führte, es war ihr, als höre sie dort ein Geräusch, „und erst in seiner Todesstunde wurde er sich dieses Irrthums bewußt."

„Wollen Sie Geduld mit mir haben, Sennor Perez?" Die letzten Worte hatte sie weich und bittend gesagt, während ihre schönen Augen fragend des Schusters Gesicht suchten.

Sennor Perez vermochte nichts zu erwidern, zu viele Gedanken bestürmten seinen Kopf, der viel zu einfach und ehrlich war, um das Alles so schnell zu fassen, nur das Mitleid mit dem schönen Mädchen, das überwog Alles.

„Die Papiere, die diese Angelegenheit betreffen, Sennorita," sagte er endlich, aus lauter Bewegung stockend, „sind im Besitze meines Sohnes, das Geschäft betrifft ihn, nicht mich, aber ich verspreche Ihnen im Voraus, daß die Sache nach Ihrem Wunsche geordnet wird."

„Ihrem Sohne?" echote Arabella, „o Gott, das hatte ich nicht erwartet," und sie war jetzt, wirklich trostlos, auf den nächsten Stuhl gesunken.

„Mein Sohn, Sennorita, wird die Angelegenheit besser zu ordnen verstehen, wie ich selbst, Sie dürfen sich ihm anvertrauen, wo ich keinen Rath mehr weiß, er findet ihn." Und jetzt hob der Schuster selbstbewußt seinen Kopf, wie er immer dann that, wenn die Rede auf Fernando kam.

„Die Sache existirt nicht für die Welt, Sennorita," begann er nach einer Weile wieder, als er sah, wie traurig das junge Mädchen war, „wir werden sie unter uns abmachen, ich bürge für meinen Sohn mit meinem Ehrenwort."

Ehe der Schuster es verhindern konnte, hatte sich das junge Mädchen erhoben und dankbar ihre Lippen auf seine Hand gedrückt.

„Gott segne Sie, Sennor, Sie und Don Fernando — ich —"

Sie wurde durch die Stimme Miß Daltons unterbrochen, die im Vorzimmer laut ihren Namen rief. Als sie darauf die Thüre öffnete, trat sie ihrer Gouvernante ruhig entgegen, sie wechselte mit Madame Perez ein paar

höfliche Worte und auf die Frage, wann die kirchliche Ceremonie vor sich gehen würde, antwortete sie beinahe lächelnd: „wahrscheinlich noch in dieser Woche, Madame.“

Draußen in der Straße war es inzwischen Nacht geworden, eine schöne, sternenhelle Tropennacht. Die kühle Luft legte sich erfrischend um die heiße Stirn des Mädchens, deren Kraft jetzt beinahe zu Ende ging.

Den Blüthen in den Bosquets der Alameda, an deren Außenseite die Beiden entlang gingen, entströmte ein fast berauschender Duft, die Wipfel der hohen Bäume neigten sich kosend gegeneinander und wetteiferten mit den Menschen, die, da es noch vor dem Theater war, theils paarweise, theils in Gruppen in den Wegen auf und niedergingen.

Arabella blieb unwillkürlich stehen und athmete mit vollen Zügen diese frische, balsamische Abendluft ein. Zum ersten Male seit ihres Vaters Tode empfand sie eine gewisse Ruhe. Sie hatte ja dieses fürchterliche Geheimniß von ihrer Seele gewälzt und Hoffnung gewonnen, die Sache schlichten zu können. War es denn nicht möglich, daß er vielleicht doch ohne Bewußtsein, ohne zu wollen, gehandelt?

O Gott, was gab es denn noch für Elend, wann sie von diesem erlöst war? Wenn sie an ihren guten geliebten Vater denken durfte — so wie sonst. Was lag denn an ihr und ihrem Leben? Wenn sie Aloysios Frau sein durfte ohne das Gefühl seiner Schuld, konnte noch alles gut werden.

Sie hatte unwillkürlich Miß Daltons Arm losgelassen und ihre Hand fest auf das eiserne Gitter gestemmt, als bedürfe sie, wenn auch nur momentan, eines Haltes.

Plötzlich stockte ihr Athem. Ein flüsterndes Paar mußte dicht hinter dem Bosquet sitzen, sie kannte die eine der Stimmen, sie wollte fliehen, aber die Kraft versagte.

Es war ja Aloysio, derselbe Aloysio, der am Nachmittage noch ihre Hand begehrt, wenn auch freilich ohne ihr Herz.

Und jetzt flüsterte er mit weicher, sehnsüchtiger, heißer Stimme Worte der Liebe, Worte so berauschend, wie sie nie ähnliche vernommen, Worte die da hinein paßten in diese weiche Tropennacht, in das Geäst der tief geneigten Eschen, zu dem gestirnten Himmel und dem Plätschern der Fontänen. Leidenschaftliche Ergüsse von ewiger Liebe, für die es kein Ende geben sollte im Leben und im Tode.

Was war das für eine Sprache? Ihr Blut stockte.

„Arabella, ist Dir unwohl?"

Miß Dalton, die ein paar Schritte weiter gegangen, war zurückgekehrt und sah wie das Mädchen bebend am Geländer lehnte.

„Nichts, Miß Dalton, mir fehlt gar nichts, ich glaube, ich lerne nur das Leben verstehen und das geht wohl nicht ohne Schmerzen." Und sie legte ihren Arm in den ihrer Lehrerin und sie gingen mit raschen Schritten vorwärts.

Miß Dalton hatte ja seit dem Tode von Arabellas Vater verlernt das Mädchen zu verstehen; sie schwieg daher, sie war ihr entwachsen und stimmte nicht mehr zu dem Programm, welches sie sich in ihrer schulmeisterlichen Weisheit von ihr entworfen hatte.

„Sie wird sich schon wieder finden, die arme Kleine," sagte sie, sich selbst tröstend, „sie ist eben eine Payno und die taugen nicht für die Gewaltakte, die das Leben mit sich bringt. Ich hätte ihr noch nicht einmal so viel Energie zugetraut."

In dieser Nacht fand Arabella keine Ruhe. Sie ging bald mit großen Schritten im Zimmer hin und her, in demselben Zimmer, welches schon für sie und ihren Gatten gerichtet war, bald lehnte sie ihre heiße Stirne an das Gesimse des Balkons und sah hinaus in die regungslose Nacht. Was sie auch ersinnen mochte, es führte zur Qual!

Sie wußte es bestimmt, daß die Zeilen, die da auf ihrem Schreibtische lagen, mit denen sie ihrem Verlobten seine Freiheit zurück gab, morgen früh in seine Hände gelangen würden, aber was dann folgte, das war ihr nicht klar.

Hatte sie die Mittel, auch wenn sie Alles zu Geld machte, ihre Schulden zu decken? Konnte sie Fernando Perez, falls er sie aufsuchte, auch noch dieses Elend bekennen? Aber brauchte sie es denn? Konnte sie nicht fliehen, so weit sie ihre Füße trugen und Alles, Alles was sie besaß zurücklassen für die Gläubiger ihres Vaters?

Und dann athmete sie erlöst auf! Ja fort, weit, weit, da jenseits der Berge über das Meer! Alles hinter sich lassen, was sich Bitteres in ihre Gedanken gequält und ein neues, friedevolles Leben beginnen.

Ein neues Leben — für und mit Wem? War sie nicht allein so weit der Himmel sich über die Erde dachte?

Und jetzt glitt sie an dem eisernen Geländer des Balkons nieder und weinte bitterlich.

Als am anderen Morgen Miß Dalton in das Zimmer trat, waren, trotz der feuchten Tropennacht, die Balkonthüren weit geöffnet, die warmen Sonnenstrahlen drangen rücksichtslos hinein und vergoldeten das schöne Wellenhaar und das stille, schlafende Gesicht Arabellas. Sie lag völlig angekleidet auf dem Bette, ihren jungen,

regungslosen Zügen hatte der Kampf mit dem Leben seine ersten wehen Spuren aufgedrückt.

Als sie eine Stunde später erwachte, war es klar in ihrem Kopfe. Aloysio sollte frei sein, und nachdem sie den Brief für ihn abgeschickt, überkam sie ein Gefühl der Ruhe. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, ob sie das Bewußtsein mehr hob, ihn von einer ehrlosen That befreit zu haben, oder das der eigenen Freiheit.

Sie hatte mit Miß Dalton gefrühstückt, wie in den Zeiten, da sie noch ihre Schülerin war. Fast hatte sie das Gefühl, als müsse sie nach der französischen Grammatik greifen, mit der sie gewöhnlich nach einem tiefen Seufzer die Tagesarbeit begonnen. Die lange Zeit dazwischen, in welcher sie ihres kranken Vaters Pflegerin und Trösterin gewesen, schien aus ihrem Gedächtnisse verwischt.

Sie hatte sich sorgfältig angekleidet, das schwarze, schlichte Schleppgewand fiel malerisch über ihre schlanken Glieder und um den feinen, weißen Hals legte sich kleidsam das Crêpgebausch, welches ihn umschloß. Als sie sich erhob, kam es Miß Dalton vor, als sei sie gewachsen. Jedenfalls trug sie den Kopf hoch und selbstbewußt, so wie es der zukünftigen Herrin der Familie geziemte.

Ein zufriedenes Lächeln glitt über ihr Gesicht, ihre Erziehung hatte sich doch glänzend bewährt. Wer hätte das je gedacht, das schläfrige, apathische, kleine Mädchen!

„Ja, ja," sagte sie überzeugt zu sich selbst, „das Prinzip der ununterbrochenen Arbeit, wodurch jedes unnütze Gefühl sich dem Gedanken unterordnen muß, ist doch die wesentlichste Basis der Pädagogik. Ein glänzendes Beispiel liefert auch der junge Perez, für ihn existirte nie der bunte Flitter der Phantasie, mit dem

ganzen Gefolge ungesunder Gefühle und Wünsche, er denkt und arbeitet und das füllt sein Leben aus."

„Weißt Du, Arabella, daß der junge Perez zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt ist?" fragte sie, an ihre Gedanken anknüpfend.

„Nein, das wußte ich nicht. Er wäre demnach auch ohne seines Vaters Geld ein bedeutender Mann."

„Gewiß," sagte die Gouvernante mit Würde, „und zwar deshalb, weil er nie träumte und stets arbeitete."

„Und vor allen Dingen die Bedingungen dazu, d. h. die Talente hatte," ergänzte Arabella lächelnd.

„Jeder denkende Mensch hat solche — nur —"

Miß Dalton wollte sich eben wieder in eine ihrer langen Hypothesen verwickeln, in welchen sie oft selbst den Ausgang verlor, als ein Diener sie unterbrach und dem jungen Mädchen eine Karte überreichte.

„Sennor Perez!" sagte sie, scheinbar gleichgültig, zu der alten Dame, während sie sich erhob und das Zimmer verließ.

Der junge Gelehrte hatte noch niemals, obgleich sein Vater in diesem Hause geboren war, die Schwelle desselben übertreten. Wenn er als Knabe daran in die Höhe geschaut, so geschah es nie ohne eine gewisse Scheu, denn in demselben hatte sich ja all der Glanz und Luxus entfaltet, von welchem sein Vater an Feiertagabenden zu erzählen pflegte.

Es war seiner düsteren Kindheit eine geheimnißvolle Welt, ein Stück Poesie, in welcher das kleine träumerische Mädchen mit den seltsamen Augen und langen Locken die Heldin war. Später als er älter wurde und sein forschender Geist sich immer mehr und mehr von der Umgebung ablenkte und in die Wissenschaft vertiefte, da

war das anders geworden, das Haus mit seiner Geschichte war ihm ferner und ferner gerückt, aber eine gewisse Scheu war doch wohl unbewußt geblieben, sonst hätte er nicht nach seiner Rückkehr geflissentlich vermieden, Sennor Payno zu besuchen, obgleich seine Geschäfte es beinahe geboten. Oder war es die herablassende Art, mit welcher Don Luis, trotz Allem, seinen alten Vater behandelte, die seinen Stolz bewog, hier nicht zu verkehren?

Heute schien von dieser Scheu nichts vorhanden, denn Don Fernando ging in Gedanken versunken auf und ab, als wäre er hier zu Hause, und erst als die Portière auseinanderging und das schöne Mädchen über die Schwelle trat, wich seine gewöhnliche Bläße einem flüchtigen Roth.

Er hatte sie seit dem Abend im Theater nicht wieder gesehen, er mußte sich erst hinein finden, daß das lächelnde Mädchen von damals und das ernste Weib in dem langen Trauergewande, welches ihm da gegenüberstand, dieselbe Arabella Payno sei.

Sie fand für die wohlgemeinten Worte, die er ihr über den Verlust ihres Vaters sagte, keine Antwort, sie zerdrückte nur die Thräne, die sich in ihre Wimper stahl.

Fernando sah ihren Schmerz und fühlte ihn doppelt im eigenen Herzen. Er meinte erst jetzt, in dieser Stunde wisse er ganz, wie tief er Arabella liebe, aber er war sich auch der Kraft bewußt, ihr jedes Opfer bringen zu können ohne eigenes Begehr.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Sennor," unterbrach Arabella endlich das peinliche Schweigen, „daß Sie sich selbst hierher bemüht und mir zu einer Unterredung verhelfen, die mir sehr schwer wird."

„Ich wäre, wenn es der Anstand erlaubt hätte, am liebsten noch gestern Abend gekommen, Sennorita, um Sie

von der Last eines Irrthums zu befreien, der Ihnen vielleicht gar die Ruhe der Nacht geraubt hat."

„Von einem Irrthum?" hauchte Arabella.

„Ja, ich denke von einem Irrthum, Sie sprachen wenigstens gestern Abend bei meinem Vater von einer Hypothek."

„Nicht Hypothek," unterbrach Arabella hastig seine stockende Rede, „ich habe mich, glaube ich, falsch ausgedrückt, nur von einem Darlehen, mit welchem aber zur Sicherstellung unser Haus belastet wurde."

„Das bliebe sich aber gleich, wenn —"

„Wenn das Haus nicht schon verkauft gewesen wäre," sagte das junge Mädchen leise.

„Diese Sache ist abgethan, die Schuld ausgeglichen, Sennorita, es würde zu weitläufig sein, wollte ich Ihnen alle Einzelnheiten, die mit dieser Affaire zusammenhängen, auseinandersetzen, aber Ihr Vater schuldet — mir — nichts mehr."

Fernandos Stimme hatte sich bei den letzten Worten gesenkt, es war eine Unwahrheit, die über seine Lippen ging, aber er hätte noch größere Opfer gebracht, um dem jungen Mädchen den Glauben wieder zu geben an ihres Vaters Ehre.

„Und das Papier, Sennor?"

„Das Papier hat man vergessen zu vernichten."

„So wäre mein Vater kein — so hätte die Sache keine weitere Bedeutung?"

Ueber ihr Antlitz war während sie sprach ein eigenthümlicher Glanz gezogen, ihre bleichen Wangen hatten sich gefärbt.

„Nein, Sennorita," sagte Fernando hastig, „es bleibt Ihnen keine bittere Erinnerung, nur das Andenken an die

unzähligen Wohlthaten, die Ihr Vater bei seinen Lebzeiten Anderen erwiesen hat."

Arabella hob die Augen zu ihm auf und sah strahlend in sein Gesicht. Eine Weile wußte sie nichts zu beginnen, dann sagte sie, um das peinliche Schweigen zu brechen, zögernd und nicht ohne Verlegenheit:

„Ich darf Ihnen auch gratuliren, Sennor?"

„Gratuliren, mir?"

„Hat die Academie française Sie nicht zu ihrem Ehrenmitglied ernannt?"

„Ja, allerdings, ich hatte das Glück einen wissenschaftlichen Irrthum aufzuklären, der —"

„Der Sie zu einem berühmten Manne gemacht hat, ich gratulire."

„Auch ich gratulire, Sennorita," sagte er stockend, „da wir doch einmal dabei sind, Ihre Vermählung —"

Sie senkte die Blicke zu Boden und wehrte leise mit mit der Hand.

Fernando sah fragend in ihr Gesicht, es war bleich und ihre Lippen bebten.

„Diese Vermählung wird nicht statthaben," stotterte sie, „unvorhergesehene Hindernisse —"

„Und Sie, Sennorita, was wird mit Ihnen? Sie leiden —"

„Mit mir? Ich werde das Leben ertragen lernen, ich werde — Aber lassen wir das," unterbrach sie sich erregt, „lassen Sie mich Ihnen lieber danken, Sennor, für den Trost, den Sie mir gebracht."

Fernando stand sprachlos, Arabella liebte Aloysio und war vielleicht verrathen. Oder sollte? Ein ganzes Heer stürmischer Gedanken zog durch seine Seele. Einen Augenblick durchzuckte ihn ein flüchtiger Hoffnungsschim-

mer, er schloß die Augen vor überwältigendem Glück und eine fahle Blässe bedeckte sein Gesicht, dann aber sah er in die Höhe und seine Augen trafen das leidende, müde Gesicht des jungen Mädchens. Er fühlte, seine Zeit war zu Ende. Er wollte ihr seine Dienste anbieten, aber er brachte nichts über die Lippen, als ein leises „Leben Sie wohl".

Ob Arabella ihm danken wollte, oder ob er selbst ihre Hand ergriffen? Er hielt sie in der seinen, seine heißen Lippen senkten sich darauf und brannten ihr bis ins Herz.

Sie hörte seinen Tritt verhallen und stand regungslos. Hatte er ihr das Blut aus dem Herzen geküßt? Fernando! Sie wollte den Namen aussprechen, dessen Träger ihre Seele mit so seltsamen, fremden Eindrücken gefüllt, aber ihr Gesicht wurde starrer und starrer, wie eine versteinerte Medusa stand sie inmitten des Zimmers, dann zog sie das Papier aus der Tasche, welches ihr sterbender Vater ihr anvertraut und bohrte die Augen, die immer größer und größer wurden, da hinein.

Der Schuldschein auf das Haus war 8 Tage vor ihrer Hochzeit erneuert und zwar mit den rückständigen Zinsen, jetzt wußte sie Alles! Sie hatte es ja auch gelesen in den von Todesangst verzerrten Zügen ihres Vaters.

O sie hatte es immer gewußt, Fernando Perez war eine vornehme Natur, er hatte Mitleid mit ihr und wollte ihr den Glauben wieder geben an ihres Vaters Ehre.

Aloysio hatte am Morgen nach jenem glückberauschten Abend in der Alameda den Brief Arabellas, in dem sie ihm seine Freiheit zurückgab, erhalten. Er hatte gerade beim Frühstück gesessen und ein feines Battisttuch, das neben ihm lag, von Zeit zu Zeit an die Lippen gedrückt. Er war wohl nicht in der Stimmung an gewöhnliche, prosaische Lebenspflichten zu denken, jetzt, da noch der ganze Himmel wahnbeseligter Stunden in ihm blaute, denn er legte den Brief, als er die Handschrift erkannt, ruhig bei Seite, schlürfte mechanisch seine Chocolade und überließ sich willenlos dem Taumel des Glücks, das ja auch, wenn es entschwunden, der Menschenseele noch seinen berückenden Zauber läßt. So wie die Sonne, wenn sie sich gesenkt, Wald und Wolken in tausendfältige Farben taucht.

Er war heute nicht derselbe Aloysio, der gestern in nüchterner Gelassenheit vor seiner Cousine stand und ihr klar zu machen versuchte, daß für die Ehe Liebe entbehrlich sei. Was lag ihm in seinem trunkenen Entzücken überhaupt an der Welt?

Er wußte nur, wenn die Sonne untergegangen und die Wipfel der hohen Eschen im Parke sich leise gegeneinander neigten, wenn das geheimnißvolle Rauschen des Wassers von keiner Menschenstimme mehr gedämpft wurde, dann sah er sie, dann durfte er untertauchen in die dunklen Gluthaugen und die Seele schlürfen, die sein eigen war.

Was dann weiter kam? Daß sie das Weib eines Anderen war und er in einigen Tagen der Gatte Arabellas wurde, was kümmerte es ihn? Die Liebe denkt nicht, sie liebt und wie in ein schrankenloses Meer tauchten seine Gedanken wieder und wieder in diese berückende blendende Welt.

Erst als es Mittag wurde und er Toilette gemacht hatte, um zu Tische zu gehen, öffnete er gleichgültig den Brief Arabellas. Er dachte nicht anders, als daß sie ihm wieder, wie es in den letzten Tagen zuweilen geschehen, irgend einen unwichtigen Auftrag geben würde. Aber wie mit einem Zauberschlag war der Glanz der Liebe aus seinen Zügen verweht und der starre Ernst, die sie gewöhnlich kennzeichnete, hatte wieder darauf Platz genommen. Er drehte das Papier in der Hand hin und her, warf es dann auf den Tisch und ging in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab.

Dann blieb er wieder vor dem Tische stehen, nahm abermals das Billet auf und las langsam und laut, als müsse er selbst erst an den Sinn dieser Worte glauben lernen, folgende Zeilen:

„Nach langem Hin- und Herüberlegen der Verhältnisse fange ich an, dieselben zu begreifen, Aloysio, und gebe Dir daher Deine Freiheit zurück. Ich kann, so sehr ich Dir auch für Deine mir erwiesene Güte dankbar bin, nie Deine Frau werden, weil ich glaube, daß die Ansichten, die ich mir über die Ehe gebildet, nicht die Deinen sind. Du gibst die Möglichkeit der Liebe zu, forderst sie aber nicht von Deiner Frau, ich aber, Aloysio, ich begehre sie von meinem Gatten in der ganzen großen Bedeutung des Wortes und werde meine Hand nur dem Manne reichen, mit dem ich dieselbe tauschen kann. Zürne mir nicht, Aloysio, weil ich anders denke wie Du, wie Papa, wie Miß Dalton und vielleicht wie viele Menschen, aber es ist in mir ein gebietendes Etwas, dem ich nicht entgegen kann. Wenn Du in einigen Tagen zu mir kommst, dann lasse, bitte, dieses Thema unbesprochen, kein Gott könnte etwas daran ändern, dann sei mir der Freund

und Bruder, den ich bei meiner einsamen Lage so sehr bedarf. Ich bleibe dafür in allen Lebenslagen Deine dankbare Schwester Arabella."

Als Aloysio geendet, flog der Brief abermals, nur noch heftiger als vorher, auf den Tisch.

„Philiströs wie ihre Mutter war, philiströs vom Kopf bis zur Sohle," brach es endlich in ungehaltenem Zorn über seine Lippen. „Sie wäre im Stande und diktirte ihrem zukünftigen Manne sein Pensum für die obligate Laufbahn vom Altare bis zum Grabe. Ich möchte nur wissen, aus welchem Moder sie dieses moralische Programm herausgeklopft hat? Als ob es je eine Ehe gegeben, in welcher der Mann nach Verlauf von Monaten wenn es hoch kommt, noch Aehnliches empfände, als was mich schon seit Jahren zu Carmens Füßen zieht? Man ist schon halb ernüchtert und ganz fatiguirt von dem unnöthigen Schwindel von Brautvisiten, Verwandtenrepräsentationen, Schwiegermutterzärtlichkeiten und was sonst diese nervenerdrückende gesellschaftliche Convenienz noch Alles mit sich bringt. Da bewahre einer die Blume der Liebe vor dem Verwelken, wenn alle Basen, Schwägerinnen und Freunde ihre beglückwünschenden Nasen daran abgerieben haben! Wir Menschen sind einmal so, das Erlaubte verliert den Reiz, nur das Geheimnißvolle beseligt und betäubt. Groß und göttlich ist nur die Liebe, die von Fremden unbesprochen in Beider Herzen ruht!"

Und abermals nahm er das weiße, nach Ambra duftende Battisttuch, drückte es leidenschaftlich an seine Lippen und verbarg es an seiner Brust. Dann seufzte er und sagte mit dem ihm eigenen müden Zuge im Gesicht:

„Es wäre schade, wenn sie bei ihrer Ansicht beharren

würde. Abgesehen von dem glücklichen Arrangement aller Familienkalamitäten, wäre diese Heirath für uns Beide das Beste gewesen. Ich habe die kleine, stille Arabella immer leiden mögen; ich hatte Mitleid mit ihrer einsamen Kindheit, in welcher sie nichts sah, als das in pädagogischen Paradoxen vertrocknete Gesicht ihrer Gouvernante, und nichts hörte wie das krankhaft sentimentale Gewimmer ihres kraftlosen Vaters. Bei Gott, ich hätte ihr nichts zu Leid gethan, sie wäre nicht unglücklich an meiner Seite geworden, gewiß nicht," und er nahm den blanken Cylinder vom Nebentisch, wischte ihn sorgfältig mit der Fläche seines lachsfarbenen Handschuhs, und schickte sich an, im Hôtel Iturbide sein Mittagessen einzunehmen.

An diesem und dem folgenden Tage blieb Arabella für Jedermann fern. Sie ordnete in den Papieren, schrieb Briefe und Notizen, legte alle Werthgegenstände nach genauer Prüfung in einen besonderen Behälter und nahm sich kaum Zeit, das Nothdürftigste zu genießen. Selbst für Miß Dalton war sie unsichtbar. Es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, der sie selbst entfliehen wollte. Sie kannte sich nicht mehr, ein fremdes, überströmendes Gefühl hatte Besitz von ihr genommen, ein tosendes Heer von ahnungsvollen Träumen, die wie ein dunkles Meer durch Kopf und Herz flutheten. Und dem gegenüber stand das fordernde Leben in nacktester Gestalt! Die Gläubiger ihres Vaters, das Verbergenmüssen seiner feigen Handlung, deren Bekanntwerden vor der Welt seinen Namen vernichten mußte und schließlich Aloysio und das Aufgeben einer ruhigen Lebensexistenz.

Sie war in jener überreizten Stimmung, in welcher der Mensch sein eigenes Ich wie etwas Fremdes behandelt. Sie hatte sich wenigstens alles diktatorisch im Kopfe zurecht gelegt, wie es sein mußte und glaubte am Abend des dritten Tages, die Müdigkeit, die Leib und Seele gefangen nahm, wäre die triumphirende Ruhe, die abgeschlossen mit eigenem Begehr.

So trat sie mit bleichen, übermüdeten Zügen in Miß Daltons Zimmer.

„Ich bin mit dem Arrangement meiner Angelegenheiten vorläufig fertig, Miß Dalton," sagte sie, „und denke, um allen diesen Misèren zu entgehen —"

„Macht mein Liebling Hochzeit und begibt sich unter den Schutz ihres Gatten," unterbrach sie ihre Lehrerin, indem sie mit der Hand kosend durch des Mädchens Locken fuhr. „Ich will doch nicht glauben, daß das, was mir Don Aloysio gestern sagte, Dein Ernst ist, Kind?"

„War Aloysio bei Ihnen?"

„Ja er kam zu mir, nachdem ihn Dein Mädchen wiederholt abgewiesen."

„Desto besser, dann wird er Sie selbst von meinen Absichten unterrichtet haben und mir bleibt es erspart, noch einmal ein Thema zu berühren, das für alle Zeit abgethan sein soll, Miß Dalton."

„Aber, Arabella, das ist doch wohl nicht möglich, Du kannst nicht gründlich genug überlegt haben, um so rasch zu einem Entschlusse zu kommen. Hättest Du alle Folgen ins Auge gefaßt, Du nähmest es nicht auf Dein Gewissen, so ruhig gegen den Wunsch Deines verstorbenen Vaters zu handeln."

„Wenn Aloysio mit Ihnen gesprochen hat, Miß Dalton, so wird er Ihnen auch meine Gründe mitgetheilt

haben, und die überwiegen Alles, was Sie mir noch vorzubringen im Stande wären. Ich habe mir eine Ansicht über die Ehe gebildet, die vielleicht aus dem Bedürfniß meines eigenen Ichs entspringt, sie kann irrig sein, es ist möglich, aber wer hat überhaupt recht in dieser Welt?"

Miß Dalton sah mit großen Augen zu dem jungen Mädchen empor, das jetzt hoch aufgerichtet ihr gegenüber stand. Wer hatte das schüchterne Kind diese Sprache gelehrt?

„Und das Testament Deiner Ahnen, Arabella," versuchte sie immer wieder, „und der Wunsch, die Güter der Familie zu retten, ohne einen Theil derselben zu verkürzen? Die Pflichten, die Du gegen diese Familie hast? Ich kann freilich nichts dagegen thun, Du bist mündig, aber ich bitte Dich, überlege es zehnfach und überstürze nichts."

„Das Alles habe ich mir selbst gesagt, ich habe es in die Wagschale gelegt gegen die gebietende Stimme meines Herzens und sie sank. Aber auch meine Begriffe von trockenem Recht, wenn ich die innere Stimme unbeachtet lassen wollte, sprechen dagegen, und wenn mein guter Vater jetzt noch vor mir stehen könnte —"

„Arabella, ich bitte Dich —"

„So würde ich ihm sagen, daß kein Mensch das Recht habe, den Anderen zu verkaufen, kein Vater der Welt seiner Tochter den Weg bestimmen könne. Wir sind ganz allein verantwortlich für unser Handeln. Mein Herz verträgt wenigstens keinen Zwang, Miß Dalton, es könnte sonst eine Stunde kommen, in welcher er sich rächen dürfte."

„Dann müßte es viel Elend in dieser Welt geben, Kind," sagte Miß Dalton, noch lange nicht überzeugt,

„wann Jeder diese einfache Sache so tragisch auffassen wollte, denn fast alle Ehen werden auf diese Weise geschlossen. Einmal zwingen die Eltern, ein andermal die Verhältnisse und die meisten Menschen leben sich ganz vernünftig in einander ein, weil sie keine Ansprüche stellen, die sich nicht erfüllen lassen."

„Dann sind das sehr kluge und glückliche Menschen," sagte Arabella gedankenvoll, „aber mir will es scheinen, als wäre das Leben ein Kampf, was dem Einen als unantastbares Recht erscheint, bezweifelt der Andere, die Idee, für welche der Eine zum Märtyrer wird, verflucht sein Gegner. Wer hat Recht? Wir irren allzumal, Miß Dalton, gewiß," fuhr sie weicher fort, „aber wenn ich mir auch kein Glück erringe, wenn ich handle, wie ich es für recht halte, so doch vielleicht meines Herzens Friede."

„Und Don Aloysio?" fragte die Dame mit konsequenter Hartnäckigkeit.

„Aloysio? Er wird nicht unglücklich dadurch, sicher nicht. Vielleicht, daß ihm das Gerede der Welt eine Zeit lang peinlich ist, daß er einige unangenehme, lästige Tage hat, bis er eine Andere für passend befindet, Sennora Payno zu werden, aber wenn diese Bagatellen überwunden, so hat er die Angelegenheit vergessen."

Miß Dalton schüttelte verständnißlos den Kopf.

„Und Du, Arabella?" fragte sie endlich, „was wird mit Dir? Es ist mir als fiele, trotzdem Du mündig bist und selbst zu bestimmen hast, ein Theil dieser Verantwortung auf mich."

„Ich? Ich möchte Sie bitten, mit mir einige Monate fort zu gehen, ich bin müde. Vielleicht nach St. Augustin, St. Angel, an das Meer? Oder hätten Sie Lust nach England zu reisen, Miß Dalton, Sie wünschten ja immer

Ihre Nichte wieder zu sehen, Ich würde Sie begleiten und könnte dieses Wiedersehen Sie glücklich machen, so wäre auch ich es."

„Du wolltest, dear?" und die alte Dame umarmte ihren Liebling in dem Vollgefühl des Glückes, die Heimath wieder zu sehen. Selbst ihre Einwände waren darüber vergessen.

„Aber dann bald, Miß Dalton," sagte Arabella energisch, „in einer Woche verläßt der englische Steamer den Hafen von Vera Cruz."

„Und auf wie lange?"

„In vier Monaten muß ich zurück sein, bis dahin, hoffe ich, hat mein Advokat die Sachen geordnet, es bleibt mir dann noch Manches, was nur ich allein regeln kann."

„Vielleicht," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, während sie ihren Kopf auf die Schulter ihrer Lehrerin neigte, „vielleicht haben Sie mich bis dahin verstehen gelernt, Miß Dalton, und wenn mir England gefällt, dann kehren wir für immer dorthin zurück."

Eine heiße Thräne tropfte auf Miß Daltons Hand. Sie wandte sich ab und trat an das Fenster. Miß Dalton wußte jetzt bestimmt, daß des Mädchens Wille unwandelbar sei.

„Wann sollen wir reisen?" fragte sie mit ihrer rauhsten Stimme, um einem Ausbruch ihres Gefühles zu entgehen.

„Ich denke übermorgen. Wir ruhen unterwegs und bleiben ein paar Tage in Jalappa, ich möchte unter allen Umständen hier fort. Ist es Ihnen recht?"

„Je eher je lieber. O my dear, dear home!"

Ramon Perez, der kleine Exschuster, saß in seinem Zimmer hinter derselben Lampe, bei welcher er durch lange Jahre allabendlich emsig gearbeitet hatte. Er hatte sich energisch gesträubt, als ihm seine Ehehälfte eine größere und hellere octroyren gewollt und behauptet, wenn man älter würde liebe man keine Neuerungen, die modernen Lampen blendeten ohnehin seine Augen und verdürben ihm alle Gedanken.

Er hatte sich, wie in der guten alten Zeit, seines Rockes entledigt und blätterte in den Musterblättern der neuen französischen Schuhe und Stiefel, die ihn immer noch über Alles interessirten.

Seine Gedanken waren aber heute nicht ganz bei der Sache, denn er blickte mehr auf seine Frau, die im Halbdunkel am Fenster saß, als auf die Blätter.

„Sieh her, Anna,“ sagte er nach einer Weile, nachdem seine Augen lange gedankenvoll auf die Muster geblickt, „sieh her, da kommen wieder die gleichen Stiefel mit den hohen Schäften in die Mode, wie sie damals waren, als Du zum erstenmale zu mir in den Laden tratest und Dir ein paar kauftest.“

„Und Du mir vor lauter Verlegenheit ein paar rosenrothe Atlasschuhe, statt der schwarzen Lastingstiefel einwickeln wolltest.“

„Das kam blos daher, weil ich Dein Mischmasch von schlechtem Spanisch und Französisch nicht verstehen konnte, Anna, das machte mich verwirrt.“

„Sonst gar nichts, Ramon?“ fragte seine Ehehälfte über den Tisch herüber, während der sorgenvolle Zug um ihren Mund einem schelmischen Lächeln wich, „sonst gar nichts? Ich meine denn doch, da wäre der Handel schon abgemacht gewesen und Du hättest Dich mehr

um meine Person, als um die Arbeit Deiner Hände gekümmert."

„Du hattest aber auch damals so schöne blonde Haare, Alte, wie ich sie hier in Mejico nur selten gesehen, und der wellige Glanz derselben blendete ein wenig mein Gesicht. O, ich weiß noch ganz genau, wie Du aussahst in Deinem hellen Kattunkleid, mit dem kleidsamen Häubchen der Normandie und den blauen Schleifen."

„So, das weißt Du noch?"

„Ja, ich erinnere mich dessen ganz genau, aber mehr noch Deine etwas rauhe, bestimmte Art, mit der Du Dich ausdrücktest und die mir einen sonderbaren Eindruck hinterließ. Das hatte Alles Hand und Fuß und als Du gegangen warst, wollte die Arbeit gar nicht voran. Es war mir so heiß und so eng und ich hatte das Gefühl, als habest Du etwas sehr Werthvolles mitgenommen."

„Das wird wohl auch so der Fall gewesen sein, Alter," sagte Frau Anna wehmüthig, „denn sonst wärest Du nicht schon anderen Tages um eine Zeit, in welcher ein ordentlicher Geschäftsmann gar nicht zu promeniren pflegt, in der Calle St. Real auf und niedergegangen und hättest einem gewissen Frauenzimmer aufgepaßt, welches Du dann so ungeheuer ungeschickt anredetest, daß sie gleich bemerken mußte, hier hat ein Funke gezündet."

„Das hast Du mir aber doch nie gesagt, Anna," sagte Ramon mit großartiger Naivetät.

„Nein, Ramon, das wird auch nie ein Frauenzimmer thun, wenn sie klug ist, denn ein klein wenig wollt Ihr Männer alle an der Nase herumgeführt sein und man darf Euch um Gotteswillen nicht merken lassen, daß Ihr einen Fehler begangen habt. Kein Mann darf der Frau gegenüber in seinem Selbstbewußtsein sinken."

Das war nun wohl doch schon wieder ein bischen zu hoch für den guten Schuster, denn er sagte nichts und versuchte offenbar, sich den Sinn dieser Worte erst klar zu machen.

„Es ist das eine lange Zeit,“ seufzte seine Frau nach einer Weile, während sie zum Tische trat und neben ihrem Manne Platz nahm.

„Ja, eine lange und es war nur gut, daß wir nicht allezeit so leben mußten wie jetzt, denn siehst Du, Frau, ich hatte mir den Reichthum und das Nichtsthun eigentlich viel schöner gedacht. Ich habe zuweilen sogar Tage,“ fuhr er gedehnt fort, „wo ich wünschen kann, ich säße noch in meiner Werkstatt in der Calle St. Juan und die Gesellen erzählten ihre Schrullen, während der Lehrjunge den Tisch zum Abendbrod ordnete.“

„Was Dir aber jetzt durchaus nicht mehr munden würde, Ramon,“ setzte seine Frau energisch hinzu. „Es ist wahr, Arbeit bringt über böse Gedanken hinweg, aber man gewöhnt sich doch auch sehr schnell an bessere Tage. Wir haben nur mit unseren verarbeiteten Fingern und unbeweglichen Gedanken kein Talent zu angenehmen Beschäftigungen — und dann —“

„Nun und dann?“ fragte Ramon, als sie plötzlich inne hielt.

„Nun ja, es fehlt uns eben jetzt die Zuversicht, die wir damals hatten, Fernando mit unserer Arbeit ein glückliches Leben schaffen zu können.“

„Wenn Fernando wollte, so könnte er glücklich sein, Anna, und er wird es auch werden, wenn er nur erst einmal das Leben richtig geschmeckt hat.“

„Er wird es werden? Glaubst Du?“ fragte jetzt Anna mit erregter Stimme, während sie aufstand, um

freier athmen zu können. „Siehst Du denn gar nicht, wie bleich und in sich gekehrt er in der letzten Zeit ist, wie es ihm mit seinem guten, ehrlichen Herzen schwer wird, nur die gewöhnlichsten freundlichen Worte an uns zu richten, wie ihm keine Speise und kein Trank schmecken und wie selbst die Feder stockt, die er auf das Papier bringen will?“

„Weil er eben immer über Probleme sinnt, wie er sich ausdrückt,“ sagte der Schuster.

„Ja, über Probleme, Ramon, über Probleme. Nein, ich will es Dir besser sagen, Alter, er hat einen Kummer im Herzen, der ihm am Lebensmark zehrt und für den es, ich glaube, keine Hülfe gibt.“

„Anna, Du glaubst doch nicht —“

Jetzt war auch der Schuster aufgestanden und eine dunkle Röthe stieg bis hinauf in seine Schläfe.

„Der gute Junge nimmt es sich doch wohl nicht zu Herzen, daß ich über sein Studium ungehalten bin? Ich will ja gewiß nichts mehr sagen, Anna, gar nichts mehr. Wenn es ihm Bedürfniß ist, zu arbeiten, er soll es thun; ich bin ja ein alter, unwissender Mann, dem das Leben über den Kopf gewachsen. Seit dem Se. Gnaden Sennor Payno todt ist, und so verkehrte Sachen gemacht hat, weiß ich so wie so gar nicht mehr, was recht und gut ist. Es ist mir sogar schon oft gewesen, als sollte ich Fernando Abbitte thun und ihm sagen, er möchte Cavalier sein auf seine Weise, nur nicht so bleich und starr und freudlos aussehen, siehst Du, Anna, das bricht mir das Herz.“

„Also hast Du es auch bemerkt, Ramon?“

„Und ob ich es bemerkt habe? Aber ich wollte nicht, Anna, ich wollte es mir ausreden, weil ich den Gedanken

nicht ertragen kann, auch fürchtete ich, Dir Kummer zu bereiten. Was glaubst Du, was ihn glücklich machen würde in der Welt?" fuhr er nach einer Weile fort, während seine Frau weinte. „Sage es, Anna, wir haben ja für sein Glück gearbeitet. Will er nach Paris und die Ehren in Empfang nehmen, die die Akademie ihm dort bereitet hat? So schwer mir auch die Trennung wird, sage ihm, daß ich nichts dagegen habe, gar nichts. Auch daß ich nie mehr von einer zukünftigen Frau sprechen will, wenn es ihn traurig macht. Er soll thun, was er will, sich gar nicht um seinen alten Vater kümmern, nur nicht krank werden, nicht sterben. Gehe, sage ihm das, Anna, ich kann Alles ertragen, nur nicht Fernando leiden sehen. Du verstehst besser mit ihm zu reden, Du bist ja seine Mutter, und Mutterliebe hat zu allen Zeiten eine heilige Macht gehabt."

Und er schob seine Frau beinahe zur Thüre hinaus, während er selbst erschöpft in den Lehnstuhl sank.

Und während dem Gespräch der Eltern stand Fernando, einer Säule gleich, auf dem Balkon an der Mauer gelehnt und sah mit heißen Augen in die stille Nacht.

Nichts regte sich. Selbst die Blüthen an den breitblätterigen Florisundien dort unten in der Alameda hatten aufgehört zu wehen und dufteten und träumten in abendlichem Frieden.

Nur in ihm allein wollte es nicht stille werden.

Hatte er sich denn das Leben jemals anders gedacht, als es jetzt an ihn herangetreten war?

Hatte er, der einsame Denker, der wunschlos durch

den eitlen Markt der Welt ging, hatte er denn etwas Anderes begehrt?

Er strebte nach Wahrheit, seine Gedanken forschten und vertieften sich in den dunklen Gängen der Wissenschaft und durfte er da einen einzigen neuen Keim entdecken, eine Antwort bringen, nur eine einzige, auf die großen Fragen der Zeit, an denen so Viele vor ihm gescheitert, dann wollte er seinem Gotte danken und sein Zweck war erreicht.

War er es nicht gewesen, der mit überlegener Skepsis den Offenbarungsglauben der Liebe ironisch hinweggelächelt?

Da stand er nun und versuchte aus dem weichen Gefühl, welches ihn zu dem stillen Mädchen gezogen, die Konsequenzen zu finden, zu der fremden, fast wilden Leidenschaft, die ihn ohne Erbarmen, mit sich selbst und seinen alten Eltern, jetzt so schrankenlos in ihre Bahnen trieb.

Und hatte sie ihn nicht eigentlich mit dem kurzen Brief, der da in seinem Zimmer auf dem Tische lag, für ewig von sich gewiesen?

Wäre sie sonst geflohen, allein, vielleicht müde und gebrochen, in ihrer getäuschten Liebe zu Aloysio, in eine andere, fremde Welt?

Selbst die Ruhe, die er ihr zu geben beabsichtigt in Bezug auf das zweifelhafte Geschäft ihres Vaters, war ihm mißlungen. Er hatte zu arbeiten versucht, zu vergessen.

Es gelang nicht. Und, daß es nicht gelang, daß sich seine Leidenschaft aufbäumte und all den mühselig gesammelten Plunder von Willenskraft, Selbstbeherrschung und Gedankenfreiheit höhnend über den Haufen warf,

daß er an sich selbst verzweifeln mußte, das konnte er nicht ertragen.

Diese Einschränkung aller thätig forschenden Kräfte, dieses Eingesperrtsein in den Kerker tobender Gefühle, ohne die Kraft, die Thore sprengen zu können und hinaus zu stürzen in die befreiende Luft, das schnürte ihm Athem und Leben ein.

Er hatte es ertragen, so lange er sie das Eigenthum Aloysios wußte, so lange die Mauer der Unmöglichkeit sich zwischen ihnen aufthürmte und die wilden Schläge seines Herzens dämpfte. Aber seitdem er sie wieder gesehen, dieselbe stille, sanfte Arabella und doch so ganz anders, so bestimmt, so willensfest, die edle, geschmeidige Gestalt, mit den langen Trauergewändern, die zu dem Ernst der bleichen Züge stimmten, so allein, so furchtbar allein in dem großen, weiten Labyrinth der Welt, seitdem überfluthete die wilde Sehnsucht nach ihr seine ganze Seele und schwemmte höhnend hinaus, was er in langen, einsamen Jahren an Willenskraft und selbstbewußtem Stolz da aufgespeichert hatte.

Die Nacht war so still, so sehnsüchtig weich.

Aber wußte er denn, ob sie Aloysio liebe? ob sie litt um ihn?

Ein wunderbares Lächeln glitt einen Moment wie ein Sonnenstrahl verklärend über sein düsteres Gesicht. Er dachte an ihre feuchten Augen, die sie beim Abschied leuchtend in die seinen getaucht, an ihre bebende Hand, die sie ihm nicht entzogen, als seine glühenden Lippen sich willenlos, wie im Taumel, auf ihre kalten Finger gedrückt.

Titanenhaft stieg vor seiner Phantasie die Möglichkeit eines Glückes auf, zu dem er vielleicht nicht einmal die Kraft besaß, es zu tragen.

Er trat zurück ins Zimmer und wischte die großen, kalten Tropfen von seiner Stirne.

Gibt es nicht Naturen, die nur geschaffen sind zum Schmerz?

Zur Misère des Lebens?

Denen von der Natur keine von den Bedingungen wurde, die zum Glück vorbereitet im Menschen liegen müssen?

Er ging mit großen, hastigen Schritten hin und her.

Was ging es ihn an, ob es Glück und Liebe gab? War er nicht ungeschickt in Allem? Nicht einmal die Sorge um ihres Vaters Schuld hatte er ihr aus dem Wege zu räumen vermocht.

Er hatte offenbar kein Talent, die Pfade derer zu ebnen, die ihm theuer waren.

Und wieder versank er in ein dumpfes Brüten, das ihm keine Ruhe gab.

Eine Hand legte sich leise auf seine Schulter. Es war keine zarte, weiche Hand, sie war hart geworden in der Arbeit für ihn, aber sie war fest und gut und treu, wie keine zweite, denn es war die Hand seiner Mutter.

Frau Anna sprach nicht, sie war still, jedes Schmerzenshämmern im Herzen des Sohnes fand in dem ihren ein Echo und erst als eine heiße Thräne auf Fernandos Hand fiel, senkte sich sein Kopf auf ihre Schulter.

Es war das erstemal, daß er seinen Gefühlen Ausdruck gab, Frau Anna hatte ihn das nie gelehrt, aber desto erschütternder war es zu sehen, wie diese starke Mutter den theuren Sohn umklammert hielt.

„Lies den Brief, Mutter,“ sagte Fernando, als er endlich Kraft fand, sich zu ermannen, „er ist von Arabella Payno, sie ist heute nach Vera Cruz abgereist.“

Frau Perez sah einen Augenblick in ihres Sohnes fahles Gesicht — jetzt wußte sie Alles.

„Ich brauche den Brief nicht zu lesen, Fernando.“

„So höre:

„Ich reise heute mit Miß Dalton nach Vera Cruz, um mich dort mit ihr nach England einzuschiffen. Bevor ich gehe, muß ich Ihnen für Ihre Großmuth danken, mit welcher Sie beabsichtigten, mir das Andenken meines Vaters fleckenlos zu erhalten. Die Stunde, nachdem Sie gegangen und unumstößliche Beweise mich vom Gegentheil belehrten, war eine bittere. Ihre Handlung bleibt aber dieselbe, ich vergesse sie nie! Wenn ich nach Monaten zurückkehre, ich bedarf der Ruhe und des Vergessens, hoffe ich, die Angelegenheit mit Ihnen ordnen zu können. Grüßen Sie Ihre Eltern und wünschen Sie eine glückliche Reise Ihrer dankbaren

Arabella Payno.“

„Nach England?“ stöhnte jetzt ihrerseits Frau Perez.

„Ja, nach England.“

„Warum das?“

„Weil sie Ruhe bedarf und Vergessen.“

„Vergessen?“

„Von ihrer Liebe zu Aloysio.“

„Aloysio?“ wiederholte Frau Perez hastig. „Weißt Du nicht, daß der heute die Stadt verlassen hat mit der Frau des Doktor Corobini.“

„Mit der Frau des Corobini? Allerbarmender Gott, also deshalb opferte er sie?“

„Hat sie ihn geliebt?“

„O Mutter, ich weiß nichts, ich fühle nur, wie sich Alles in ihr Leben drängt. Sie bedarf einer Stütze, es muß ihr geholfen werden.“

Und der junge Mann ging mit starren Augen im Zimmer auf und nieder.

Seine Mutter sah wie seine Lippen zuckten und das Blut rastlos in die Schläfe trieb.

„Hattest Du nicht die Absicht, Fernando," fragte sie nach einer Weile tonlos, „nach Paris zu reisen und Dich für die Ehre, die Dir zu Theil wurde, persönlich zu bedanken?"

„Und Du, Mutter? Und der Vater?"

„Wir? wir? Wir werden denken, daß diese Reise Dir gut thut."

Jetzt war Fernando an der Seite seiner Mutter zu Boden geglitten und barg sein Gesicht in ihren Schoß, ihre Hände legten sich bebend auf seinen Scheitel, aber sie weinte nicht. Auf der Kathedrale schlug es Mitternacht.

Der große Dampfer „La Bondad" lag zum Absegeln bereit. Die letzten Passagiere waren aus den schwankenden Booten die steile Treppe hinauf geklettert, die auf das Verdeck führte. Der Molo am Hafen von Vera Cruz war belebt mit Menschen, die theils mit verschluckten Thränen, theils mit lachenden Gesichtern ihre Tücher hinüber zum Dampfer schwenkten, der eben seine ersten tiefen Furchen durch den atlantischen Ozean zog.

Die Menschen, die anfänglich auf dem Verdeck herrenlos durcheinander liefen, hatten sich bald vertheilt und waren größtentheils, da die Sonne noch hoch am Himmel stand, im unteren Schiffsraume verschwunden.

Auch Miß Dalton und Arabella hatten ihre Kajüte aufgesucht. Miß Dalton war auf das Sopha gesunken,

welches gegenüber der beiden über einander angebrachten Betten an der Wand stand, während Arabella sich damit beschäftigte, den Koffer auszupacken, um die kleinen Toilettengegenstände auf dem Waschtisch zu ordnen.

Es ging das nicht so leicht als man glauben möchte, denn der Dampfer wankte bedeutend und warf das junge Mädchen, welches an diese Bewegungen noch nicht gewöhnt war, bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

„O dear, die ganze Welt geht mit mir herum," stöhnte Miß Dalton, während sie ihre Worte mit dem obligaten Geräusch begleitete, welches von der Seekrankheit unzertrennlich ist; „ich werde Dir eine schlechte Gefährtin sein, denn ich fürchte, es geht mir wie auf meiner Herreise, diese unästhetische Krankheit nimmt mich in ihre Klauen."

Arabella, die sich körperlich ganz wohl fühlte, mußte lächeln, denn die wenigen Bewegungen des Schiffes hatten hingereicht, Miß Daltons unbeugsame Willenskraft, auf deren Vorhandensein sie so stolz war, über den Haufen zu werfen.

„Ich muß mich zu Bette legen, Arabella, so sehr ich auch heute früh noch dagegen gesprochen, mir ist sterbenselend. O dear, mache was Du willst, genieße allein die schöne Sternennacht oben auf dem Deck, aber ich, ich kann nicht mehr stehen und gehen."

Und ehe Arabella nur Zeit blieb, ihr behülflich zu sein, hatte sie sich ihrer Kleider entledigt und war in dem einen der Betten untergetaucht.

Das war nun freilich für das junge Mädchen eine schlechte Aussicht für den Verlauf der Reise. Wenn Miß Dalton so fortfuhr, wie sie begonnen, und während der dreißig Tage in diesem Zustand blieb, was sollte sie denn

allein auf dem Riesenungethüm, in dem sich Niemand um sie kümmerte und sie kannte?

Die Tischglocke rief die Passagiere zur Tafel.

„Willst Du nicht zum Diner gehen, dear?“ fragte Miß Daltons klägliche Stimme aus der Bettdecke heraus.

„Ich mag nichts essen.“

„Du mußt, es bewahrt vor der Seekrankheit.“

„Morgen, Miß Dalton, heute nicht, wir haben zu spät in Vera Cruz gefrühstückt,“ und sie kauerte in die Ecke des Divans und sah gedankenlos auf die dämmernde Lucke, gegen welche die Wellen von Zeit zu Zeit ihren sprudelnden Gischt warfen.

Mit jeder Furche, welche die Räder durch das Meer zogen, trug sie das Schiff weiter von Mejico. Wohin?

In einem schönen Gedichte von Felicie Hemans hatte sie gelesen, daß des Menschen Heim da ist, wo seine Seele Ruhe findet. Wo war dann das ihre? Die Welt ist so weit und so leer und in ihrem Herzen drängten sich die Ereignisse der letzten Wochen wild und schmerzlich durcheinander. Sie sprang in die Höhe, nahm den schwarzen Spitzenschleier, der auf ihrem Bette lag und schickte sich an, hinaus zu gehen. Sie mußte Luft haben, damit die Thränen zurückgedrängt würden, die sich Bahn brechen wollten und die dann, so hatte sie das Gefühl, nie mehr versiegen würden.

Miß Dalton schlief. Sie öffnete und schloß leise die Thüre und ging hinauf auf das Verdeck. Es war inzwischen beinahe dunkel geworden; sie lehnte sich über die Barrière und gab sich dem vollen Eindruck hin, den das Meer auf so viele Menschenseelen übt. Sein Anblick hat bei Nacht etwas Tragisches, wenn die Wellen in dumpfer Klage sich weiter und weiter wälzen, oft ungestüm brau=

send in wildem Leid und dann wieder sehnsüchtig klagend, wie flüsternde Menschenstimmen. Oben am Firmament stand leuchtend der Abendstern und sein Glanz brach sich in dem Gischt der Wellen, den die Räder gurgelnd durcheinander warfen.

Arabella hatte ihr Gesicht tief geneigt, um sie her wurde es lebhaft, das Diner war zu Ende und man suchte nach der erdrückenden Tageshitze die erfrischende Abendluft. Sie hörte Menschen kommen und gehen, sie plauderten in verschiedenen Sprachen, aber kein Laut, kein einziger galt ihr.

Wenn doch Miß Dalton wenigstens bei ihr wäre und sie auf einer Promenade über das Schiff begleiten wollte, dessen Einrichtung sie fast eben so sehr interessirte, wie die Menschen. Sie richtete sich in die Höhe und sah sich scheu um. Da wogte Alles bunt durcheinander, Herren und Damen, plaudernde Paare, ganze Gruppen und einzelne Verlassene, so wie sie selbst.

Ihre Scheu verlor sich nach und nach, sie fing an, sich kühner umzusehen und Interesse an dem Leben zu gewinnen, das ihr neu war.

Oben neben dem Steuermann lehnte lässig ein Herr, der sie mit seinen Augen auffallend verfolgte. Auch die ihren blieben gebannt. Der Herr erhob sich jetzt und kam näher. Sie mußte ihn kennen.

Aber das wäre ja ganz unmöglich, wie sollte der? —

Ihr Herz stockte und ihr in der Abendbeleuchtung bleiches Gesicht wurde beinahe fahl.

Und doch so ernst, fast steif, bewegte sich kein Anderer.

„Buenos noches, Sennorita."

„Sennor Perez, Dios mio!"

„Habe ich Sie erschreckt?“ sagte dieser jetzt, indem er sich verbeugte und die Hand, die er im Begriffe war ihr entgegenzustrecken, unwillkürlich zurückzog.

„Sie hier auf dem Dampfer La Bondad, Sennor?“

„Befremdet Sie das so sehr, Sennorita, ich habe die Absicht nach Paris zu reisen, es sind gewisse Pflichten gegen die Akademie, die mein Dortsein, wenn auch nicht gerade bedingen, doch höflich erscheinen lassen.“

„Und Ihre Eltern?“

„Es liegt leider nicht immer in unserer Macht, denen, die wir lieben, Angenehmes zu erweisen, meine Eltern entbehren mich schmerzlich.“

„Fast fühle ich es mit ihnen,“ sagte Arabella sanft, nun schon wieder gefaßt, „Sie bleiben aber wohl diesmal nicht sehr lange?“

„Nicht länger als ich nöthig habe, um meine Zwecke zu erreichen, denn ich möchte auch einige Quellen studiren, die ich zu einer neuen Arbeit bedarf.“

Arabella sah träumerisch an ihm in die Höhe, immer derselbe thätige Mensch, der für sich keine eigenen Wünsche hat. Wie glücklich ist er doch.

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“ fragte sie nach einer Weile leise, denn ihre Gedanken verloren sich wieder in der letzten, bitteren Stunde ihres Zusammenseins.

„Ja, Sennorita,“ und als er dabei einen schmerzlichen Zug in ihrem schmalen, blassen Gesicht bemerkte, setzte er stockend hinzu, „ich beschleunigte deshalb meine Abreise, weil ich dachte, ich könnte den Damen vielleicht in Etwas behülflich sein. Ihre Gesundheit muß angegriffen sein durch die Pflege und den Verlust Ihres Vaters, ich wußte nicht, daß er auch geistig leidend war.“

„Wie er gut und fein empfindend ist,“ dachte sie,

aber sie brachte keinen Laut über ihre Lippen. Erst lange nachher, als sie gemeinsam an der Barrière saßen und der Anblick des Meeres mit seinem poesievollen Zauber auf sie gewirkt, sagte sie sanft:

„Wenn Sie wüßten, wie ich mich vorher verlassen fühlte, Sennor, erst wenn wir ganz allein sind, finden wir, daß die Welt groß und leer ist."

Ein Strahl von wunderbarem Glück, wie er das ernste gedankenschwere Gesicht Fernandos noch nie durchsonnt, flog verschönend darüber hin.

„Wie schön, wie ergreifend schön ist das Meer," sagte er statt aller Antwort, indem er sich erhob und seine Blicke ungebunden über die dunklen Wellen schweifen ließ, die jetzt leise und sanft in die Ferne trieben.

„Und so still und voller Friede," ergänzte Arabella.

Und dann schwiegen sie wieder und lauschten den Liedern des Meeres, die ihre Seelen so frei und so glücklich stimmten.

Als sich Arabella für die Nacht verabschiedete, legten sie ihre Hände, wie gute Kameraden, lächelnd in einander. Dachten sie daran, daß sie sich am anderen Tage wiedersehen würden und so noch viele stille, glückliche Tage?

Wenn Frau Anna jetzt ihren Liebling gesehen, dann hätte sie ihren Kopf stiller in die Kissen gebettet und der gute Schuster, wenn er sein ehrliches Gesicht zu ihr gewandt, hätte auf seine Frage, „ob sie schliefe", gewiß nicht immer dasselbe, vom Weinen erstickte „Nein" gehört.

Am anderen Morgen dehnte sich die Sonne glänzend über den atlantischen Ozean.

Miß Dalton saß im Bette und schaute offenbar wohler

auf das junge, lächelnde Gesicht Arabellas, die vor dem Spiegel ihre Locken in einen Knoten zusammen zwang.

„Befinden Sie sich besser, Miß Dalton?" fragte das junge Mädchen theilnehmend.

„Als ob ich jemals geklagt hätte, Liebe, sobald Du fertig bist, mache ich Toilette und zwinge mich hinauf auf das Verdeck, der Mensch kann, was er muß!"

„Wenn Sie wüßten, wen Sie dort oben finden werden, Sie würden sich beeilen."

„Finden, Kind? Sind Engländer von Mejico an Bord? Ich habe mich doch gestern so umgesehen und keine entdeckt."

„Keine Engländer, aber ein Landsmann von mir."

„Nun?"

„Don Fernando Perez," sagte Arabella hastig, während sie sich über den Toilettentisch beugte und nach einer Haarnadel zu suchen schien.

„Fernando Perez? Du scherzest, dear. Wie käme der hierher, ich habe ja noch kurz vor der Abreise seine Mutter gesprochen."

„Doch, doch, Miß Dalton, er reist nach Frankreich, ich glaube, seine Gegenwart ist in Paris nöthig."

„Das wäre ja für uns eine erwünschte Gesellschaft; ich habe für den gelehrten Schustersohn immer ein besonderes Faible gehabt, er ist nicht wie die anderen jungen Leute, sondern gediegen, ohne romantische Flirren und ohne Hang zu Liebeleien. Gottlob, dem kann ich Dich gefahrlos anvertrauen."

Miß Dalton war inzwischen in ihren Peignoir geschlüpft und machte dem jungen Mädchen Platz, die in vollständiger Toilette zur Thüre hinaus ging.

Sie trank mit ganz anderem Muthe als am Tage

vorher ihre Chocolade und ging dann hinauf in die frische Morgenluft.

Fernando saß schon unter dem Segeltuch und erwartete sie.

Arabella war befangen, sie konnte heute das peinliche Gefühl nicht los werden, daß er Mitwisser von ihres Vaters Schuld sei. Es kam ihr vor, als habe er ihr ein Almosen angeboten, und dieser Gedanke war ihr unerträglich.

Fernando schob ihr stilles, zurückhaltendes Wesen auf den Schmerz um ihre verlorene Liebe.

Als indessen Miß Dalton nach einiger Zeit sich auf das Verdeck arbeitete und in ihrer komischen Art ihren Protégé begrüßte, wurde es ihr leichter.

Und so vergingen die Tage unglaublich schnell. Arabella meinte zuweilen, sie könne ewig auf dem Meere leben, das Wasser beruhige sie und es graue ihr vor der Zeit, wo sie durch die nebligen Straßen von England müsse. Es flog dann auch ein Schatten über Fernandos Gesicht. Die Gegenwart war so schön, er mochte nicht an die Zeit denken, die dann kam.

Zuweilen, wenn Arabella still in Gedanken saß, ruhten seine Augen traurig auf ihrem Gesicht. Liebte sie Aloysio noch? Und galten die Seufzer ihm, die immer öfter und tiefer wurden, je näher sie der Küste Englands kamen?

Wenn sie dann aber wieder ihre glänzenden Augen zu ihm aufschlug, dann zog ein Strahl blendenden Glückes durch seine Seele. — Miß Dalton verschwand zeitweise auf halbe Tage in ihrer Kajüte, sie litt, sobald sich der leiseste Wind erhob und der Dampfer zu schwanken begann, an der fatalen Krankheit, aber da sie nicht liebte, wenn man sie schwach sah, so that Arabella, als bemerke sie nichts

und überließ sich der Gesellschaft Fernandos, die ihr immer unentbehrlicher wurde.

Er las ihr zuweilen ganze Strophen aus Byron vor, von dessen Dichtungen er behauptete, daß sie wie keine Anderen zur Ruhe und der Gewalt des Meeres stimmten. Arabella sah dann in sein Gesicht und gab sich dem Zauber der Stunde hin, der sie über alles Denken hinaus froh machte.

Wie im Taumel waren die Tage verschwunden. Von unsichtbaren Schwingen getragen, hatte sie die Welt vergessen und sah mit großen, thränenschwimmenden Augen in Fernandos Gesicht, als er ihr sagte, daß sie in zwei Tagen in Southampton landen würden.

„In Southampton?“

Es war, als hätte sich eine Todtenhand auf ihr Herz gelegt. Zum erstenmal kam ihr wieder der Gedanke an das fordernde Leben mit allen seinen bitteren Qualen. Sie floh in ihre Kajüte und weinte bitterlich.

Und Fernando?

Er blieb am Tage, bevor sie scheiden mußten, einsam oben auf dem Verdeck, er aß und trank nicht.

Er wußte bestimmt, daß sie liebte. Eine einzige Thräne hatte es ihm verrathen, die um Japhets Schmerz ins Meer rieselte, als er ihr in einer unvergessenen Stunde Byrons Heaven and Earth las. Aber war es nicht Aloysio, der all ihr Denken gefangen nahm? Sie hatte seinen Namen nie genannt, stand er deshalb nicht um so flammender in ihrem Herzen?

Auch Arabella hatte den ganzen Tag Fernando gemieden. Ihr Stolz bäumte sich, er hatte Mitleid mit ihr gehabt, sonst nichts, sie fürchtete, in der Abschiedsstunde zu verrathen, wie schwer sie von ihm schied.

Erst als es Abend geworden war, ging sie hinauf auf das Verdeck. Als sie an die Stelle kam, etwas abseits, da wo eigentlich schon das Hinterdeck beginnt, und wo sie allabendlich mit Miß Dalton gesessen, bemerkte sie Fernando müde in einen Amerikaner gelehnt. Er hatte die Augen geschlossen.

Sie blieb stehen. Sein Gesicht war bleich, sie konnte die Blicke nicht abwenden, wie gebannt hingen sie an der breiten festen Stirn mit den dicht geschwungenen Brauen und glitten hinab bis zum Munde, mit dem eigenthümlich ernsten, ausdrucksvollen Zuge. Was konnte ihr Leben in Zukunft sein ohne ihn?

Er schlug die Augen auf, sah, ohne sie zu begrüßen, leidenschaftlich in ihr Gesicht und zog sie dann mit beiden Händen auf den Stuhl, der neben dem seinen stand.

„Was dachten Sie eben, Donna Arabella, bitte, beantworten Sie mir diese Frage?"

„Was dachten Sie?" wiederholte er beinahe gebietend, als das Mädchen schwieg, aber mit einer Stimme, die seine ganze Seele trug.

„Ich kann nicht," hauchten ihre Lippen.

„Sie können nicht? Können Sie auch nicht in meinen Augen lesen, daß ich sie schließen mußte, als ich Sie kommen sah, aus tiefer, großer, gewaltiger Liebe, daß ich Ihnen folgte nach Vera Cruz, nach England, meinetwegen bis an das Ende der Welt, weil ich nicht leben kann ohne Sie, weil ich . . ."

Die Stimme versagte ihm. Er sprang in tiefster Erregung in die Höhe und ging bis an das äußerste Ende des Verdecks, da wo es still war und menschenleer. Kleine, schwarze Wolken jagten über den Mond und ver-

finsterten seine bebende Gestalt. Eine ganze Welt losgelöster Leidenschaft tobte in ihm.

Da neigte sich eine Hand sanft auf seine Schulter und eine heiße Thräne tropfte auf die seine. Er wandte sich um, Arabella stand neben ihm und ihre Augen suchten liebeselig sein Gesicht.

Mit ungestümer Leidenschaft zog er das Mädchen an seine Brust. Sie sprachen nichts, kein einziger Laut fand den Weg über ihre Lippen, nur das Meer lieh ihnen seine Sprache und rauschte sehnsüchtige, weiche, poesievolle Lieder.

„Mr. Perez! Arabella! Mr. Perez!"

Jetzt glitten die Wolken auseinander und der Mond warf sein glänzendstes Licht auf die behäbige Gestalt Miß Daltons, die wie eine Salzsäule vor dem festverschlungenen Paare stand.

„Ist ein Unglück passirt, ist die Kleine krank?" fragte sie endlich tonlos.

„Nein, Miß Dalton, dear Miß Dalton, nur unaussprechlich glücklich!" und jetzt hatte das Mädchen ihre beiden Arme um den Hals ihrer geliebten Lehrerin geschlungen.

„Die Kleine war von jeher eine Phantastin," sagte sie endlich, „aber Sie, Don Fernando, sind auch Sie nicht bei Sinnen?"

„Ich, Miß Dalton, ich war nie mehr dabei als jetzt, denn ich habe eben meine Seele in die Arabellas gegeben."

„Das heißt," sagte die alte Dame, „daß Sie gewillt sind, Arabella zu Ihrer Gemahlin zu machen. Mit mir müßt Ihr schon nüchterner sprechen, Kinder. Mein Leben hatte nie solche Feierstunden; und diese Sprache, sie mag wohl schön sein, aber mich, mich hat sie das Leben nie gelehrt."

Und jetzt reichte sie auch Fernando Perez ihre Hand. Sie konnte ja dabei nichts ändern und wenn sie auch ihre theure Arabella lieber mit einem vornehmeren Cavalier vermählt gesehen hätte, eine vornehmere Seele wie Fernando, die hatte keiner. Und schließlich war sie es nicht selbst gewesen, die das Mädchen gelehrt, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden?

„Und was wird nun aus unserer Reise in England?“ fragte sie nach einer Weile nüchtern, um wieder Herrin ihrer Stimmung zu werden.

Arabella sah fragend, mit rührender Hingebung, in Fernandos Gesicht.

„Mit England?“ wiederholte dieser, während er das Mädchen fest in seine Arme zog, „mit England? Wollen wir uns dort trauen lassen, Herz?“

„Trauen? Geht das so schnell?“

„Du bist allein und hast außer Miß Dalton Niemanden zu fragen, sie ist Deine zweite Mutter. Und ich, ich telegraphire, sobald wir am Land sind, an meine theure Eltern und erbitte uns ihren Segen.“

„Und dann?“

„Dann begleitest Du mich nach Paris.“

„Und Miß Dalton?“

„Miß Dalton,“ sagte diese lakonisch, „die bedarfst Du jetzt nicht mehr, so wie damals, als Du Aloysio heirathen solltest und nicht wolltest. Miß Dalton ist alt geworden und sehnt sich nach Ruhe.“

„Die sollen Sie haben,“ sagte Fernando mit der tiefen Stimme, die wenn sie erregt war, immer etwas Gebietendes in ihrem Tone trug, „aber Ihre Heimath ist bei uns, Miß Dalton, wenn wir von Paris zurückkehren, finden wir Sie wieder hier in Southampton.“

Miß Dalton sagte nichts, aber diesmal war sie besiegt, denn sie weinte.

Und wenige Tage später, da saß daheim in dem hinteren Zimmer der Villa Perez der alte Schuster neben seiner Frau und wischte immer von Neuem die große Hornbrille, um die Depesche zu entziffern, die man vor wenigen Augenblicken gebracht hatte. Er brachte es nicht fertig, er war zu bewegt und diesmal war es Frau Anna, die mit zitternder Stimme las:

„Der geliebten Eltern Segen erbitten zu ihrer Vermählung

Fernando Perez
Arabella Payno.“

Der Regen schlägt schon seit Tagen leise prasselnd gegen die Scheiben meiner Fenster. Ich sehe nichts als den grauen Himmel und die absterbenden Aeste der dunklen Bäume, von denen der Wind die gelben Blätter massenhaft über die Häuser jagt.

Ich sitze am Schreibtisch, aber meine Gedanken sind weit fort!

Hatte ich mich denn nicht im blauen Aether des Südens heimwehkrank nach diesem grauen Himmel mit seinen jagenden Wolken gesehnt, als passe er mit seiner kämpfevollen Denkermiene besser in mein Leben, als der lachende des Südens?

Und jetzt?

Man sagt, Denken ist Befreien. Auch ich wollte im ernsten Vaterlande denken und arbeiten, ich wollte mich befreien von den Qualen des Traumes, dessen Bilder mich verfolgen und sich nicht versenken ließen in die Tiefe des Ozeans.

Dolores! Dein Name trägt die Schmerzen der ganzen Welt in sich und doch, ich bin es gewiß, hatte der Allgütige Deine Lichtgestalt geschaffen zum höchsten und vollkommensten Glück!

Jahre liegen zwischen dem Einst und Jetzt, lange, öde Jahre, wie sie oft nach stürmevollen Zeiten folgen in der Natur, in der Geschichte und im Menschensein!

Viele Eindrücke der Jugend sind längst verwischt, Freuden wie Leiden vorübergeschwemmt im Strome der Zeit, untergegangen in ernsten Bestrebungen und neuen Pflichten. — — Aber Dich, Dolores, Dich habe ich nicht vergessen, nicht eine Linie Deiner edlen Gestalt, nicht den leisesten Gedanken, der je Deinen Lippen entschwebt. Von da an, wo ich Dich zuerst sah, geblendet von Deiner wunderbar durchgeistigten Schönheit, bis damals, als —

Doch nein, ich will nicht vorgreifen, ich will mich bemühen, Alles zu erzählen, wie es sich zugetragen. Mein wildes Empfinden ist ja gebändigt durch die Zeit und meine Herzschläge sind müder geworden.

Ich will Dir ein bleibendes Denkmal setzen, Dolores, ich will noch einmal in der Erinnerung die vergangene Zeit durchleben und mich so entsühnen von der Schuld, mit welcher ich so absichtslos Dein und auch mein Leben zerstört habe!

I.

The gods themselves can not
recall their gifts!

Ich bin in Hamburg geboren. Als einzigem Sohne eines alten Patrizierhauses sah man in mir den zukünftigen Träger einer hundertjährigen Firma.

Ich fühlte diese Last, so bald ich denken lernte, und hätte ich nicht meine Mutter gehabt, die man aus mitteldeutschen Gelehrtenkreisen in diese geschäftsaristokratische Atmosphäre versetzt und die mein Denken und Fühlen verstanden, ich glaube, die Last hätte mich erdrückt.

Beide, Vater und Onkel, stehen noch unvergessen in meiner Erinnerung, mit ihren steifen Vatermördern, glatt rasirten Gesichtern und glanzlosen Geschäftsaugen, und ich höre sie mit ihren würdevollen Stimmen, die nie rauher und nie wärmer wurden, mir die Bedeutung vorproklamiren, die diese ihre Firma in der Geschäftswelt einnehme, und das zweifellose Glück einst ihr Repräsentant sein zu dürfen.

Mein guter Vater! Für ihn gab es keine andere Welt, als die der Börse, und seine merkantile Anschauung trug sich auf Alles über, was er dachte.

Wenn es Konflikte gab zwischen ihm und mir, sein gutes Herz und sein gerecht sein wollender Sinn trugen wahrhaftig nicht die Schuld. Unsere Begriffe von Glück waren nur verschieden und blos darin waren wir gleich, daß wir wahr sein mußten und selbst um des lieben Friedens Willen nicht von dem abweichen konnten, was wir für recht erkannt.

Das war in dem wohlgeordneten, reichen Patrizierhause dennoch eine einsame, freudenarme Kindheit und hätte ich nicht, wie schon erwähnt, meine Mutter gehabt, die den größten Theil ihrer Seele in die meine gegeben, ich glaube, es hätte sich Alles in mir zersplittert.

Ihrem gütigen und vernünftigen Ueberreden gelang es auch, meinen Vater zu bestimmen, mich anstatt in eine Handelsschule auf das Gymnasium zu schicken und später, nachdem ich zwei Jahre Volontär in einem dem unseren befreundeten Hause gewesen, nach Leipzig auf die Universität. Ob das Letztere nun, wie die Dinge einmal lagen, für mich ein Glück gewesen, will ich dahin gestellt sein lassen. Ich schrieb zwar, als ich von der Universität zurück kam, keine Verse mehr auf die Rückseite der Arbitragerechnungen, die auf dem Pulte lagen, so wie ich es als Volontär gethan, aber dafür hatte ich noch einen viel größeren Widerwillen gegen die Haupt- und Cassabücher, so daß eine beinahe krankhafte Melancholie sich meiner bemächtigte. Ich wiederholte nicht mehr die Scenen, die es leider zu oft gegeben, nachdem ich das Gymnasium verlassen, in welchen ich, nach qualvollen Kämpfen mit mir selbst, scheu und herzklopfend in das Zimmer meines Vaters getreten war, um ihm zu erklären, ich könne kein Kaufmann werden, aber dafür lag jetzt die unabweisbare Gewißheit vor mir, daß ich meinen heißen Wissensdrang

und meine hinausstürmende Phantasie zu bändigen habe und meine Wünsche für immer der Firma zum Opfer bringen müsse.

Ich hatte meinen Vater trotz Allem zu lieb, um zu einem Gewaltakt zu schreiten, ich wußte, er wäre daran zu Grunde gegangen, und so vergrub ich denn alle meine Hoffnungen und besuchte, nachdem ich Leipzig verlassen, sein und meines Onkels Comptoir.

Ich wurde nicht mehr wie ehedem mit den Vortheilen des Kaufmannsstandes und dem Glanz der Firma bis zur Uebersättigung gefüttert, aber die Atmosphäre umgab mich doch und sie war moderig und unerträglich. Stützte ich nur einmal einige Augenblicke meine Stirn, von allen Zahlen müde, auf meine Hand, so wandten sich beide Köpfe, sowohl der meines Vaters wie meines Onkels in ihren steifen Vatermördern nach mir um und fragten mit ihren um mich besorgten Stimmen:

„Fehlt Dir etwas, Lothar? Kommst Du mit dem Hauptbuch nicht zurecht?“

Ich fuhr dann aus meinen Träumen in die Höhe und ergriff wieder mit Todesverachtung die Feder.

Sie waren ja beide voller Güte, aber selbst in dieser Güte lag für mich damals in meiner krankhaften Stimmung die sterile Dürre der Firma Robertsen & Cie.

Es ist mir selbst heute noch, wenn ich mich in jene Zeit zurück versetze, als sähe ich den düsteren Raum in dem großen Hause, gegenüber der Börse, die hohen, vergitterten Fenster, die ihr spärliches Licht erst über die hohen Pulte der Repräsentanten des Hauses warfen und dann auf meinen Schreibtisch, den ich trotz aller verächtlichen Bemerkungen meines Vaters nicht mit einem Pulte, wie es zu allen Zeiten im Hause Robertsen Sitte gewesen

war, vertauschen wollte. Ich höre noch das monotone Knistern der Federn und fühle die dumpfen Schläge meines eigenen Herzens.

Meine einzige Zerstreuung in dieser düstern Zeit war der blonde Kopf mit den schlichten Flechten, den ich, sobald ich von meinem Schreibtisch in die Höhe sah, gegenüber am Fenster entdeckte, das einzige Stück Poesie in dieser grenzenlosen Dürre.

Ob ihr Gesicht schön oder häßlich war, ihre Seele zu der meinen stimmte oder nicht? Ich weiß das heute noch nicht, aber alle Stürme meines Herzens, die ich in lyrischen Ergüssen auf das Papier warf, gehörten ihr!

Meine Phantasie malte sich ein Stück Lebenspoesie zurecht, in welcher das stille Mädchen im Nachbarhause mit Mackart'schen Farben leuchtete.

Aber auch dieser Traum paßte nicht in die Firmahoffnungen meines Vaters, der nun einmal das Glück des zukünftigen Repräsentanten des Hauses Robertsen & Cie. nach seinen eigenen Bedürfnissen modeln wollte, denn ich glaube selbst heute noch nicht, daß meine Gesundheit allein es war, die ihm Besorgnisse einflößte und er deshalb das große Opfer brachte, mich für einige Jahre nach dem Süden zu schicken.

Es war hauptsächlich die nicht unbegründete Furcht, ich könne jenes blonde Mädchen, die seiner Ansicht nach mir nicht ebenbürtig, zu meiner Lebensgefährtin wählen. Ich hatte Gelegenheit gefunden, mit Anna Cramer öfter zusammen zu treffen und zwar in dem Hause einer Cousine meiner Mutter, die so zu sagen der Schöngeist der Familie war. Sie sah im Winter an ihren jours fixes gern besondere Gesellschaft bei sich, Literaten, Künstler oder sonstige talentvolle Leute.

Man führte dann kleine, selbstverfaßte Lustspiele auf, stellte lebende Bilder und vertrieb sich so die Zeit etwas besser, als mit dem obligaten Tagesklatsch. Ich hätte da an meinem Platz sein können, wenn nicht der Druck des Comtoirs zu sehr auf mir gelastet, denn ich war die rechte Hand meiner Tante, verfaßte Scherze, dichtete passende Worte zu den Bildern, improvisirte Spiele und was dergleichen mehr war. Meine Tante, die mich verstand und Mitgefühl für mich hatte, auch mein weniges Talent vielleicht überschätzte, unterließ es nicht, mich gehörig zu bedauern, und um mir eine Freude zu bereiten und sich meiner Gesellschaft zu versichern, hatte sie Anna Cramer in ihre Kreise gezogen.

Der Winter war mir dadurch erträglich geworden und ich fing beinahe an, an eine Möglichkeit zukünftiger Existenz in Hamburg zu glauben, wenn Anna Cramer die Meine würde.

So standen die Dinge, als mein Vater eines Tages nach beendeter Mahlzeit seine Serviette sehr sorgfältig zusammen legte und gar nicht damit zu Ende kam, eine Gewohnheit, die er jedesmal annahm, wenn er irgend etwas Besonderes zu sagen hatte.

Meiner Mutter Gesicht verfärbte sich und sie sah forschend nach mir hin, da sie offenbar keine Ahnung von dem hatte, was mein Vater auf dem Herzen trug.

Es war Sonntag und dazu leuchtete die herrlichste Frühlingssonne durch das Fenster, ich vergesse den Tag nie, da ich an ihm mich einmal wieder, in Folge leidiger, kleinlicher, philiströser Unannehmlichkeiten, die ich die ganze Woche auf dem Comptoir gehabt, in besonders dumpfer Laune befand, zu welcher diese sehnsüchtige Frühlingsstimmung der Natur einen schmerzlichen Contrast

bot. Meine Mutter drehte krampfhaft an den Spitzen ihres schwarzen Seidenkleides und ich hatte mich, trotz der Etikette des Hauses nicht eher aufzustehen, als bis sie die Tafel aufgehoben, an das Fenster begeben und sah traurig in die goldenen Sonnenstrahlen.

„Lothar!"

Ich sah mich um. Mein Vater hatte die Serviette auf den Tisch gelegt, spielte mit seinem goldenen Zahnstocher und hatte sein wichtigstes Gesicht angenommen. Mir graute!

„Lothar, hast Du Lust zum Reisen?"

Zum Reisen? War es weiter nichts, was er mir zu sagen hatte?

Es war ja schon eine abgemachte Sache, daß ich im Mai hinüber nach England sollte.

„Ich könnte Dir," fuhr er fort, noch ehe ich Zeit zum antworten gefunden, „eine günstige Stelle in einem der ersten Häuser in Mejico verschaffen, wenn Du Dich entschließen könntest, Dich auf zwei Jahre verbindlich zu machen?"

Die Freude, hinaus zu kommen aus dieser Stadt, die, obgleich meine Heimath, mir unerträglich war, leuchtete wohl so sehr auf meinem Gesicht, daß mein Vater lächelte und fortfuhr:

„Es scheint, Du willigst bedingungslos ein, und es ist das gerade kein angenehmes Gefühl für uns, Deine Eltern. Indessen Du sollst erst Kaufmann sein und dann Mensch und Du kannst in den Kolonien viel lernen, sehr viel, das ist gewiß. Außerdem habe ich vor allen Dingen dabei Deine Gesundheit im Auge, Dein Milchsuppengesicht gefällt mir nicht und noch weniger Dein apathisches Arbeiten. Der zukünftige Chef des Hauses Robertsen & Cie.

soll eben so frisch und elastisch geistig wie körperlich sein, er soll durchaus gesunde Anschauungen haben, frei von jedem Anflug überspannter romantischer Flirren. Das Opfer, welches wir bringen, Dich gehen zu lassen, ist ein großes, ich hoffe, Du bist Dir das selbst bewußt."

Meine Mutter hatte sich während dessen still verhalten, die Aermste, aber jetzt [illegible]g ihr Kopf todtbleich gegen die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß, und Thräne um Thräne rollte über ihr Gesicht.

Schnell, wie ein Gedanke hielt ich sie in meinen Armen, ich sagte nichts, aber ich streichelte ihre Hände und küßte sie. Zum erstenmal im Leben stieg mir damals der Gedanke auf, wie viel wohl ihre Seele gedarbt. So wie sie einmal veranlagt war, mußte sie in dieser Atmosphäre tagtäglich Mangel leiden, das sagte mir jetzt jede Thräne, die langsam in ihren Schoß fiel.

Mein Vater ging unruhig im Zimmer hin und her, murmelte etwas von verächtlicher Weiberschwäche zwischen seinen Zähnen und bat mich schließlich, ihn mit meiner Mutter allein zu lassen.

Ich nahm meinen Hut und ging hinaus in die Frühlingssonne. Es hatte sich eine mächtige Sehnsucht in mir aufgebäumt bei dem Gedanken, frei sein zu dürfen und hinaus zu pilgern in eine neue, schön geträumte Welt. Selbst die Thränen meiner Mutter und ihr bitterer Schmerz bei dem Gedanken einer Trennung von mir, ihrem einzigen Sohne, vermochten sie nicht nieder zu drücken und meiner Seele Flug zu lähmen.

Ich vergesse sie nie diese Stunden, in denen ich ohne zu überlegen immer weiter stürmte, als wäre ich jetzt schon auf dem Wege zu dem goldenen Eden, meiner Phan-

tasie keine Fesseln anlegte und berauscht in den blauen Aether sah!

Auf den knospenden Bäumen schlug eine Drossel ihr erstes Liebeslied und mir war es, als hätte sie alle die seligen Töne herausgeholt aus meiner eigenen Brust!

Ich sah vor mir das ewige Meer mit seiner heiligen Ruhe und fühlte den Balsam seines geträumten Friedens! Und dann stieg, wie aus seinem Schaume geboren, von meiner Phantasie verklärt, das Bild Anna Cramers vor meiner Seele auf! Mit der Gewißheit ihrer Liebe, die ich mir noch heute verschaffen mußte, wollte ich alle die Herrlichkeiten schauen und genießen!

Erst als die Sonne zu sinken begann, trat die Wirklichkeit wieder an mich heran. Eine Sehnsucht nach meiner Mutter, die vielleicht in trostlosem Schmerz in ihrem Zimmer saß, ergriff mich und wie mit einem Zauberschlag war ich nüchtern geworden.

Ich fing an, darüber zu philosophiren, wie tief das Elend im Menschensein liege und wie unsere heißesten Wünsche gerade denen so oft Schmerzen bereiten, die wir am meisten lieben. Von einer Stimmung in die andere gejagt, sah ich nur im Kampf den Zweck des Erdenlooses und als ich über die Schwelle von meiner Mutter Zimmer trat, war ich resignirt genug, meine Wünsche den ihren unterzuordnen.

Ich hatte die Thüre leise aufgemacht und da es schon dunkel im Zimmer war, konnte ich meine Mutter nicht gleich sehen. Sie erhob sich vom Sessel, der am Fenster stand, kam mir entgegen, legte ihren Kopf an meine Schulter und sagte sanft:

„Ich war vorhin egoistisch, Lothar, und dachte nur

an mich und meinen Trennungsschmerz, aber wenn die Reise gut für Deine Gesundheit ist, wie Dr. Momsen Papa versichert hat, so will ich keinen Einwand erheben und stille halten."

Der Mutter Stimme zitterte, die Thränen die sie vielleicht weinte, verbarg die Dunkelheit und mein Jugendegoismus hatte längst wieder die Oberhand gewonnen. Ich küßte ihr dankbar die Hand und leitete sie zum Divan.

Wir sprachen von allem Möglichen, von dem Handelshaus, in welches ich eintreten sollte, von dem Tag meiner Abreise, den mein Vater schon festgesetzt und von tausend Kleinigkeiten, um die das Mutterherz meinethalben sorgte und sich quälte.

Während dem Allem schwebte der Name Anna Cramers auf meinen Lippen, ich wollte meiner Mutter meine Liebe beichten und ihren Segen erbitten.

Ob sie meine Gedanken errieth?

Ich weiß es nicht, aber sie sagte nach einer Weile, während ich die Hängelampe herunterzog, um sie anzuzünden:

„Nicht war, eines versprichst Du mir, Lothar, ehe Du heute Abend mein Zimmer verlässest?"

Ich ließ das Zündholz, welches ich in der Hand hielt zu Boden fallen, und sah fragend in ihr Gesicht.

„Ich weiß," fuhr sie mit leiser, etwas bebender Stimme fort, die ich noch heute zu vernehmen glaube, „ich weiß, Anna Cramer ist Dir nicht gleichgiltig, ich weiß nicht, wie weit Deine Gefühle gehen, ich will mich auch nicht ermessen, Deinen Herzenswünschen die Richtung zu geben, gewiß nicht, aber ich kann mir nicht denken,

daß sie das Weib sein sollte, die Dein ganzes zukünftiges Denken auszufüllen vermöchte."

Noch heute möchte ich meinen Kopf in meiner Mutter Schoß bergen und Abbitte thun, für den bitteren, flegelhaften Ton, mit welchem ich ihr damals erwiderte:

„Bist Du von Papa beauftragt, mir diese Liebe auszureden, wie jedes andere Empfinden, welches sich einsam aus der Masse von Zahlen aus meinem Herzen ringt? Wenn dem so ist, dann bitte ich Dich, spare die Mühe, denn ich liebe Anna (und jetzt bäumte sich mein Gefühl und überfluthete mein Herz) ich liebe sie und so wahr mir Gott helfe soll sie einst mein Weib werden. Ich habe Deinen und des Vaters Wünschen nachgegeben, als man von mir verlangte, die widerliche Erbschaft der Firma Robertsen auf mich zu nehmen und zwar mit dem obligaten Patrizierdünkel, der sich in jeder Minute auch noch dieses Glückes bewußt sein soll; ich habe sie auf mich genommen diese traurige Erbschaft, die mir die Schultern wund drückt und jeden freien Aufflug in den blauen Aether lähmt, aber ich werde mir keine Befehle aufoktroiren lassen, die mich in der Wahl einer künftigen Lebensgefährtin beeinflussen könnten, das laß Dir und ihm gesagt sein."

Und dann wandt ich mich um, trat an das Fenster und sah in die düstere Nacht.

Es mochten einige Augenblicke vergangen sein, ich wußte es nicht, aber ich fühlte plötzlich meiner Mutter weiche Hand auf meiner Schulter und ihre Stimme sagte sanft:

„Wenn Du Anna liebst, Lothar, und Dein Herz sie begehrt, ich wehre Dir nicht, ich habe nichts, gar nichts

gegen sie, aber das Menschenherz ist ein seltsam Ding, was unnatürliche Verhältnisse uns heute als unser Glück erscheinen lassen, war nur zu oft ein Trugbild aufgeregter Phantasie und wird morgen unsere Qual. Stimmungen sind fieberhaft, wir sehen in ihnen nicht klar, weil wir nicht gesund sind. Solche schwungvolle Stunden, wie ein naher Abschied und andere aufregende Ereignisse sie mit sich bringen, reißen mit sich fort und das arme Menschenherz bezahlt sie oft mit einem Leben voll elender Nüchternheit."

Die Stimme meiner Mutter war, während sie sprach, immer unsicherer geworden, endlich schwieg sie. Eine heiße Thräne fiel auf meine Hand. Sie hatte sich abgewandt und wollte offenbar mir, ihrem Sohn, ihre Bewegung verbergen. Ich that deshalb, als hätte ich den Sinn ihrer Worte nicht verstanden und blieb regungslos, aber sie senkten sich doch mit wuchtiger Schwere zu ewigem Gedächtniß in meine Brust.

Erst nach einer langen Weile, während welcher neben meiner Mutter bleichem Gesicht dasjenige Annas leuchtend vor meine Seele trat und ich mir gelobte, falls sie jemals die Meine würde, sie gewiß glücklich zu machen, setzte ich mich neben sie in das Sopha.

„Ich habe nichts, gar nichts gegen Deine Liebe, Lothar," begann sie abermals, „aber ich bezweifle, ob sie die wahre und echte ist, füge deshalb nicht zu meinem Trennungsweh noch die Sorge um Dein zukünftiges Glück. Prüfe Dich und laß auch Anna die Zeit dazu. Liebt sie Dich, so wartet sie zwei Jahre, thut sie das nicht — —"

„So war ihre Liebe keinen Pfennig werth," warf ich mit dem Ungestüm der Jugend dazwischen, „das ist klar, aber es wäre auch erbärmlich, an mir selbst zweifeln zu

wollen und wie einem unmündigen Schüler mir vorher eine Aufgabe zu stellen, ehe mir der Preis wird. Ich kann es nicht, Mama, bei Gott, ich kann es nicht."

Ich erhob mich abermals und ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her, dann setzte ich mich wieder neben meine Mutter und sagte noch bestimmter und ungestümer als das erste Mal:

„Ich kann es nicht, Mama!"

„Was kannst Du nicht, Lothar?" fragte sie, nachdem sie die hervorbrechenden Thränen fortgewischt und jenen energischen Ton angenommen, der ihr selten zu Gebote stand, aber der dann etwas Unwiderstehliches hatte. „Was kannst Du nicht? Bedarf Deine Liebe einer Fessel? Verlange ich von Dir zu entsagen? Ich traue Dir zu, falls es die echte Liebe ist, auch ohne das ausgesprochene Wort, fest zu bleiben, aber ich möchte Dir das elende, demüthigende Gefühl ersparen, einst bei Deiner Rückkehr von Deinem ganzen herrlich erträumten Glück nichts mehr zu haben, als die Fessel der Pflicht, mit welcher Dich das gesprochene Wort in Banden hält. Du scheinst keine Einsicht haben zu wollen und Deiner Mutter diese Stunde zu erschweren. Wohlan, so thue was Du willst, aber meine Einwilligung und meinen Segen gebe ich jetzt noch nicht." Und sie verließ das Zimmer und ließ mich allein.

Ich war trotzig und eigenwillig und grollte ihr, ihr, die so lange ich lebte nur Liebe und Duldsamkeit für mich gehabt. Ich wollte männlich handeln ohne jeden Einfluß und hielt mich für fest und charaktervoll, als ich jetzt meinen Hut nahm und trotz Allem direkt zur Wohnung Anna Cramers schritt.

Zwei Tage später sollte ich mich einschiffen, ich hätte

keine andere Zeit mehr gefunden, als diese stille Sonntagabendstunde. Den ganzen Tag schon hatte mich die Vermuthung geärgert, daß mein Vater absichtlich erst so kurz vor Abgang des Steamers mir von seinem Plane gesprochen, um mich von Anna zu trennen, womöglich ohne Abschied.

Ich wollte mich mit meinen 24 Jahren nicht mehr bevormunden lassen, mein Stolz bäumte sich dagegen, ich wollte zeigen, daß auch mein Wille mir heilig sei, trotz allen Hindernissen der Welt.

Diese Gedanken lagen aber dennoch im Kampfe mit der Liebe und Pietät für meine Mutter, als ich durch die hellerleuchteten Straßen schritt, die zu Annas Wohnung führten.

War ihre Bitte unbillig? Bedurfte es, um uns treu zu bleiben, des bindenden Wortes? Ich war meiner Liebe gewiß, das sagte mir jeder laute Schlag meines Herzens. Konnte ich es meiner Mutter verargen, wenn eigene Kämpfe sie vorsichtig gemacht und besorgt um das zukünftige Glück ihres Sohnes?

Aber waren ihre Worte nicht vielleicht Werkzeuge, mit denen sie den Befehlen meines Vaters nachkam?

Hatte er sie nicht allein zu sprechen verlangt und was konnte anders der Zweck ihrer Unterredung gewesen sein? Mein Vater war Despot, er wollte das Gängelband, an welchem er den Knaben geleitet, auch jetzt, da ich Mann war, nicht aus seinen Händen geben. Ich konnte nicht nachgeben, wahrhaftig nicht in dieser Angelegenheit, die einzig und allein mich betraf.

Und ich ging mit energischen Schritten durch eine zweite und dritte Straße, ohne zu bemerken, daß ich längst am Hause Anna Cramers vorüber war.

War er aber nicht doch mein Vater? Liebte er mich nicht, wenn auch in seiner Weise und hatte er nicht ein Recht dazu, seine Wünsche auszusprechen?

Er hielt nun einmal den Repräsentanten eines geachteten Handelshauses für den wichtigsten Menschen unter der Sonne, war es nicht natürlich, daß dieser Stellung sich jedes Gefühl unterordnen mußte?

Ich blieb plötzlich stehen und stampfte mit dem Fuße. Das war ja Alles ganz lächerlich, was ich da zusammen philosophirte. Mein Vater wußte vielleicht nicht einmal um meine Liebe, die sicherlich in seinen Augen eine Bagatelle war, und nur ich bin feige und habe nicht den Muth eine Handlung zu begehen, die ich für mein persönliches Recht erachte, um der krankhaften Grille, meiner Mutter Willen. So weit gingen ihre Rechte nicht, gewiß nicht!

Und ich ging jetzt hastig zurück und ehe ich mich versah, zog ich die Schelle am Cramer'schen Hause. Ich ging langsam die Treppen hinauf, ein eigenthümliches Weh beschlich mich. Ich liebte Anna und die Liebe macht milde und weich.

Konnte sie mich aber vollkommen glücklich machen, ohne den Segen der Mutter?

Wie eine heilige Offenbarung kam es über mich, mein Entschluß war gefaßt, Anna mußte ohnedies wissen, daß ich sie liebte, aber das bindende Wort sollte ungesprochen bleiben.

Noch sehe ich im Geiste ihr sanftes Gesicht erbleichen, als ich von meiner nahen Abreise und der langen Trennung sprach. Ihre Mutter, die wohl keine Ahnung von unserer Liebe hatte, fragte mich nach allen Einzelheiten, nach dem Klima, nach der gesellschaftlichen Einrichtung

Mejicos rc. und plauderte uns glücklich über die Abschiedsstunde. Anna neigte indessen ihr stilles Gesicht tiefer auf ihre Stickerei, nur zuweilen war es mir, wenn ich zu ihr hinüber sah, als ob ihre Lippen leise bebten.

Ich wußte ungesprochen, daß sie mich liebte, ich wußte es bestimmt und als ich ihre Hand beim Fortgehen fest in der meinen hielt und meine Augen bittend in die ihren senkte, da lag ein Glanz von Liebe über ihren Zügen ausgegossen, der sie fast zur Schönheit verklärte.

Als ich bis zur Hausthüre gekommen war, wandte ich mich um, sie stand noch auf derselben Stelle, das Licht in der zitternden Hand. In ihren Augen glänzten Thränen, aber sie weinte nicht.

Ich trat hinaus in die leere Straße, meine Kraft war zu Ende. Im Herzen aber gab ich mir das heilige Versprechen, ihr treu bleiben zu wollen, wie sich auch mein Leben gestalten möchte.

Ich konnte nicht nach Hause gehen, jetzt noch nicht. Ich stürmte hinaus in die Weite. Ich mußte allein sein mit meinem gequälten Herzen, und meine Trennungsschmerzen hinausstöhnen in die verschwiegene Nacht. Lange saß ich im Park unter einem einsamen Lindenbaum, legte meine pochenden Schläfe an den harten Stamm und philosophirte über das Menschenloos.

Waren nicht Widersprüche und Konflikte wohin ich schauen mochte, selbst in den engsten Grenzen unserer Familie?

Meines Vaters Wege konnten nie die meinen sein, was er Glück nannte, war meines Lebens Qual und daneben meine Mutter mit ihrem unverstandenen Leid. Das Leben trieb sie auf ewig wankendem Kahne zwischen den Pflichten für den Gatten und der Liebe zum einzigen Sohne!

Und doch konnte sie störend zwischen mich und meines Herzens Glück treten!

Muß denn der Mensch erst durch Kämpfe geläutert werden, wie das edle Metall durch die Flammen, auf daß er brauchbar werde für das Leben?

Ueber dem Allem aber, was durch meine Seele gefahren, schwebte, glänzend wie ein Meteor, meine stille Liebe.

Annas Bild im Herzen, das ich da, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, still bewahren wollte, überschritt ich die Schwelle meines Elternhauses. Es lag schon alles im tiefsten Dunkel! Ich blieb einige Augenblicke stehen und betrachtete wehmüthig das ernste Haus. Ich hatte nicht viele frohe Stunden in demselben verlebt und doch war ich traurig, es zu verlassen. Wer trug die Schuld, daß es so gewesen war? Mein Herz konnte keine Antwort geben, aber zum erstenmale kam mir der Gedanke, daß wir uns gegenseitig eigentlich weh thun, ohne es verhindern zu können, daß wir schwer tragen an unseren Individualitäten und daß wir nur zu oft Leiden bereiten müssen, wenn wir nicht charakterlose Geschöpfe sind, die sich willkürlich werfen lassen.

Ich betrachtete die Fenster hinter welchen meine Eltern schliefen. Ich habe sie lange betrachtet.

War es meines Vaters Egoismus, wie ich zeitweise glaubte, der mich von sich gab, oder seine übergroße Liebe?

Meine Augen feuchteten sich. Ich schloß die Thüre, die ich immer noch in der Hand hielt und suchte mein Lager.

In der Nacht umkosten mich süße, glückliche Träume, Annas Bild in verklärter Schönheit umschwebte mich.

Ich hatte recht gehandelt, ich fühlte das selbst im Traume.

Anderen Tags, sobald ich meine Mutter allein fand, sagte ich ihr, daß ich Abschied von Anna genommen, ohne das bindende Wort. Sie zog mich an ihre Brust und versprach mir, das Mädchen näher kennen lernen zu wollen und über sie zu wachen, bis sie dieselbe selbst als Braut in meine Arme legen könne.

Meine theure Mutter! Noch sehe ich ihr bleiches, liebes Gesicht am Abschiedsmorgen, wie sie mir lächeln wollte unter strömenden Thränen. Noch sehe ich sie, als ich mich aus dem Wagen bog, mit dem Tuch winken und dann zurück sinken an die kalte Wand.

— — — — — — — —

Acht Tage später war ich auf dem atlantischen Ozean!

Das Riesenschiff trug mich mit gewaltigen Athemzügen einer herrlich geträumten Welt entgegen! Ueber uns blaute der Himmel und die Wellen tanzten im Sonnengold. Meine Seele wurde weit, sie breitete ihre Fittige aus und schwang sich hinweg über die kleinlichen Bedingnisse des Lebens!

Die Wochen verflogen wie ein idyllischer Traum. Ich sah die Gestade von Cuba in ihrer verschwenderischen Pracht und genoß unter dem Riesengefächer der Königspalmen zum erstenmale den unbeschreiblichen Zauber einer tropischen Nacht. Berauscht von dem Dufte ihrer weißen Blüthen, besang ich Anna Cramer und meine Liebe.

Wenige Tage später stand über uns am Firmament, leuchtend auf dunklem Grunde, das südliche Kreuz. Wir waren im Hafen von Vera-Cruz.

II.

And soon his eyes had drunk her beauty up,
Leaving no drop in the bewildering cup —
And still the cup was full!

Wie heute der Himmel über den welken Bäumen blaut und die Sonne ihre blendenden Strahlen so gleichgültig über das dürre Geäste breitet! Ihre Gluth hat alle der heiße Sommer verzehrt und nun ist es Herbst geworden, ihre Kraft ist verbraucht!

Wie ganz anders senkten sich damals ihre Strahlen über die breiten Straßen von Mejico. Wie trank sie den perlenden Thau, wenn ich früh morgens auf meinem braunen Hengst über das Pflaster trabte, um im Paseo Nuevo meinen Morgenritt zu machen. So weit das Auge sah, nur lachende Gebilde! Die durchsichtige Luft zog frisch über die weite Sierra und kennzeichnete die Kette der Cordilleren, die traumhaft schön den fernen Horizont begrenzte.

Rechts und links dunkeläugige Creolinnen an den Seiten ihrer phantastisch gekleideten Cavaliere, deren musikalisches Lachen nur von den weichen Lauten der spanischen Sprache unterbrochen wurde.

Nicht das leiseste Gefühl von Heimweh vermochte einen Schleier über meine glückliche Stimmung zu werfen.

Zwei Jahre lang durfte ich frei sein, zwei Jahre meine Phantasie mit den fremden Wundereindrücken sättigen, die die Natur hier so verschwenderisch bot.

Und dann, wann ich zurückkehrte, dann leuchtete mir Annas Liebe, mit der ich das, Alles noch einmal genießen sollte in der Erinnerung!

Selbst der Kaufmannsstand hatte nichts Bitteres mehr für mich.

Man war hier, auch geschäftlich, nicht engherzig wie zu Hause und mit den glänzenden Empfehlungen, mit denen mich mein Vater versehen, war ich nicht nur ein gern gesehener Gast in den angesehensten Familien, sondern hatte mich auch bald in der deutschen Gesellschaft zu einer hervorragenden Stellung emporgeschwungen. Man fand dort in den weiten Räumen allabendlich einen angenehmen Verkehr und da ich mit kleinen Gedichten und Aufsätzen das neue Unternehmen der deutschen Zeitung unterstützte, so boten sich immer wieder Anknüpfungspunkte. Meine Art zu denken bekam eine andere Richtung.

Ich mußte mir eingestehen, daß wohl auf den Universitäten, wohin früher mein ganzes Streben lenkte, die Fachgelehrsamkeit ein weiteres Feld hatte, aber daß hier, jenseits des Ozeans, wo die Menschen gereift, theilweise auch vom Leben mehr geschult waren, die allgemeine Bildung nichts zu wünschen übrig ließ.

Da gab es keinen kleinlichen, engherzigen Beamtenneid, keine krämerhafte Berechnung der Geschäfte befreundeter Handelshäuser, man arbeitete, genoß das Leben und träumte sich in Zukunft ein Crösus, der auf seinen Lorbeeren ruhen würde und mit Freuden zurück denken an

die verlebten Jugendjahre unter dem weichen Tropenhimmel Mejicos.

Meine Seele breitete ihre Schwingen und immer mächtiger dehnte sich alles Große und Schöne in meiner Brust! Das Bild meiner Liebe nahm mehr und mehr eine ideale Gestaltung an und mit der wachsenden Gesundheit wurde auch die Fähigkeit glücklich zu sein, mächtiger in mir. Was ich fühlte war frei von krankhafter Sentimentalität, ich genoß das Leben, wie es sich mir bot und vermißte nichts!

Glückselige Jugendzeit!

Im deutschen Hause war Ball. Das Vestibül strahlte im glänzendsten Lichtermeere. Große exotische Gewächse begrenzten von beiden Seiten den weichen Teppich, der von der Einfahrt an die Treppen deckte. Rauschende Melodien, von der Opernkapelle ausgeführt, jubelten den ankommenden Damen entgegen, die in glänzenden Ballkostümen mit Blumen und Spitzen, aus dem Wagen stiegen und an den Armen der Cavaliere die Treppen hinauf schwebten. Man sah da zwischen den größtentheils nur deutschen Herren, Damen fast aller Nationen. Schmächtige Engländerinnen inmitten ernster, kompakter Deutschen, reizende Spanierinnen und glutäugige Creolinnen. In der That ein Kranz, wie er begehrenswerther kaum auf einem anderen Platze der Welt zu finden sein möchte.

Ich war beim Vorstand und hatte allerlei kleine Verpflichtungen übernommen. Man rief mich hier und dort hin und verlangte meine Meinung.

Noch war ich nicht sicher, ob alle geladenen Damen angekommen, als mein Freund Emil Schleiden, welchem das Arrangement der Tänze oblag, den Musikanten einen Wink gab und man zur Polonaise antrat. Ich selbst hatte

noch keine Dame engagirt, war überhaupt kein allzugroßer Freund vom Tanzen und dachte gerade in dem Augenblicke wehmüthig nach Hause, als die theilweise sehr schönen und glücklichen Paare an mir vorüber gingen. Es gibt in der Fremde solche Augenblicke und merkwürdigerweise fassen sie uns dann oft am tiefsten, wenn wir am heitersten sein möchten. Ich fing gerade an, mich mit Wollust dieser Sehnsucht hinzugeben, als ein Diener meinen Arm berührte und mir zuflüsterte, daß eben noch ein Wagen vor dem Portale halte.

Ich flog mehr, als ich ging die Treppe hinunter und fand gerade noch Zeit, eine junge Dame von ihrer weichen Atlasumhüllung zu befreien und dieselbe ihrem harrenden, reich gallonirten Bedienten über den Arm zu werfen!

Ehe ich indessen einen Schritt vorwärts that, blieb ich einen Augenblick, von so viel Schönheit und Grazie geblendet, stehen. Wie ein Zaubergebilde aus Tausend und Eine Nacht, in rother Seide und glitzerndem Geschmeide, stand sie vor mir und erst ihre sammetweichen, dunklen Augen, die sich fragend zu mir in die Höhe hoben und ihr kindliches Lächeln, gaben mir die Besinnung zurück, die ich beinahe verloren. Ich verbeugte mich noch einmal vor ihr, wie vor einer Königin und sagte verlegen:

„Mein Name ist Lotario Robertsen, Sennorita, darf ich mir erlauben, Sie die Treppe hinauf in den Saal zu führen?"

Ich hatte sie selbstverständlich in spanischer Sprache angeredet, aber wie war ich erstaunt als sie, nachdem sie ihre kleine Hand auf meinen Arm gelegt, im allerliebsten, radebrechenden Deutsch antwortete:

„Sie können mit mir deuts spreken, Sennor, ik bin

gewesen swei Jahre in Wien, o und ik liebe so seer Ihre deutse Sprake und Ihr deutses Land und Ihre païsanos."

Ich hätte ihre kleine Hand am liebsten an meine Lippen gedrückt über das unschuldige, reizende Geständniß ihrer Liebe zu uns Deutschen, aber sobald ich sie ansah, war ich von Neuem geblendet und sprachlos.

Und doch könnte ich sie nicht beschreiben, obgleich sie heute noch, so wie sie damals war, vor meiner Erinnerung steht, ich vermöchte ja doch nur die einzelne Gestaltung ihrer Züge wiederzugeben, und das wäre sie nicht. Ihr Gesicht wurde Seele, sobald sie sprach, und wenn auch die regelmäßigen Formen noch andere schöne Landsmänninnen mit ihr theilten, ihren Ausdruck trug kein zweites Weib!

Wir waren inzwischen im Tanzsaal angelangt, die Polonaise war in vollem Gange und wie selbstverständlich nahm ich ihre Hand und schloß mich den tanzenden Paaren an.

„Ach, wie liebe ich Ihre deutsche Musik," sagte sie, jetzt aber in ihrer geläufigen, volltönenden Muttersprache, „den Tanz und Alles, was mit ihm zusammenhängt."

Die große Chaine war zu Ende und einer der herrlichsten Strauß'schen Walzer begann, ich schlang meinen Arm um ihren Leib und flog mit ihr durch den Saal.

Sie tanzte wie eine Göttin, ich konnte kein Ende finden, denn wir ermüdeten nicht, erst als der letzte Ton der Musik verhallte, blieb ich stehen. Aber noch ehe ich sie an einen Platz führen konnte, war sie von Damen und Herren umringt und mir entschwunden.

Ich befand mich in einer gehobenen, wunderbaren Stimmung und fast wie trunken, taumelte ich gegen die nächste Säule. Wohl der Ambraduft ihres Haares, der

mich so betäubt, dachte ich und ging, um Luft zu schöpfen, hinaus auf den Corridor.

Ein Landsmann berührte meinen Arm. „Sie Glücklicher, wissen Sie, mit wem Sie getanzt haben?"

„Wie sollte ich das wissen?"

„Mit der schönsten und reichsten Dame Mexicos, Lieber, mit der einzigen Tochter des Besitzers der Grube St. Anna, mit Donna Dolores del Castillo."

„Dolores del Castillo!"

Der Name berührte eigenthümlich mein Ohr, auch wenn er nie mehr über eines Menschen Lippen gegangen, hätte er sich doch unvergessen in mein Gedächtniß gesenkt! Ein schöner, seltener Name, ich wiederholte ihn noch einmal und jetzt erinnerte ich mich, daß ich einmal eine Geschichte bei meiner Tante mit Anna Cramer gelesen, in welcher die Heldin Dolores hieß. Anna fand den Namen so seltsam und erwähnte ihn immer wieder. Wie würde sie mit mir in Entzücken gerathen, wenn sie diese Dolores von Angesicht zu Angesicht schauen könnte! Man sollte kaum glauben, daß ein einziges Menschenkind so verschwenderisch von der Natur ausgestattet sein könne!

Jetzt begann die Musik von Neuem, ich rührte mich nicht von meinem Platze. Durch die geöffneten Flügelthüren sah ich, wie sich die Paare ordneten, aber es kam mir vor, als ginge mich das Alles nichts an.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich auf dem breiten Corridor hin und hergegangen war, ich setzte mich schließlich auf eine der kleinen Bänke, die wir zur Bequemlichkeit der Damen hierher gestellt hatten.

Die Musik drang etwas gedämpft zu mir heraus, aber ich achtete nicht sonderlich darauf. Ich wünschte Anna an meine Seite, meine geliebte Anna, mit der sich

immer so leicht plaudern ließ über die Erlebnisse des Tages. Wie würde sie lauschen, wenn ich mit ihr von Dolores sprechen könnte, von der glänzenden Erscheinung mit den funkelnden Brillanten, die so eigenthümlich zu dem matten Sammet ihrer dunklen Märchenaugen stimmen.

Wie lange konnte es sein, seit meine Mutter mir schrieb, daß Anna diesen Winter keine Bälle besuche?

Und wieder stand sie vor meiner Erinnerung auf der halbdunklen Treppe mit dem Licht in der Hand und den zerdrückten Thränen in ihren Augen.

„Robertsen!“

Die Stimme Freund Schleidens riß mich aus meinen Träumen, er stand vor mir, mit vom Tanze glühendem Gesicht und wischte mit dem Tuche seine Stirne.

„Wo steckst Du?“ fragte er hastig, indem er mich beim Arme nahm und versuchte in die Höhe zu ziehen, „Sennorita del Castillo fragt nach Dir, ich habe ihr erzählt, daß Du der Verfasser der lyrischen Gedichte seiest, die allwöchentlich in der deutschen Zeitung erscheinen und sie gestand mir in naivster Offenheit, daß sie blos die Neugier auf unseren Ball getrieben, den Verfasser jener Poesien kennen zu lernen, Du Glücklicher!“

Ja, ich war glücklich an jenem Abend! Ohne zu antworten und weiter zu überlegen stand ich im Saale, vor der Königin des Festes und Schleidens Lippen sprachen mit der größten Seelenruhe den Namen aus, der mir so fremd und musikalisch klang.

„Sennorita Donna Dolores del Castillo.“

Ich weiß nicht mehr Alles, was sie mir zu Gunsten meiner Verse sagte, aber es war viel mehr, als ich mir

je erträumt. Ein betäubender Rausch ergriff mich und jetzt zog ich die kleine Hand an meine Lippen.

Glück? Was ist Glück? Ein seliges Trunkensein ohne Grund, ohne Fürchten und Hoffen, ein Jauchzen der Seele, unberührt von jedem Erdenstaub!

Ja, ich wiederhole es, ich war an jenem Abend glücklich! Ich tanzte mit Dolores, ich saß mit ihr zu Tisch, wir sprachen von Allem, was dem Leben Werth verleiht und schwärmten dann im matten Halblicht des Corridors von deutschen Wäldern im Frühlingsduft, von stillen, sonnenklaren Herbsttagen, an denen sich die Fäden fein und geräuschlos über die Felder spinnen, von deutscher glitzernder Winterpracht, wenn der Schlitten sanft über den Schnee jagt! Und über uns glänzte der helle Tropenhimmel und spiegelte seine Sternenpracht in den schönsten Augen der allerschönsten Maid!

Als ich sie dann wieder in ihren weichen Mantel hüllte und zum Wagen führte, da bat sie mich, sie bald zu besuchen und ihr bei ihrer deutschen Lektüre behülflich zu sein. Ich stand noch einige Augenblicke am Portal und hörte auf das Geräusch des Wagens, der sie von dannen trug.

Die etwas angetrunkene Stimme Carl Andersens, unseres Bibliothekars, rief mich zur Wirklichkeit zurück.

„Na, Don Lotario, haben wir noch nicht genug Schönheit und Liebe gekneipt, muß auch der Mond noch herhalten?“ Und seine wuchtige Hand fiel schwer auf meine Schulter.

„Was den Mond angeht,“ sagte ich geärgert, indem ich ihm die Treppe hinauf folgte, „so scheint er blos in Deinem Kopfe zu leuchten, im Kalender ist nichts davon verzeichnet.“

„Nichts? Nun bleibt sich auch gleich, war doch ein fideler Abend, komm, Du mußt mit uns Nachfeier halten.“

Er zog mich mit sich über den Corridor, bis in den verstaubten Saal, in dem es jetzt verwildert und öde aussah.

„Was wir lieben!“ rief mir ein dünner Bremenser mit dem vollen Glase in der Hand entgegen, der sich einbildete, den Damen unwiderstehlich zu sein.

„Was wir lieben, Robertsen, schwarze oder blaue Augen, die Wahrheit auf Ehrenwort!“

„Schwarze und blaue,“ sagte ich, auf den Scherz eingehend und ein volles Champagnerglas bis auf die Neige leerend.

„Heute hat Sie Don Lotario ausgestochen, Don Carlos,“ sagte jetzt Schleiden, der hinzutrat, zu dem Bremenser, „die Königin des Festes, die schöne Castillo hatte nur Augen für ihn, ich ließe mir das nicht gefallen an Ihrer Stelle, Sie privilegirter Don Juan.“

„War nur eine Balllaune, sonst gar nichts, verlassen Sie sich darauf Schleiden, sie liebte es einmal, den Schöngeist herauszuhängen und dazu bedarf man Robertsen. Gilt es aber die Liebe,“ und seine kleinen Augen streiften selbstbewußt die Gesellschaft, „dann beim Gotte Amor, dann möchte ich den sehen, der mir den Rang streitig machen wollte.“

„Ich nicht, wahrhaftig nicht,“ sagte ich, indem ich mich verstohlen hinter Schleidens breiten Rücken bis zur Thüre drückte und in der Garderobe verschwand.

Meine Stimmung paßte heute nicht in die Gesellschaft, ich mußte allein sein, ich war so selig, wie nie im Leben und fühlte das Bedürfniß, wenigstens meiner Mutter,

Anna selbst durfte ich ja nicht schreiben, von diesem herrlichen Abend zu erzählen. Wie matt und verblichen ist doch die Lust im Norden gegen das volle Glück, welches der Süden gibt!

Und ich schrieb und schrieb, bis der Morgen dämmerte und müde und taumelnd auf mein Lager sank. Träumte ich? Ich glaube es, aber es waren wesenlose, selige Träume, deren Rausch wir noch fühlen, wenn wir längst erwachten und die goldene Sonne uns in das alltägliche Leben ruft.

Ich hatte an jenem Ballabende, im Taumel des Glücks, Dolores das Versprechen gegeben, sie zu besuchen, um mit ihr deutsch zu lesen. Was verspricht man nicht gegenüber solcher Wunderaugen, die momentan Nachdenken und Besinnung rauben?

Ich wußte indessen nichts von ihrer Familie, nicht einmal ihre Wohnung und jetzt, da ich nüchterner geworden war, gab mir das zu denken.

Ich weiß eigentlich nicht warum, aber ich wollte nicht gern, daß von meinem freundschaftlichen Verkehre mit Dolores im deutschen Hause gesprochen würde und entschloß mich daher nur schwer, Freund Schleiden, der schon lange in Mejico war und so ziemlich alle Verhältnisse kannte, darüber zu Rathe zu ziehen. Ich wollte vor allen Dingen wissen, ob meine Besuche die junge Dame nicht compromittiren und den übrigen Gliedern der Familie nicht unangenehm sein würden.

Schleiden sah mich eine Weile durchdringend an, als

ich ihm meine Fragen vorgelegt und zog dann etwas zweifelhaft die Achseln.

„Don José del Castillo," sagte er endlich, „war Advokat und lebte in anständigen, aber nicht luxuriösen Verhältnissen, ehe die Mine St. Anna in Bonanza kam und ihn zum Millionär machte."

„Er hatte eine schöne Frau und ein einziges Kind —"

„Dolores!"

„Ja, Dolores."

„Vielleicht wäre es besser gewesen," fuhr Schleiden nach einigen Augenblicken des Schweigens fort, „seine Verhältnisse hätten sich nicht geändert, denn man sagt, das Geld habe ihm kein Glück gebracht."

„Kein Glück?"

„Nein, kein Glück. Castillo ist kein gewöhnlicher Mensch, aber ein Mensch mit Leidenschaften. Er legte sein Amt nieder und hatte in Folge dessen nicht mehr den Zwang geregelter Arbeit, der für zügellose Naturen, wie die seine, nothwendig scheint. Die Zeit mußte aber todt geschlagen werden und so begann er ein tolles Leben, von dessen abenteuerlicher Gestaltung man sich unglaubliche Märchen erzählte. Wahrheit ist, daß man seine Frau eines Tages pomphaft begrub, und daß gewisse Leute wissen wollten, sie habe sich in einem Anfall wüthender Eifersucht vergiftet."

„Und Dolores?"

„Ich weiß nicht, was mit ihr geschah; ich weiß nur, daß einige Zeit später Castillo sie mit sich nach Paris und Wien nahm und erst nach vier Jahren mit ihr zurück kehrte. Seitdem soll sie ein unabhängiges, aber stilles Leben führen, man sieht sie selten an öffentlichen Plätzen; es heißt, sie interessire sich für Musik und schöne

Literatur und bedürfe keiner Menschen. In so fern dürfte es schon schmeichelhaft für Dich sein, daß sie bei Dir eine Ausnahme macht."

„Lebt sie ganz allein mit ihrem Vater?"

„Man sieht sie gewöhnlich in Begleitung einer alten Dame, halb Dienerin, halb Dame d'honneur."

„Und Castillo? Bekümmert er sich nicht um seine schöne, begabte Tochter?"

„Castillo ist ein Spieler geworden, er verliert und gewinnt immense Summen. Uebrigens sagt man, daß die Grube jährlich 100,000 Pesos Ueberschuß habe, bei solchen Einnahmen sind ja doch die größten Verluste nur Bagatellen."

„Wenn diese Einnahme eine gesicherte ist, allerdings."

„Gesichert? Auf dieser Welt ist nichts gesichert, als der Tod," sagte Schleiden mit seiner gewöhnlichen Ruhe, aber nicht ohne den skeptischen Zug um den Mund, auf dessen Vorhandensein er sich etwas einbildete. „Die Ader kann heute oder morgen plötzlich aufhören, und Don José del Castillo hätte dann weise gethan, wenn er ein gehöriges Quantum für sich und seine verwöhnte Tochter in Sicherheit gebracht. Wenn Du daher Absichten auf die schöne Dolores hast," setzte er ironisch hinzu, als er bemerkte, daß ich mich zum Fortgehen anschickte, „so rathe ich Dir, ihre Mitgift im Voraus dir bezahlen zu lassen."

„Pfui, Schleiden," sagte ich, entrüstet über den frivolen Ton, „zu solchen Bemerkungen ist das Mädchen zu gut, wahrhaftig sie wäre auch ohne ihres Vaters Geld ein selten hoher Preis."

„Wenn man nicht wüßte, daß Du Dein Herz schon sonst wo in der Welt verloren hättest," sagte er lachend, „so könnte man meinen —".

Ich war schon auf der Treppe und wartete den Schluß seines Satzes nicht ab, aber als ich vor der Thüre war, rief er mir, von seinem Balkon aus, noch zu:

„Robertsen, Calle Colisseo Nr. 9, falls aber die Kette, welche Dich an die Entfernte schmiedet, von Rosen ist, so habe ich mir sagen lassen, daß die welken können. Adios."

Ich sah mich nicht mehr um, aber ich hörte noch eine Weile sein behäbiges Lachen.

Calle Colisseo 9. Die Worte Schleidens waren bald vergessen, ich gedachte der eigenthümlichen Verhältnisse im Hause Castillo und konnte sie nicht in Einklang bringen mit der glänzenden Erscheinung des jungen Mädchens. Ich sah bei ihr nur Glück und Sonnenschein, goldenen Schaum, wie ihn das Lebensmeer zuweilen aufwirft für Auserwählte.

Ehe ich mich versah, stand ich in der genannten Straße vor einem palastähnlichen Hause, dessen weit geöffnete Thore den Einblick in einen mit Quadern geplatteten Hof gewährten, der mit exotischen Gewächsen in einen förmlichen Garten verwandelt war.

Ein fauler Portier, der gähnend in einem Amerikaner schaukelte, nahm, nachdem ich nach der Sennorita gefragt, meine Karte, studirte sie und gab sie dann einem noch fauleren Bedienten, der langsam damit die breiten Treppen hinauf ging.

Ich hatte während der Zeit Muse, den Reichthum zu bemerken, der hier Allem aufgeprägt war, was man sah. Der obere Corridor wurde von gehauenen Säulen getragen und bildete mit seinem zierlich gegossenen Geländer, den herrlichen Marmorstatuen, den Papageien in goldenen Käfigen, die zwischen breiten Blattpflanzen in

kostbaren Töpfen glänzten, einen, selbst für Mejico, selten reichen Anblick.

Aber dennoch kam es mir vor, als ob dem Ganzen ein ernster Stempel aufgedrückt sei, der fast zu den Berichten Schleidens stimmen wollte, die noch in mir gährten.

Die breiten Flügelthüren, wenigstens so weit ich sie von meinem Platz aus überblicken konnte, schienen alle geschlossen, und es mochte wohl der gänzliche Mangel an menschlichem Leben sein, der dem Ganzen das düstere Gepräge gab.

Jetzt kam der Diener zurück, er war lange geblieben und das Fräulein mußte wohl zu Hause sein. Ich ging ihm einige Schritte entgegen und machte schon Miene, die Treppe hinauf zu gehen, als er mir meldete, „daß die Sennorita bedaure, heute nicht zu empfangen“.

„Nicht zu empfangen?“

Ich muß gestehen, ich war ärgerlich, ich hätte sie gerne wiedergesehen und dachte jetzt, ihre Aufforderung zum Lesen sei nur eine Phrase gewesen, der ich nicht gleich hätte Folge leisten sollen, und als mich Schleiden einige Tage später fragte, ob ich bei der Sennorita del Castillo gewesen sei, war es mir peinlich, ihm sagen zu müssen, daß ich abgewiesen.

Es vergingen ungefähr 8 Tage und ich sah und hörte nichts von dem schönen Mädchen. Wenn ich Abends von dem Comptoir in meine Wohnung ging, so machte ich wohl zuweilen den Umweg und ging durch die Calle Colisseo, aber dann lag das breite, steinerne Gebäude so kalt und dunkel zwischen den andern Häusern, daß es fast den Eindruck machte, als seien seine Insassen längst gestorben.

Ich dachte mir dann wohl, daß ihre lichte Erschei=

nung an jenem Abend auf dem Balle im deutschen Hause nur wie ein Meteor in mein Leben geleuchtet, glänzend und unvergessen, aber auf Nimmerwiederkehr. Hätte Schleiden mir nicht so viel Düsteres und Räthselhaftes von der Familie erzählt, so hätte ich auch weiter nichts begehrt; es waren ein paar bestrickende Lebensstunden, wie sie nicht jedes Menschenleben verzeichnet. Aber so mußte ich sie mir, ob ich wollte oder nicht, zwischen widrigen Verhältnissen denken, indem sie wie der gefangene Vogel, sich einsam eine Welt baute, die vielleicht Niemand verstand.

Aber warum hatte sie mich nicht empfangen?

Wenn sie sich, durch eine unverkennbare Sympathie, die uns verband, einige angenehme, nutzbringende Stunden durch meinen Umgang versprach, warum verbarg sie sich denn vor mir?

Oder sollte ihr Vater?

Was denkt und sinnt des Menschen Geist nicht alles in solchen zweifelhaften Stunden, ganze Bände voll Vermuthungen und Schlüsse, die gewöhnlich sehr weit ab von der Wahrheit liegen.

Mir schienen diese Tage eine Ewigkeit, und als dann eines Morgens ein Neger in eleganter Livrée in unser Comptoir trat und mir ein Billet von der Sennorita del Castillo übergab, kam es mir vor, als lägen Jahre zwischen dem Damals und Heute.

Sie schrieb mir in deutscher Sprache und bat mich, an dem Abende den Thee nach deutscher Sitte bei ihr zu trinken und dann, unserer Verabredung gemäß, mit ihr zu lesen. Ich sagte selbstverständlich zu.

Ich gestehe, ich befand mich den ganzen Tag über in einem gelinden Fieber. Das schöne Mädchen mit dem

glitzernden Geschmeide und den dunklen, weichen Augen, hatte mein Interesse in seltsamem Grade erregt und als ich den Klopfer an der massiven Thüre ihres Hauses hob, zitterte mein Herz wie das eines zaghaften Knaben.

Wie sollte ich sie wieder sehen?

Im schlichten Hauskleid, ohne Lichterglanz und Musik, welchen Eindruck würde sie mir machen?

Ich ging die hellen Treppen hinauf und bog in den blumendurchdufteten Corridor. Ich blieb eine Weile stehen und legte die Hand auf mein Herz, es hämmerte hastig.

In dem Vorzimmer legte ich meinen Hut und die Pistole, die man Abends in Mejico in der Tasche zu tragen pflegt, auf den Tisch und folgte dem Diener, der eine breite Portière auseinander schlug.

Ich befand mich in einem Saale, der so pomphaft ausgestattet war, daß er mir der durchaus passende Rahmen für das schöne, phantastische Mädchen schien, dem es möglich war, Augen und Sinne so zu blenden. Ich weiß nichts von den Einzelheiten der Ausstattung, sie war von etwas extravagantem Geschmack, den man im Süden liebt, der aber das Auge des Fremden durchaus nicht beleidigt.

Doch das war Alles nur der Eindruck eines Augenblicks, denn seitwärts von der Thüre sah ich in ein zweites Gemach, mit ganz anderer und zwar matter Färbung, es contrastirte merkwürdig vortheilhaft mit dem Dunkelroth und Gold des Salons. Unter der Thüre stand, von rothem Licht magisch beleuchtet, Dolores.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß hier einen Augenblick inne halten. Noch heute ist es mir, als stände ich in dem dunkelrothen Salon und sähe die lichte Erscheinung, die, das wußte ich jetzt gewiß, fesselnd und einzig war, wie sie sich auch geben mochte. Ich sehe sie vor

mir, so wie damals, im einfachen dunklen Kleide, mit dem feinen Kopf und den schweren Flechten, ohne jeglichen Schmuck, so ergreifend schön, als hätte sie die Natur in einem göttlichen Rausche geschaffen.

In dem Zimmer, welches, wie ich später erfuhr, das ihrige war, sah es behaglich aus. Es war angeweht von deutschem Geschmack und deutscher Beschäftigung. Auf dem Tische stand, neben deutschen und französischen Journalen, ein kleiner Arbeitskorb, aus welchem ein Gewebe von bunten Blumen schaute. An den Wänden hingen zwischen kunstvollen Oelgemälden französischer Schule bekannte Kupferstiche, als die sixtinische und andere Madonnen, so wie wir sie in den heimathlichen Zimmern zu sehen gewohnt sind.

Eine ältere Dame erhob sich bei meinem Eintritt und das junge Mädchen stellte sie mir, ziemlich flüchtig, als Sennora Donna Brigita Ramo vor, eine Anverwandte des Hauses.

Was wir Alles plauderten, ich weiß es nicht mehr. Dolores sprach noch mit vieler Freude von dem schönen Arrangement des deutschen Balles und wie sie fast die ganze Zeit daher von der Erinnerung daran gezehrt. Etwa eine halbe Stunde später meldete ein Diener, daß der Thee servirt sei, die Flügelthüren öffneten sich und wir betraten das Speisezimmer. Hier fand ich auch José del Castillo, den Vater von Dolores. Er war ein großer, dunkler Herr, mit lebhaften Gesichtszügen, an welche die der Tochter erinnern konnten, nur lag etwas Verlebtes, Unfreies in denselben, welches der sonst angenehmen Erscheinung Abbruch that. Er begrüßte mich mit gewandter, weltmännischer Herzlichkeit und sagte, daß er sich freue, wenn ich zuweilen mit seiner Tochter, die nun einmal

für Alles schwärme, was an Deutschland erinnere, lesen und musiciren wolle.

Man sprach dann von Paris und Wien und von den deutschen Bädern und ihren Hazardspielen, die Don José besonders zu interessiren schienen. Wir blieben kaum eine Stunde bei Tisch. Als wir uns erhoben, empfahl sich Castillo und ich war mit den beiden Damen allein.

Ich kann nicht sagen, daß ich an diesem Abend einen Eindruck von der Gesellschafterin des jungen Mädchens bekam, die sie Donna Brigita nannte, ich hatte nur Augen und Ohren für sie selbst, und war gerade wie damals auf dem Balle, in einem Taumel. Wir kamen auch kaum zum lesen, obgleich der Tasso vor uns aufgeschlagen lag und wir mehrere Male die Absicht hatten zu beginnen, aber immer riß uns wieder ein neues Gesprächsthema hin, bei dem wir uns vergaßen. Wir sprachen von deutscher Literatur und Dolores zeigte besonders viel Sympathie für die düstern lyrischen Ergüsse Lenaus, dessen Biographie sie in Wien kennen gelernt. Dieses Verständniß würde mich bei ihrer lachenden Umgebung gewundert haben, wenn ich nicht durch Schleiden einen Einblick in die ernsten Seiten ihrer Familienchronik erhalten hätte und später noch die Entdeckung machte, daß ihre Natur etwas Verwandtes mit der von Lenau hatte, besonders was Poesie und Musik betraf.

Ob sie es wußte, was sich in ihrer Familie abgespielt?

Heute Abend schien mir das nicht mehr so unmöglich, denn als ich ihr das bekännte, tief poetische Lied Lenaus „Die welke Rose“ vorlas, wurden ihre Augen düster wie die Nacht.

Zuweilen bemerkte ich, daß sie einen ängstlichen Blick auf ihre Gesellschafterin warf, die ihr Gesicht größtentheils ohne zu sprechen auf ihre Arbeit neigte.

Im Laufe des Gesprächs fiel es mir auf, welch gediegenes musikalisches Urtheil sie hatte, und ich sah zuweilen sehnsüchtig nach dem Flügel, mit der Frage auf den Lippen, ob sie nicht eine Piece spielen oder singen würde.

Vielleicht bemerkte sie es, wenigstens bat sie mich kurz nachher ihr ein deutsches Lied, womöglich von Schumann, zu singen.

Ich nahm das Heft der Lieder, welches auf dem Flügel lag und blätterte. Dolores stand neben mir und sah mit in das Buch, sie legte ihre Finger auf das Lied „Ich grolle nicht". Sie meinte, die gewaltige Sprache allein berühre schon mächtig, ihr, an die weichen spanischen Laute gewöhntes Ohr.

Ich glaube, ich hatte es gut gesungen und war daher eigentlich etwas überrascht, als beide Damen schwiegen, nachdem ich geendet.

Dolores stand, den Rücken mir zugekehrt, am Fenster. Es waren ein paar peinliche Augenblicke, aber als sie sich umwandte, reichte sie mir die Hand und dankte. Sie selbst konnte ich aber an dem Abend, weder zum singen noch spielen bewegen, obgleich Donna Brigitta mich versicherte, sie sei in beiden eine Meisterin.

Auf der Cathedrale schlug es Mitternacht. Ich erhob mich erschrocken, ich hatte an keine Zeit gedacht. Welche reiche Innenwelt hatte das Mädchen und wie groß spiegelte sich die Welt in ihrer Seele! O es waren ein paar traumhaft schöne Stunden gewesen!

Dolores bat mich, in ein paar Tagen wieder zu kommen.

Ich ging durch die Calle St. Franzisco bis hinaus zu dem Paseo Nuevo. Meine Gedanken waren zu weit für den engen Raum eines Zimmers.

Der Mond stand jetzt glänzend am Himmel und nur ein paar ganz feine, fast durchsichtige Wölkchen durchfurchten zuweilen seine stille Bahn. Vor mir, fern am Horizont erhoben sich die beiden Riesenberge majestätisch aus der Kette der Cordilleren und leuchteten mit ihrem ewigen Schnee hinaus in die Nacht. Das weite Thal von Mejico dehnte sich todtesstill zu ihren Füßen. Durch meine Seele zog ein unfaßbares Glück, es war mir, als hätte ich Gott bis zu dieser Stunde nie verstanden.

Von da an verbrachte ich jede Woche einen Abend bei Dolores.

Wir lasen und musicirten nicht viel, obgleich sie eine starke wunderschöne Stimme hatte und durchaus musikalisch war, so daß es mir großen Genuß bereitete, sie singen zu hören.

Aber wenn wir zu lesen oder zu musiciren anfingen, so philosophirten wir gewöhnlich bald über dieses oder jenes Thema, so interessant und fesselnd, daß wir darüber unsere Absicht vergaßen.

Ihr Vater war nicht immer beim Thee zugegen, aber er blieb höflich und liebenswürdig, so oft ich ihn sah, und schien meinen Verkehr mit seiner Tochter durchaus zu billigen.

Je näher ich Dolores kennen lernte, je mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß sie ein selten begabtes Mädchen sei, die aber schon Ernstes durchlebt und durchdacht haben mußte, und die in ihrer einsamen Stellung und auf den langen Reisen eine Sicherheit im Benehmen gewonnen hatte, die eigentlich über ihre Jahre ging. Jedenfalls aber entsprang bei ihr Alles aus einer hohen Seele, die so groß und rein empfand, daß sie für kleinliche Bedenken keinen Raum gab. Ungewöhnliche Schicksale erziehen ungewöhnliche Menschen, wenigstens solche, die zu hoch stehen über die schwatzhafte Beurtheilung gedankenloser Müßiggänger, wie es deren in den Colonien eine Menge gab. Dolores hatte keinen Rathgeber und keinen Freund, denn je länger ich mit ihr verkehrte, je mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß auch das Verhältniß zu ihrem Vater seine Schatten habe. Ihre junge Seele hatte doch wohl, wenn auch ohne sich Rechenschaft abzulegen, einen Einblick in die Verhältnisse gethan, sie selbst hatte vielleicht am Sterbebett der Mutter gestanden und wenn sie auch nicht die ganze entsetzliche Wahrheit erkannt, so hatte sich doch die tragische Scene in ihre Seele geprägt und einen Schatten darüber gebreitet. Ihr Wissen ging weit über das junger Damen ihres Alters und als ich sie einmal fragte, ob sie keine Freundinnen habe, hatte sie mich mit ihren ernsten Augen erstaunt angeschaut und den Kopf geschüttelt.

Die Entwickelungsjahre, die so wichtig für den Menschen sind, hatte sie größtentheils mit ihrem Vater auf Reisen verlebt, viele Eindrücke in sich aufgenommen und allein verarbeitet. Es mochte ihr das Alles zusammen, neben gutem Unterricht, wohl jene Sicherheit im Denken und Urtheilen gegeben haben, die mich oft

in Erstaunen setzte. Sie sprach gern von ihrem Aufenthalt in Europa und von der liebevollen Fürsorge, die ihr Vater damals für sie gehabt. Sie wurde dabei warm und ihre Augen glänzend; es war als spräche sie von einem ganz anderen Vater als dem, der ihr jetzt kaum ein paar Augenblicke bei den Mahlzeiten gönnte. Vielleicht war Don José damals noch bewegt von dem jähen Tod seines Weibes und er wollte die Schuld abtragen in der Liebe zu seinem Kinde, ich wußte wenigstens keine andere Erklärung. Bei seiner Rückkehr nach Mejico mochte er wohl wieder in alte Gewohnheiten verfallen sein, denn daß seine Tochter darunter litt war offenbar. Wie weit sie in sein Thun und Lassen eingeweiht war, davon hatte ich keine Ahnung. Wir sprachen nie von Familienangelegenheiten, ich vermied es sogar von meinen Eltern und Anna zu erzählen, aus Angst, wunde Stellen zu berühren, die sie schmerzen könnten.

Unser Verhältniß war demnach, obgleich wir uns geistig so nahe standen und alle Lebensfragen, die außer uns lagen, berührten, doch kein vertrauliches.

Ich wußte nach einigen Wochen genau, wie Dolores bei dieser oder jener Gelegenheit empfinden oder handeln würde, ich kannte ihr richtiges, gerechtes Urtheil, ihre Milde und Toleranz gegen alle Menschen. Aber ich wußte nicht, was in ihrem eigenen Herzen lebte, ich kannte nicht ihre täglichen Leiden und Freuden. Ich war mir nur bewußt, daß ich jetzt ein ganz anderes Bild von ihr im Herzen trug als damals auf dem Balle. Die glänzende, lachende Erscheinung hatte sich in ein ernstes Weib verwandelt, der das Leben vielleicht schon so viel auf-

gebürdet, daß sie ihre ganze Kraft brauchte, um es zu tragen.

Wie sind wir Menschen doch so thöricht, uns nach äußerem Erscheinen und oberflächlichem Kennen Vorstellungen zu machen von einem Menschensein. Sollten wir nicht aus dem eigenen Leben wissen, wie wir oft am frohsten scheinen, wenn das Herz blutet?

Wo wäre die Seele, die uns selbst dann begreifen würde, wollten wir sie durch die Labyrinthe führen, die uns zu dem gemacht, was wir sind?

Das Leben stößt die am meisten wund, die es am höchsten erfassen, weil es ja so oft im Widerspruch mit dem steht, was sie erstreben. Bei unserer heutigen Erziehung und dem Stand der Dinge läßt es sich aber leicht begründen, warum man so und nicht anders gehandelt. Wir sind ja mit uns zufrieden, wenn wir nicht gegen die gesellschaftlichen Gesetze verstoßen. Man zahlt seine Abgaben, ist ein fügsamer Unterthan, gibt seiner Tochter, wenn man Don José del Castillo ist, alles was sie wünscht, behandelt sie höflich mit Glacéhandschuhen, und wenn sie dann doch nicht zufrieden ist und die zitternde Hand vielleicht unwillkürlich auf das Herz preßt, so ist das ihre eigene unmotivirte Anschauungsweise, wir haben unsere Pflicht gethan und wissen was wir der Welt schuldig sind. Wie oft, wenn ich spät von der Calle Coliseo kam und durch die todten Straßen schritt, dachte ich daran. Don José that seiner Ansicht nach gewiß seine Pflicht. Seine Tochter hatte ein glänzendes Heim, eigene Equipage, konnte Gesellschaft sehen so oft sie wollte, vielleicht einen Gatten wählen, der ihr gefiel. Was fehlte ihr? trug er die Schuld, daß es so war? Oder lagen nicht vielmehr hier wieder, wie bei mir im Elternhause, wo

auch ich zuweilen so selbstquälerisch gelitten, nur die Verhältnisse so? Die Verschiedenheit der Individualitäten, der weite, furchtbar weit auseinander gehende Begriff von Glück?

Ich blieb dann wohl unwillkürlich stehen, lüftete meinen Hut und suchte hinüber zu schauen jenseits der Berge, wo das Meer lag, das mich von meiner Heimath schied! Und ich that Abbitte im Herzen für jeden unbilligen Gedanken, den ich gegen meinen Vater gehegt, der nun einmal das kein Glück nennen konnte, was meine Seele begehrte!

Ist nicht der Weg eines jeden Menschen ein anderer und müssen wir nicht Alle verschiedene Bahnen gehen? Der meine lag ja so philisterhaft klar und einfach vor mir. Ich war zu nichts Großem bestimmt, trotz der unbändigen Sehnsucht danach, die sich zuweilen in mir aufbäumte. Ich wurde einst Chef des Hauses Robertsen & Cie., nahm Anna zur Frau, hatte einige wohlerzogene Kinder und starb. Gerade so wie mein Vater gelebt, vielleicht mit dem einzigen Unterschied, daß ich keine so steifen Vatermörder trug und mir die Würde meiner Stellung durchaus nicht bewußt wurde.

Aber Dolores? Was wurde ihr Loos? Ich konnte mir das seltene Mädchen nicht wie andere Sterbliche in dem Besitze eines Mannes denken und wollte es auch nicht! Kamen meine Gedanken zu ihr, so verflog alles Weltliche, ich träumte lieber unter der frischen Erinnerung noch einmal die verlebten Augenblicke gesteigerter Empfindung. Ich fühlte das harmonische Nachklingen derselben, und das war so still und schön!

So waren Monate vorübergegangen und endlich ein

Jahr. Glückliche Tage in allen Beziehungen, denn auch meiner Mutter Briefe sprachen mir mehr und mehr von Anna, sie erwiederte nicht nur meine Grüße, sondern es wurden Gedanken ausgetauscht, aus welchen ich annehmen konnte, daß sich Anna auch nach und nach in ihr Herz geschlichen und sie dieser Verbindung in keiner Weise mehr abgeneigt war.

Von dieser Stimmung durchwärmt, kam ich eines Abends zu Dolores. Sie hatte mich nicht erwartet, denn der Saal war beinahe dunkel und durch die zurückgeschlagene Portière sah ich sie allein am Flügel sitzen. Sie sang in wunderbar schöner Melodie ein Lied, das mich eigenthümlich berührte und mir fast das Herz stocken machte.

Ich blieb regungslos stehen und lauschte:

„Wie der Abend ernst und düster
Auf dem dunklen Meere liegt
Und wie geisterhaft Geflüster
Woge sich zur Woge wiegt —

Schleicht in meiner Seele Rahmen
Ein Gefühl der Wehmuth ein
Und der Mund spricht Deinen Namen
Und das Herz gedenket Dein!

Und die alten Schmerzen schwellen
Meeresmächtig auf in mir
Und auf meiner Sehnsucht Wellen
Trägt die Liebe mich zu Dir!

Ein paar hinsterbende Läufe und ihr Kopf sank auf ihren Arm. Es waren meine eigenen Verse, die sie gesungen, die ich in einer schwärmerischen Stunde auf dem Meere gedichtet.

Später hatte man sie mit einigen anderen in der deutschen Zeitung abgedruckt.

Ich trat über die Schwelle und sie erhob sich. Ich neigte mich über ihre Hand und küßte sie. Ich wußte sie hatte das Lied selbst komponirt und meine Freude und mein Dank waren unaussprechlich. Ich bat sie, mir die Verse noch einmal zu singen, die traurige, getragene Melodie hatte mich wunderbar ergriffen. Sie lehnte es ab und da sie bleich und müde aussah, so drang ich auch nicht weiter in sie.

„Haben Ihnen diese Strophen so besonders gefallen,“ fragte ich nach einigen Augenblicken gezwungenen Schweigens, „ich hätte nicht gedacht, daß sich so viel mit ihnen machen ließe.“

„Ich kenne schönere von Ihnen,“ sagte sie „aber diese hier tragen das Gepräge des Selbstempfundenen, bei welcher Gelegenheit haben Sie dieselben gedichtet?“

„In einer träumerischen Stunde auf dem Meere — als —“

„Als Sie an eine Theure dachten, die Sie im Herzen mit sich genommen . . . ist es nicht so?“

Sie sah mir mit schelmischem Lächeln ins Gesicht, während ihre großen, dunklen Augen leidenschaftlich leuchteten.

„Ja, so ist es, Sennorita, an ein theures, liebes Mädchen, die in der Abschiedsstunde bleich mit gesenkten Lidern auf der Treppe stand und mir die Thränen zu verbergen suchte, die ihr die Wimper feuchteten. An das

Mädchen, die, wenn ich in die Heimath zurückkehre, so Gott will, mein Weib wird."

„Das hatte ich errathen," sagte sie lachend, „und darauf gehört ein lustiges Lied."

Sie sprang auf, setzte sich an den Flügel und fing an, in ihren Noten zu blättern, plötzlich aber schlug sie das Notenbuch zu, warf es auf den Tisch und begann einen jener elastischen Strauß'schen Walzer zu spielen, die sie in Wien gehört und nach dem Gehör wieder zu geben verstand.

Ich trug mich noch mit der ernsten Melodie des Liedes und so war mir dieser Walzer ein schriller Mißton, der nicht in meine Stimmung passen wollte. Ich verstand sie zum erstenmale nicht und nahm ein Buch, in dem ich blätterte.

Nach dem Thee war ihre tolle Laune etwas gedämpft, sie nahm ihre Arbeit zur Hand und bat mich, da ihre Duenna heute nur selten sichtbar war, vorzulesen.

Es war für mich ein schöner, unvergessener Abend, die Stille die uns umgab, das gedämpfte Licht über dem Tisch und Dolores mit ihren feinen Fingern emsig nähend. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich daheim. Ich habe mich selten im Leben so glücklich gefühlt und doch, wenn ich jetzt zurück denke, so weiß ich gewiß, daß ihre Seele bedrückt war.

Ich weiß nicht mehr, was wir lasen, aber ich erinnere mich, daß am Schluß eine ergreifende Stelle kam und ich, von dem Eindruck überwältigt, inne hielt.

Dolores hatte ihre Arbeit in den Schoß sinken lassen und ihr Kopf war müde zurückgelehnt in die Kissen des Sophas, auf welchem sie saß, ihre langen Wimpern hatten

sich tief gesenkt. Ich war ergriffen von ihrer fast heiligen Schönheit.

Sie bemerkte es nicht, daß ich sie betrachtete, sie wußte nicht einmal, daß ich aufgehört hatte zu lesen, so weit ab waren ihre Gedanken. Es mußten wohl an dem Tage im Hause besonders unangenehme Dinge vor sich gegangen sein, denn sie war auffallend bleich und zerstreut, auch erschien ihr Vater nicht zum Thee und Donna Brigita ging unruhig ab und zu, ohne sich zu setzen.

Als ich mich erhob und zum Gehen anschickte, fiel mir ganz besonders die fahle Blässe ihres Gesichtes auf, aus welchem sich ihre großen Augen dunkel und traurig auf mein Antlitz richteten.

„Sehen wir uns morgen in St. Augustin, Sennorita," fragte ich sie, nur um den Abschied hinaus zu schieben, der mir heute so schwer wurde. Vielleicht auch in der Hoffnung, daß es mir vergönnt sein dürfte, in der herrlichen Morgenfrische neben ihrem Wagen zu reiten und in ihr liebes Angesicht zu sehen.

„Vielleicht," sagte sie zögernd, „eigentlich liebe ich das Fest nicht, diese Gier nach Gewinn auf allen Gesichtern macht mich traurig."

„Sie müssen es von der komischen Seite auffassen, so wie ich, und psychologische Studien machen. Es ist interessant zu berechnen, wie viel am Menschen käuflich ist."

Sie gab keine Antwort und schlug die Augen nieder.

Ich hatte, ohne es zu wollen, eine wunde Stelle berührt. Ihr Vater war Spieler und alles Ungemach, welches ihr Haus betroffen, kam wohl hauptsächlich aus dieser Quelle. Jetzt wußte ich, daß ihr das nicht unbekannt war.

Es that mir leid, ihr wehe gethan zu haben und ich konnte mich nicht entschließen, so von ihr zu gehen.

Sie stand mit dem Rücken an den Flügel gelehnt und blätterte zerstreut in einem Notenheft, auch sie hatte mir offenbar noch etwas zu sagen und zögerte.

„Möchten Sie mir das von Ihnen komponirte Lied nicht mitgeben, Sennorita?“ fragte ich endlich, indem ich dem Wunsche Ausdruck gab, der mir den ganzen Abend im Herzen gelegen, „ich möchte es durchspielen.“

Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie mir Antwort gab, dann sagte sie, nicht ohne Verlegenheit:

„Ich will es Ihnen geben, indessen fordere ich dafür einen Gegendienst.“

Ich verbeugte mich.

„Ich habe mir überlegt,“ fuhr sie fort, „doch morgen nach St. Augustin zu fahren. Würden Sie so freundlich sein, an den Tagen mein Cavalier und unser Gast zu sein? Ich weiß, es ist das viel gefordert, denn ich entziehe Sie damit Ihren Freunden, aber Papa ist viel in den Spielsälen und ich, ich hoffe, wenn ich dort bin, wird er es für seine Pflicht halten, mir einen Theil seiner Zeit zu widmen und wenigstens nicht die Nacht durchspielen.“

Das Geständniß war ihr schwer geworden.

Ich hätte ihr sagen mögen, wie glücklich sie mich mit diesem Vertrauen mache, aber ich konnte im Augenblick kein Wort finden, ohne sie zu verletzen.

Einen einzigen Moment standen wir einander gegenüber, dann sah sie ängstlich nach der Thüre, und als sie bemerkte, daß wir allein waren, reichte sie mir ihre Hand und sagte mit einem Blick, in dem Scham und Schmerz sich paarten:

„Wollen Sie, Don Lotario?“

„Verfügen Sie über mich, wie und wann es Ihnen beliebt, Donna Dolores, ich kann es nicht aussprechen, wie glücklich es mich macht, Ihnen dienen zu dürfen.“

Dann gab sie mir das Notenheft und ich mußte gehen.

Ob ich es ahnte, als ich sie verließ, daß so ein stiller, glücklicher Abend an ihrer Seite mir niemals wiederkehren sollte? Ich glaube es fast, denn im Saal blieb ich abermals stehen, als könne ich so nicht von ihr scheiden, heute nicht!

Ich wandt mich um, sie stand noch regungslos auf derselben Stelle, aber ihr Kopf war gesenkt und ihre Hand hielt sie fest auf ihr Herz gepreßt.

Das Geständniß von ihres Väters Schuld war ihr wohl sehr schwer geworden.

Ich ging hastig die Treppen hinunter, das Notenheft hielt ich, als wäre sie es selbst, zitternd an meiner Brust!

San Augustin de les Cuevas!

Ich kann nicht in meiner Erzählung fortfahren, ohne ein paar Worte der Erinnerung Dir, Du stilles, traumumfangenes Asyl!

Damals, ehe ich mit Dolores Deine fieberpulsirenden Pfingsttage durchlebt, kannte ich Dich nur von den glücklichen Sonntagen, wenn ich, Staub und Lärm von Mejico fliehend, bei Dir Ruhe und Erquickung suchte!

Wie manchmal ritt ich am frühen Morgen mit Schleiden die Straße entlang, zwischen wogenden Mais- und Gerstenfeldern und trank mit Entzücken die Luft, die hier von so seltener Frische ist.

Kein Geräusch störte die sabbathheilige Stille, als dann und wann das Ave Maria aus den Kapellen der Hacienden Nalvarte und San Antonio, oder das sanfte Gezwitscher eines einsamen Vogels, der in dem Geäst einer Esche seine fremden Lieder sang.

Und wie dehntest Du Dich endlich selbst so unaussprechlich malerisch in den breiten Bergfalten von Ajusco!

Wir ließen dann unseren Pferden die Zügel und erquickten die Seele an diesem unvergessenen Bild.

Später streiften wir durch die leeren, öden Spielsäle, die sich ja jährlich nur einmal an den Pfingsttagen öffnen und von denen Jeder, der dieselben mit durchlebt, eine grauenvolle Erinnerung in sich trägt.

Es packt da diese stillen Mauern ein rasendes Fieber und alles, was menschliche Leidenschaft möglich macht, spielt sich hier in erschreckender Weise ab. In fürchterlichen Agonien hauchten hier schon unzählige Familien ihre letzten glücklichen Seufzer aus und versanken in ein Labyrinth von Elend und Schande. Fluch, tausendfach gestöhnter Fluch haftet an den Häusern, die ich in so heiligem Frieden, von den goldenen Strahlen der Sonne überfluthet, zum ersten Male geschaut hatte!

Ehe die Spanier Mejico erobert, war San Augustin de las Cuevas eine reich bevölkerte und belebte Stadt und trug den Namen Tlalpam. Jetzt ist sie nur ein malerischer Rest einstiger Größe, welche neben den einfachen Lehmhäusern der Einwohner größtentheils aus modernen Villen in französischem und englischem Stil besteht, die sich reiche Familienväter hier aufgebaut, um während der Regenzeit ein paar Monate Ruhe und frische Luft zu genießen.

Durch seine hohe, malerische Lage ist dieselbe besser

und die Vegetation frischer, als an irgend einem anderen Platz in der Tierra Templada. Die Mejikaner sagen nicht mit Unrecht, daß San Augustin ein ganzes Jahr der Ruhe bedürfe, um sich von der dreitägigen Pfingstmesse zu erholen, die seine Kräfte beinahe bis zum letzten Athemzuge verbraucht und vergeudet. Das Hazardspiel ist in diesen Tagen erlaubt und kein Gesetz ließ sich über die Messe in St. Augustin ausdehnen.

Es war damals ein Jahr, daß ich in Mejico angekommen und ich erinnerte mich genau des Deliriums, welches gerade von San Augustin herüber bis in die Häuser von Mejico hinein brannte. Auch der kleinen Abenteuer und großen Tragödien, die sich dort abgespielt, die aber, da mir die Menschen und ihre Sitten noch fremd waren, nur vorübergehenden Eindruck gemacht.

Heute war das anders. Ich kannte manche Familie, deren Glück dort begraben lag und hatte so viel von der Bedeutung und Eigenartigkeit des Festes gehört, daß ich begierig war, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen.

Als mir der Diener in aller Frühe des Morgens mein gesatteltes Pferd brachte, ritt ich zuerst, unserer Verabredung gemäß, zu Schleiden. Er saß, in elegantem Reitanzug, beim Frühstück und erwartete mich.

Ich sagte ihm, daß mich die Sennorita del Castillo als Begleiter wünsche und daß wir daher wahrscheinlich nicht den ganzen Tag zusammen zubringen würden, wenigstens müsse ich jetzt erst nach ihrem Hause und sie fragen, wo ich sie zu treffen habe.

„Mit der Sennorita del Castillo?“ fragte Schleiden gedehnt, „das ist sonderbar.“

„Warum sonderbar?“

„Ich meine nur so. Du wirst doch dann jedenfalls Gast des Hauses sein und die zwei Tage dort bleiben. Ich will nur wünschen, daß dann Don José nicht die kleine Cosima von der italienischen Oper mit dahin bringt.“

„Die Ballettänzerin? Glaubst Du, daß das Verhältniß wirklich besteht und daß er das zu thun im Stande wäre?“

Schleiden zog zweifelhaft die Schultern in die Höhe.

„Bestehen thut es,“ sagte er endlich, „denn er soll immense Summen an sie verschleudern, aber daß er wagen würde, sie seiner Tochter unter die Augen zu bringen, traue ich ihm nicht zu.“

„Arme Dolores, Gott stehe ihr bei, daß sie das nie erfahre, denn ihre Begriffe von Ehre sind penibel.“

Schleiden sah eine Weile vor sich hin, wie das seine Art war, wenn ihn etwas bewegte, dann stand er rasch auf, nahm seine Reitgerte vom Tisch und sagte so ruhig wie möglich:

„Bei Gott, das Mädchen thut mir leid, sie trägt den Stempel der Hoheit auf ihrer Stirne und wenn ich sie auf ihrem Balkon sehe, oder in ihrer glänzenden Equipage, immer allein, so habe ich das Gefühl, als müsse sie in ihrem goldenen Käfig ersticken.“

„Aber geh, Lothar, lasse sie nicht warten, ich treffe Dich auf der Landstraße, oder in San Augustin, wo es ist, aber meinetwegen kümmere Dich nicht, ich gönne ihr Deine Gesellschaft, bei Gott, mehr wie mir selbst und das will viel sagen.“

Und dann reichte er mir seine Hand und schob mich fast zur Thüre hinaus.

Einige Minuten später hielt mein Pferd im Hofe

in der Calle Colisseo. Zu meiner großen Verwunderung stand neben der geschlossenen Equipage das wundervolle isabellenfarbene Pferd von Dolores und zwar gesattelt. Es blieb mir nicht Zeit, meine Freude recht zum Bewußtsein kommen zu lassen, denn schon auf der Treppe kam mir das schöne Mädchen selbst im dunklen Reitanzug entgegen.

„Sehen Sie, Don Lotario," sagte sie, mir freundlich die Hand reichend, „ich bin pünktlich und lasse Sie nicht warten und um die herrlichen Morgenstunden in vollem Maße zu genießen, habe ich mir meinen Almansor satteln lassen."

Und dann ließ sie ihr langes Reitkleid fallen und streichelte kosend den Hals des schönen Thieres.

„Donna Brigita und meine Zofe fahren uns in einer halben Stunde nach mit Ball- und Promenadetoiletten, denn ich glaube, daß ich Lust zum Tanzen habe und Sie bitten werde, mich auf den Ball zu begleiten."

„Dann hätte auch ich für Garderobe sorgen müssen," sagte ich zögernd; „dürfte ich nicht meinen Diener benachrichtigen, mir Frack 2c. nachzubringen?"

„Wir machen die Sache einfacher, Don Lotario, Sie verfügen über einen unserer Diener, der Alles was Sie bedürfen hierher bringt und mit einem unserer Wagen in die Villa befördert. Wir müssen ja die Diener so wie so nachkommen lassen," fügte sie erklärend hinzu, „da wir sonst weder genügenden Proviant, noch Comfort für unseren mehrtägigen Aufenthalt hätten. Es kam heute morgen mit einemmal eine tolle Laune über mich, wir wollen die paar Tage recht vergnügt sein, wer weiß, was das spätere Leben noch bringt."

Bei den letzten Worten begann sie ihre Handschuhe

anzuziehen und schien vertieft in ihre Arbeit, als sie aber die Augen aufschlug, hatten sie jenes düstere, glanzlose Matt, welches ich nie bei einem anderen Menschen bemerkt habe und das den Ausdruck ihres Gesichtes unaussprechlich reizend machte.

Einige Minuten später lieh ich meine Hände ihrem schmalen Fuß und sie schwang sich elfenleicht in den Sattel. Und dann trabten wir hinaus in den wundervollen Tropenmorgen, durch die thaufrischen Felder bis auf die breite, heute von Reitern und Equipagen überfüllte Straße von St. Augustin.

Dolores saß stolz wie eine Königin im Sattel, ihr grüner Schleier flatterte im Sonnengold und ihr Lachen klang so melodisch und hell, wie damals auf dem Ball im deutschen Hause. Und doch verstand ich sie jetzt eben so wenig, als an dem Abende. Ich dachte auch nicht darüber nach. Wollte sich das Bild von gestern, wie sie bleich und zitternd am Flügel lehnte, in meine Erinnerung drängen, so blickte ich rasch zur Seite, sah ihren feinen Kopf mit dem edelgeschnittenen Profil, ihre schlanke, tadellose Gestalt sich elastisch im Sattel heben und dann dachte ich nicht mehr, ich fühlte mich nur berauschend glücklich.

Wir plauderten über alle möglichen Nichtigkeiten, Dolores war in übermüthiger Laune und zeigte sich mir in immer neuem Lichte. Sie geißelte die vorüber Reitenden und Fahrenden bis zur Ausgelassenheit, und oft mußte ich mich nach ihr umschauen, um mich zu überzeugen, daß sie es sei.

„Wie herrlich müßte es sein," unterbrach sie sich plötzlich, von einer Stimmung in die andere gejagt, während sie den edlen Kopf Almansors liebkoste, „wenn man

so fort reiten könnte, immer weiter, ohne Ende und nie mehr dahin zurück brauchte, woher man gekommen ist. Ich denke mir, die Welt da hinter jenen Bergen müßte friedevoll und stille sein!"

„Es wäre keine andere, als die in der wir sind," unterbrach ich prosaisch den hohen Flug ihrer Gedanken, sie bleibt sich überall gleich."

„Aber das Geheimnißvolle, Unverstandene, das wir im Herzen tragen, wird das nie und nirgends zum Ausdruck kommen?"

„Das sind die seelischen Saiten, auf denen der Dichter zu spielen versucht, Sennorita, er versucht es ja seit Jahrhunderten, die pecuniären Nöthe edler Naturen, das sittliche Leben und die Leidenschaften zu behandeln."

„Aber es gelingt ihm eigentlich nur in der Tragik, ein Beweis, wie schwer das Leben zu verstehen ist und wie fast Alle scheitern müssen, die tiefer suchen. Dieses Ringen um das Glück ist das eigentliche Leben. Es mag das paradox klingen, aber der Widerspruch mit dem Leben, die Dissonanz, die zur Auflösung drängt, ist doch die Basis aller Poesie. Vollkommen glücklich ist kein Mensch!"

„Doch, ich bin es in diesem Augenblick," sagte ich aus tiefster Seele, ohne mir Rechenschaft über die ausgesprochenen Worte zu geben, während ich meine Blicke über die herrliche Morgenlandschaft streifen ließ.

„Wirklich vollkommen glücklich?"

Ihre Stimme bebte eigenthümlich, indem sie diese Worte sprach, ich sah in ihr erregtes Gesicht und einige Sekunden lang tauchten meine Augen, wie in ein düsteres, tiefes Meer in die ihren.

„Ja glücklich," wiederholte ich, „ich bin ja an Ihrer Seite, Donna Dolores."

„Und von Anna geliebt."

„Von Anna geliebt, so hoffe ich."

Sie berührte ihr Pferd mit der Gerte und sprach kein Wort, bis wir in San Augustin waren.

Im Garten, der ihres Vaters Villa umschloß, schwang ich mich vom Pferd, um ihr behülflich zu sein, aber ehe ich damit zu Ende kam, stand sie schon auf dem Boden,

Fast in demselben Augenblick rasselte die große Familienkutsche mit Donna Brigita und der Kammerjungfer in den Hof.

Eine Stunde später trafen wir uns beim Frühstück. Dolores hatte ihr Reitkleid mit einer modischen Straßenrobe vertauscht, sie sah bleich aus, gab sich aber Mühe heiter zu sein.

„Der Ritt hat Sie angegriffen, Sennorita," sagte ich, denn ihre Anstrengung, mich und Brigita unterhalten zu wollen, flößte mir Mitleid ein. „Wir thäten vielleicht besser, vorläufig die Festlichkeiten nicht aufzusuchen?"

„Doch, doch," sagte sie zerstreut, ihre Blicke immer wieder durch die geöffnete Thüre über den Garten schweifen lassend, „Papa ist nicht, wie er mir halb und halb versprochen hatte, zum Frühstück gekommen, vielleicht finden wir ihn auf dem Festplatze oder in den Spielsälen."

„Würde es Sie nicht geniren," fragte ich nach einer Weile, „wenn mein Freund Schleiden sich uns anschlöße?"

„Ihr Freund Schleiden, der interessante Lebensvirtuos? Nein, gewiß nicht, nach Allem, was Sie mir von ihm erzählt, interessirt es mich sehr, ihn genauer kennen zu lernen. Seine Art das Leben zu nehmen, nichts Trübes auf sich einwirken zu lassen, mit stoischer Ruhe zu genießen und doch dabei so gut und selbstlos zu

bleiben, das ist eine Kunst, die mir Bewunderung einflößt."

„Der gute Schleiden. Er behauptet bei seinem wirklichen Mangel an Emotionsfähigkeit, Jeder könne mit der glücklichen Mischung des Guten und des Schlechten, die ihm verliehen, zu der gleichen Lebensdressur kommen."

„Vielleicht hat er recht, nur fürchte ich, er hat dabei vergessen, die Verhältnisse und die Zufälle, die von Außen auf uns einstürmen, in Anschlag zu bringen, an denen wir schuldlos sind. Bei ihm liegen diese Dinge wohl besonders günstig."

„Darauf würde er Ihnen antworten, daß ein sogenanntes großes Unglück ein großes Glück sein könne, wenn wir Verstand genug hätten, ihm die rechte Seite abzugewinnen. Daß es überhaupt kein Gut und kein Schlecht gebe. Er ist eben Philosoph par excellence, ohne von der Theorie der Philosophie eine Ahnung zu haben."

„Ich glaube, der Ritt hat mich wirklich ermüdet," sagte Dolores, indem sie sich erhob, „denn diese Begriffe verwirren mich, mein Kopf ist heute nicht frei genug, um sie auszudenken. Du begleitest uns doch auf den Festplatz, Brigita?"

Die Dame lehnte ab und nachdem Dolores ihren Hut, den sie seit ihrer Reise in Europa zu tragen beibehalten, aufgesetzt, ein paar helle Handschuhe über ihre zarten Hände gezogen, begaben wir uns auf den Weg.

Es würde mich zu weit ab von meiner Erzählung führen, wollte ich die Messe von St. Augustin in allen ihren Einzelheiten beschreiben. Sie hat weder Aehnlichkeit mit unseren deutschen Bädern, noch den französischen Jahrmärkten und spanischen Volksfesten, sie ist wieder

ganz etwas Anderes. Man muß dieses Gemisch von Buden, improvisirten Küchen, Caroussels, Menagerien, Stiergefechten, diese Niederlagen von Früchten, Blumen und Heiligenbilder, mit dem obligaten Volkstypus selbst gesehen haben, um sich einen Begriff von der Eigenartigkeit des Festes machen zu können.

Man muß von den eleganten Ballsälen mit ihrem Lichtermeer und feenhaften Tänzerinnen, bis hinaus auf die entlegensten Plätze gegangen sein, wo bei einer zerrissenen Mandoline, die Paare den Fantango schlingen, jenen leidenschaftlichen, traurigen Tanz, den kein anderes Volk der Welt erlernen kann. Und nun gar die Spielsäle!

Da kann man die einfachste Bude mit dem primitivsten Holztisch sehen, auf welchem der Lebero seine sauer verdienten Realen verspielt und mit leidenschaftlichen Gesten seinen Gefühlen Ausdruck gibt, und den pomphaft ausgestatteten Saal, wo der elegante Croupier hinter der grünen Tafel sitzt und während er mit der ruhigsten Miene von der Welt sein rouge ou noir ausruft, die Haufen Gold einzieht, die auf dieser Tafel kein Silber dulden.

Mich amüsirte es, als ich mit Dolores über den Festplatz ging, die verschiedenartige Musik zu hören, die hier einander Konkurrenz machte und oft in so eklatanter Weise Dissonanzen hervorrief, daß selbst sie, die heute so ernst und unstät war, wie ich sie noch nie gesehen, lachen mußte.

Wir trafen Schleiden vor der bunt drapirten Bude einer alten Indianerin, die damit beschäftigt war, abergläubische Vorübergehende aufzuhalten und ihnen aus der Hand ihr Schicksal zu prophezeien.

Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten und Schleiden ein paar trockene, artig sein sollende Worte an Dolores gerichtet, machten wir Miene weiter zu gehen.

Indessen so leichten Kaufes kamen wir nicht davon, die Alte wollte der schönen Sennorita Hand und ließ nicht nach, bis diese ihren Handschuh abzog und sie ihr reichte.

Die Indianerin hatte ein schlaues Gesicht, mit auffallend ausgearbeiteten Zügen, die ich Muse hatte zu beobachten, während sie ohne ein Wort zu sagen, bald die feine kleine Hand betrachtete, bald Dolores, bald Schleiden und mich. Sie wollte offenbar studiren, in welchem Verhältniß wir zu einander standen.

„Schön, reich, jung, geliebt und doch nicht glücklich,“ sagte sie endlich, „nehmen Sie sich vor dem morgigen Tag in Acht, Sennorita, er wird Ihnen Glück und Unglück bringen.“

Sie wollte noch weiter sprechen, aber schon hatte das schöne Mädchen ihr die Hand entzogen und Schleiden eine Silbermünze in ihre Kapsel fallen lassen.

Am Eingange des großen Spielsaales begrüßte uns Don José del Castillo. Er legte, nachdem wir gegenseitig ein paar höfliche Worte gewechselt, den Arm seiner Tochter in den seinen und machte uns den Vorschlag, bis zur Balltoilletenzeit einen kleinen Spaziergang nach dem Calvarienberge zu machen.

Dolores, welche vorher durchaus in die Spielsäle wollte, schien jetzt gar keinen Werth mehr darauf zu legen und billigte vollkommen den Vorschlag ihres Vaters.

Als wir am Fuße des Berges angekommen waren, ging ich mit Schleiden auf dem schmalen Fußpfad den Beiden nach.

„Weißt Du, daß die kleine Cosima wirklich hier ist," fragte er gedämpft, „und zwar ganz öffentlich in Begleitung Don Josés?"

„Das kann doch nicht möglich sein," antwortete ich entrüstet, indem ich die schlanke, edle Gestalt betrachtete, die da mit ihrem Vater so glücklich plaudernd vor uns her ging.

„Sie war den ganzen Tag neben ihm im Spielsaal und hat auch in der französischen Restauration mit ihm gefrühstückt. Man will wissen, daß er ernstlich beabsichtige, sie zu seiner Gemahlin zu machen."

Ich blieb unwillkürlich stehen und wischte mir den Schweiß von der Stirne.

„Und Dolores?" fragte ich entrüstet.

Aber ehe Schleiden antworten konnte hatte sich das Paar, welches inzwischen oben angekommen war, umgewandt und Don José übergab mir seine schöne Tochter mit dem Bemerken:

„Sennor Robertsen, ich muß leider schon wieder meine Tochter Ihrem Schutze übergeben, denn es fällt mir ein, daß ich um 5 Uhr ein Rendezvous mit Don Gonzalo Peredes aus Guadalajara habe, welches ich beinahe vergessen hätte. Ich bin ihm schon seit sechs Monaten eine Revanche im Montée schuldig und habe mich ihm heute zur Verfügung gestellt. Also auf Wiedersehen auf dem Ball, meine Liebe," fügte er, zu seiner Tochter gewandt, hinzu, indem er ihr die Hand gab, „ich lasse Dich ja in bester Gesellschaft bei den Herren."

Und ehe wir uns noch recht von dem Eindrucke des Gesagten erholen konnten, war Don José verschwunden!

Dolores stand einen Augenblick wie versteinert, eine jähe Blässe zog über ihr Gesicht, aber sie sagte nichts, sondern legte nur ihren Arm fest auf den meinen.

Schleiden war vorausgegangen um, wie er sagte, ein stilles, schattiges Plätzchen zu suchen, eigentlich aber wohl nur, um den stummen Schmerz des Mädchens nicht sehen zu müssen, die, davon waren wir jetzt beide überzeugt, die Motive ihres Vaters vermuthete.

Ich ging indessen stumm neben Dolores her, ich störte mit keinem profanen Wort den Kampf ihrer Gefühle, zuweilen zog ich ihren weichen Arm fester an mich heran, um meiner warmen Theilnahme für sie Ausdruck zu geben, aber sie schien es nicht einmal zu bemerken, auch nicht, daß ich endlich ihre kalte Hand in die meine nahm, die still auf meinem Arme lag.

Mein Herz war zum Zerspringen voll. Wie, wenn es wahr wäre, was Schleiden gesagt, daß Don José die leichtfertigste Tänzerin von der italienischen Oper in das Haus bringen würde, in welchem sie war?

Würde er es wagen, sich so vor seiner Tochter zu erniedrigen?

Und jetzt fing mein Kopf an zu wirbeln, und ich sann auf die Möglichkeit, sie wenigstens in diesen Tagen von Cosima fern zu halten.

Schleiden hatte uns am Rücken des Berges, unter ein paar Eschen einen reizenden Platz ausfindig gemacht, und es schien auch Dolores wohl zu thun, hier still zu sitzen und auf das schöne Thal von Mejico zu schauen, welches sich in blauer Ferne zu Füßen der Cordilleren dehnte. Wie ein verkörperter Traum lag da die weite Welt in stillem Frieden! Der durchsichtige Aether trieb

das Auge in schrankenlose Ferne und auch die Seele wurde frei und weit.

Zuweilen drangen durch die erquickende Ruhe ein paar zerrissene Akkorde aus einer italienischen Oper und bebten durch die Luft.

Ich dachte heute nicht wie sonst in solchen Feierstunden an meine Heimath, meine Eltern und Anna Cramer. Ich dachte gar nicht, ich empfand nur wie immer, wenn ich bei Dolores war, ein trunkenes, unbewußtes Glück, ohne Gestalt und ohne Namen.

Wie lange wir so gesessen hatten, ich weiß es nicht, den Gedanken nach mußten es Stunden gewesen sein. Wir hatten zuweilen gesprochen, mit gedämpften Stimmen, wesenlose, träumerische Dinge, die in diese Landschaft hinein paßten und die uns nicht aus der Stimmung brachten.

Einmal, nachdem wir lange geschwiegen, hatte ich zu Dolores hinübergesehen, die mir gegenüber saß und da bemerkte ich, wie ihre Augen still auf mir ruhten. Sie wandt sie auch nicht ab und so wie ich sie damals gesehen mit den bleichen Zügen, so wunderbar durchgeistigt von der Stimmung der Stunde, die dunklen, räthselhaften Augen, voll schmerzlicher Liebe, so hat sich ihr Bild für alle Ewigkeit in meine Seele gesenkt und hat mich nie mehr verlassen.

Was mich auch später durchstürmt und durchnachtet hat, diese Stunden in St. Augustin, auf dem Rücken des Calvarienberges, angesichts der blauen Cordilleren, sie hatte mir ein Gott gegeben, und daß ich sie nicht verstanden, das wurde das Elend meines Lebens!

Ich glaube, ich hätte so regungslos gesessen, durch die dunkle Nacht hindurch, ohne Wunsch, hätte nicht

Schleiden endlich gewagt, uns an den Ball zu erinnern, der doch die nothwendige Toilette erforderte.

Was in Dolores vorgegangen, wer kann es wissen? Aber sie war ruhig geworden, und wann die Stimme meines Herzens mich nicht täuschte, so hatte auch sie eine glückliche Stunde durchlebt.

Schleiden führte sie den Berg hinunter und ich ging, die Seele noch voll von den Nachklängen des Durchlebten, langsam nach. Die Sonne sank immer tiefer und nur noch zuweilen streifte ein Strahl ihre schweren, schwarzen Flechten und vergoldete sie. Und wenn sie dann den Kopf zur Seite bog und mit Schleiden sprach, dann sah ich ihr schönes Profil und ich dachte, daß ein Theil dieses seltenen Zaubers in dem stummen Schmerz liegen müsse, der die jugendlichen Formen durchgeistigt hatte.

Oder waren ihre Züge nur in dieser Stunde so unvergleichlich schön, so wie ich nie weder vor noch nachher Aehnliches gesehen?

Abends auf dem Ball war dieser feine Zug verschwunden, sie war blendend, aber eine Andere. Ich mochte es auch nicht leiden, daß sie von einem Arm in den anderen flog und namentlich in den des schwarzen, großen Herrn, des Freundes ihres Vaters aus Guadalajara, den ihr derselbe vorgestellt und warm empfohlen hatte. Seine Augen verfolgten das schöne Mädchen, wo sie ging und stand und so bald sie frei war, sah man ihn an ihrer Seite, nur beschäftigt mit ihr.

Ich tanzte an dem Abend wenig und doch war ich wie gebannt an den Saal und folgte nicht ein einziges Mal Schleidens Aufforderung, mit ihm in die Spielsäle zu gehen, wo sich Don José den größten Theil des Abends

aufhielt an der Seite Cosimas. Da sie aber weder den Ballsaal betrat, noch sich sonst bemerkbar machte, so war ich überzeugt, daß das Gerede, er wolle sie heirathen, auf leere Erfindung beruhe.

Ich saß den ganzen Abend, da ich fast gar nicht tanzte, in einer Ecke des Saales und verfolgte mit den Augen Dolores. Es war das eigentlich an und für sich der größte Genuß, denn ihre rythmischen Bewegungen beim Tanz waren das Vollendetste, was man sehen konnte, aber ich litt dennoch und mein Herz pochte ungestüm.

Zum ersten Mal empfand ich kein Glück in ihrer Nähe.

Ich tanzte nur einen einzigen Tanz mit ihr und selbst da drängte sich Don Gonzalo bei jeder Pause so an sie heran, daß sich kein Gespräch mit ihr anbahnen ließ.

Er war ein schöner Mann, wenn auch mit etwas verlebten Zügen, dessen Erscheinung wohl unerfahrenen Frauen gefallen konnte.

Dolores war an dem Abend scheinbar heiter, ihr Vater kam öfter in den Saal, redete mit ihr und Gonzalo, und das schien sie froh zu machen.

Um so mehr überraschte es mich, daß sie sich, lange vor Ende des Balles mir näherte und beinahe flüsternd sagte:

„Würde es Ihnen kein Opfer sein, Don Lotario, mich jetzt schon nach Hause zu begleiten?“

„Opfer?“ fragte ich, wohl etwas ironisch, denn ich hatte eine lächerliche Ballfigur gespielt, „ich möchte es viel eher eine Erlösung nennen, da ich überhaupt nur Ihretwegen so lange blieb. Aber Sie befinden sich doch nicht unwohl, Sennorita?“

„Unwohl, nein, aber müde an Leib und Seele. O Don Lotario, wenn Sie wüßten — —“

Sie sagte nichts weiter, aber ich drängte sie leise zum Ballsaale hinaus, damit Don Gonzalo ihr Verschwinden nicht bemerken konnte. Diese letzten Minuten wollte ich sie allein haben, mein Herz begehrte mit einem Ungestüm danach, als fühle es schon jetzt all das unsägliche Elend, welches nach diesen Tagen kommen sollte.

Draußen in der Garderobe hüllte ich sie in ihren Mantel, schlang das dunkle Spitzengewebe um ihren Kopf und bemerkte dabei, wie geisterbleich sie war.

Als wir das Gebäude verließen, legte sie ihren Arm auf den meinen und stützte sich fest auf mich. Es war eine stille, helle Nacht.

Der Tumult in den Straßen hatte sich gelegt und über das bunte Chaos von Buden, Theatern und improvisirten Restaurationen warf der Mond sein verklärendes Licht.

Wir schritten schweigend neben einander, bis wir die Straßen hinter uns hatten und in die einsamen Wege bogen, die zu den Gärten und Villen führten. Vor uns dehnte sich der Calvarienberg von durchsichtigen Nebelschleiern umhüllt gegen den leuchtenden Horizont. Wir blieben unwillkürlich stehen und ich legte, von einem innigen Gefühl getrieben, meine Hand auf die ihre, die auf meinem Arme lag.

„Es waren das heute ein paar glückliche Stunden, die wir da oben verlebt, Donna Dolores,“ sagte ich mit gedämpfter Stimme, „glücklicher und schöner als die auf dem Balle.“

„Ja, glücklich,“ sagte sie fast unhörbar, „wir wollen daran zurückdenken in kommender Zeit, wenn das Leben

uns, wie es ja sein soll, in seine ernste Schule nimmt. Die Gegenwart ist nicht immer ausreichend, die Seele zu nähren, wir müssen auch von der Vergangenheit zehren."

„Ach wie oft," unterbrach sie sich erregt, „habe ich mich wenigstens von der Liebe meiner Mutter genährt, als ihr Herz schon gebrochen und sie längst im Grabe ruhte!"

Meine Hand lag noch immer auf der ihren, die jetzt bebte.

Noch heute weiß ich nicht, wie es möglich war, daß ich sie nicht in meine Arme zog und mit meinen unbändigen Herzensschlägen ihr verrieth, wie maßlos all mein Sinnen und Denken sie umfangen hielt. Ein unfaßbar heißes Glück bäumte sich in mir, ein Glück so wild und so neu und so unermeßlich groß, daß es mein armes Menschensein so plötzlich nicht zu fassen und zu verstehen vermocht.

Erst später, viel später habe ich gewußt, daß es das Bewußtsein ihrer Liebe war, das sich in mir regte und meine Seele so blendete mit wunderbarem Glanze, daß sie, wie mit Blindheit geschlagen, betäubt in sich zusammen brach!

Hatte ich mich denn nicht wie ein Rasender in den Wahn verirrt, daß das sanfte Gefühl, welches ich für eine gute Freundin hatte, jene echte, tiefe, ewige Liebe sei, die Gott zuweilen in begnadete Menschenseelen senkt?

Ich taumelte und wußte nicht warum ich es that.

Dolores sah in mein Gesicht, einen Augenblick nur, aber es war mir, als öffne sich der Himmel.

Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, hatte sie ihren Arm aus dem meinen gezogen.

That sie es, damit ich das Beben ihres Herzens nicht fühlen sollte?

Wir gingen weiter und sprachen kein einziges Wort. Erst als wir vor der verschlossenen Thüre der Villa standen, nahm ich wieder ihre Hand in die meine und sagte unwillkürlich in deutscher Sprache:

„Gute Nacht, Donna Dolores, ich danke Ihnen heute einen glücklichen Tag, Gott segne Sie dafür."

„Waren Sie wirklich glücklich?" hauchten ihre Lippen.

„Vollkommen und namenlos —"

„Dann werden Sie auch noch an diesen Tag denken, wenn Sie im Besitze Ihrer Liebe sind?"

Ich verstand nicht recht was sie meinte, ich preßte nur meine heißen Lippen in einem langen Kusse auf ihren Arm und stammelte wie im Taumel:

„Ja, auch wenn ich im Besitze meiner Liebe bin."

Und dann tönte die Schelle schrill durch die Hausflur. Dolores hatte sie mit Heftigkeit gezogen. Ein leise gesprochenes „Buenos noches" und ich war allein.

Am folgenden Tage stand ich erst gegen Mittag auf. Es hatte eine Stille im Hause geherrscht, die mit Recht annehmen ließ, daß vorher doch Niemand sichtbar sein dürfte. Als ich zum Frühstück in die große Halle kam, traf ich nur Donna Brigita. Die Sennorita habe sich gestern übermüdet und werde heute in ihrem Zimmer bleiben.

Die Nachricht traf mich bis ins innerste Herz. Ich hatte die Nacht in jenem seligen, halbwachen Taumel gelegen, in welchen die Phantasie fessellos Bilder an

Bilder reiht. Ich hatte von den schönen Stunden geträumt, die ich heute mit Dolores verleben wollte, so wie wir verabredet, in den dunklen Bosquets der Fuentas, die noch malerischer und kühler sind, als der Weg nach dem Calvarienberge. Und nun mußte sie einsam in ihrem Zimmer sitzen und gestattete mir nicht einmal, ihr Gesellschaft zu leisten.

Ich schlenderte nach der Plaza, um zu sehen, ob Schleiden noch zu treffen sei, den ich gestern bei meinem plötzlichen Verschwinden vom Balle aus den Augen verloren hatte. Ich traf ihn in der Sophaecke eines der Spielzimmer, ganz vertieft in der Lektüre des Heraldo. Ich war froh, als ich sein ehrliches Gesicht sah und setzte mich neben ihn.

„Nun?"

Er stellte die Frage mit einer unnachahmlichen Miene, in der die unzweideutigste Aufforderung lag, ihm eine Geschichte zu erzählen. Ich war aber nicht aufgelegt und gab keine Antwort.

Meine Gedanken waren anderswo, ich dachte an den eigenthümlichen Druck, der auf der Familie Castillos lag und philosophirte darüber, wie wenig doch das viele Geld zum Glück des Hauses beigetragen habe.

„Hast Du Don José schon in den Spielsälen bemerkt?" fragte ich, „er hatte noch nicht gefrühstückt, als ich sein Haus verließ."

„Er wird wohl überhaupt nicht in seinem Hause gefrühstückt haben," sagte Schleiden, „sondern ohne Zweifel da, wo er die Nacht verbracht."

„Wo er die Nacht verbracht? So, war er gar nicht zu Hause?" Und in meinen Gedanken verknüpfte sich damit das Unwohlsein von Dolores.

„Er hat bis gegen Morgen im rothen Saale am Spieltisch gesessen und zwar mit Don Gonzalo, während Cosima, ungeachtet sie noch die einzige Dame war, auf dem Eckdivan gelegen und geschlafen. Die Achtung vor seiner Tochter hat ihn doch wohl verhindert, ihr Zimmer in seinem Hause anzuweisen, wie sie sicherlich beansprucht. Diese Affaire scheint bald ihren Höhepunkt erreicht zu haben."

„Wer ist eigentlich dieser Don Gonzalo," fragte ich nach einigen Augenblicken, während welcher ich mir immer wieder und wieder das eigenthümliche Benehmen von Dolores vor die Erinnerung geführt, „mir kam es vor, als wäre seine Zudringlichkeit der Sennorita lästig und sie habe vielleicht deshalb den Ball verlassen?"

„Keinenfalls wäre das eine wünschenswerthe Partie für das schöne Mädchen," sagte Schleiden, „indessen wird er auch nicht so unverschämt sein, sie zu begehren. Sein Gut, welches er bei Guadalajara hat, soll ganz verschuldet sein. Schon sein Vater war, wie er selbst, Spieler, und was seinen sonstigen Ruf anbelangt, so wissen davon manche schöne Augen zu erzählen, die in den Thränen um ihn erloschen sind. Bei meinem vorjährigen Aufenthalte in Guadalajara spielte eine Scandalgeschichte mit der Frau eines Generals, ich habe das Ende nie erfahren."

„Er ist in den Augen der Frauen sicher ein schöner Mann?"

„Weil sie instinktiv die Bewunderung fühlen, die sie ihm bis zur tollsten Leidenschaft einzuflößen vermögen; indessen ein solcher Mann wird sich nur in den seltensten Fällen vermählen."

„Aber doch vielleicht, um seine zerrütteten Verhältnisse herzustellen."

„Dann aber wäre sicher Dolores del Castillo die letzte, die ihn nehmen würde. Sie ist zu klug, um nicht einen solchen Mann zu durchschauen. Ihr Vermögen freilich, das könnte ihn schon noch verlocken, wenn es wahr ist, daß sie mit ihrem einundzwanzigsten Jahre, was sie wohl jetzt erreicht haben mag, die alleinige Besitzerin der Grube St. Anna sei, welche Eigenthum ihrer Mutter war, d. h. mit der Clausel, falls sich Don José wieder vermählen sollte. Die Grube soll so wie so nicht mehr den vierten Theil geben."

„Du glaubst doch nicht, daß das kolossale Vermögen — —"

Schleiden ließ mich nicht aussprechen, er berührte leise meinen Arm und zeigte in den anstoßenden Saal, dessen breite Flügelthüren weit geöffnet waren.

Castillo und Peredes traten ein. Die Spieltische waren, wie es um diese Zeit gewöhnlich der Fall ist, von Sonntagsspielern und Neugierigen belagert, welche hofften mit dem Wagniß von ein paar Goldunzen reich zu werden.

Die beiden Herren nahmen in dem anstoßenden Lesezimmer Platz und vertieften sich in ihre Zeitungen.

„Und Cosima?" fragte ich.

„Sie muß heute Abend auftreten und wird zurück nach Mejico sein, aber mir scheint, als ob Peredes dieses Verhältniß begünstige."

„Gottlob, daß sie fort ist!" sagte ich, wie erlöst im Gedanken an Dolores.

Schleiden erhob sich und machte mir den Vorschlag, ihn in das Café français zu begleiten, wo wir unsere Landsleute treffen würden. Er wollte so wie so noch

heute nach Mejico zurück und hoffte Gesellschaft zu finden.

Es war zur Zeit des Sonnenuntergangs, als ich von einem Spazierritt, ich hatte meine Landsleute halbwegs nach Mejico begleitet, zurück in die Villa Castillo kam, mein Pferd dem Diener übergab und mich nach dem Befinden der Sennorita erkundigte.

Der Diener meinte, sie sei zwar nicht zu Tisch gekommen, habe aber doch einen Spaziergang in den Garten gemacht und es sei möglich, daß ich sie noch dort träfe. Ich streifte durch die Gebüsche, aber ich fand sie nicht. Ich trat in das Haus und suchte Donna Brigita. Als ich durch das Speisezimmer in den Saal schreiten wollte, bemerkte ich, daß sie da in einem eifrigen und sehr vertrauten Gespräche mit Don José begriffen war. Es war nur ein flüchtiger Blick, den ich hinein geworfen, aber die Situation hatte mich sofort belehrt, daß es sich um etwas Wichtiges und Geheimnißvolles handele. Ich hatte die Dame nie leiden mögen, jetzt aber widerte sie mich an und wäre ich nicht zu jener Zeit wie ein Blinder durch's Leben getappt, ich hätte schon damals —

Doch wozu geschehene Dinge ändern wollen?

Ich ging zurück in den Garten und stieg auf einen aufgeworfenen Hügel, der malerisch einen Winkel abgrenzte und sah in den dunklen Feuerball der Sonne, die jetzt mit königlicher Majestät hinter den Bergen versank.

Mein Kopf neigte sich auf die Hand und ich durchträumte noch einmal die sonnigen Stunden des vorigen Tages, die, o ich ahnte es damals nicht, gerade so unaussprechlich schön und glänzend in den Abgrund der Zeit versanken, aber zur Nimmerwiederkehr!

Ich glaube, ich hatte lange gesessen, der Rausch war

noch nicht verflogen, denn ich träumte wesenlos, wunderbar, als mich Tritte in die Wirklichkeit zurückriefen und nicht weit von mir die alte Dame sichtbar wurde. Ich näherte mich ihr und fragte nach Donna Dolores. Sie gab mir ausweichende Antwort, die Sennorita sei angegriffen und würde vorläufig Niemanden sehen.

„Ich möchte mich von ihr verabschieden, Sennora," sagte ich zögernd, „ich verreise übermorgen in den Staat von Oajaca und es würde mir leid sein, die Sennorita vorher nicht mehr sehen zu können."

Die Dame wich indessen aus und ich mußte mich fügen.

Wie sollte ich nun die übrigen Stunden verbringen, jetzt wo St. Augustin auch gar keinen Reiz mehr für mich hatte. Ich schlenderte durch die Reihen der eleganten Bauten bis zum Café français, aß dort zu Abend, las die Zeitungen, spielte mit einem Franzosen ein paar Partien Domino und nahm mir vor, da es 11 Uhr war, zu Bette zu gehen.

Als ich aber in die Nähe des rothen Spielsaales kam, in welchem man nur mit Gold zu spielen pflegte, dachte ich an Castillo. War es mir nicht, als hätte ich zwischen den lauten, erregten Stimmen die seine erkannt? Ich konnte nicht widerstehen und ging hinein. Der große Spieltisch war dicht von Menschen umringt, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe es mir möglich wurde, mich so weit vorzudrängen, um außer dem Stab des Croupiers, der sich zuweilen über die Köpfe erhob, noch etwas Anderes zu sehen.

Das Spiel mußte das Interesse der Zuschauer in hohem Grade erregen und das geschieht gewöhnlich dann, wenn ein Einzelner sehr verliert oder gewinnt.

Die Spieler, die an diesem Tische immer sehr vereinzelte sind, da der Einsatz sehr hoch ist, bestanden an diesem Abende aus vieren. Einem dicken Spanier mit zweifelhaftem Rufe, dem man nachsagte, daß er sich vom Spielen ernähre, einem alten Engländer, Chef einer bedeutenden Firma in Mejico, und Don José und Gonzalo.

Die Herren waren sehr erregt und wohl mit Recht, denn sie hatten bedeutende Thürme von Gold vor sich stehen, die sich bald zu ungeheurer Höhe aufbauten, bald verschwanden.

Sie spielten sehr hoch.

„Rouge ou noir?“ rief der Croupier, dessen Stimme, trotz den Verlusten, die er augenscheinlich erlitten, nicht im mindesten erregt war.

„Mil pesos, zum allerletzten Male, meine Herren, wer folgt mir,“ rief der Engländer in schlechtem Spanisch, dessen Goldthurm sich ziemlich gehoben hatte. „Rouge!“

„Mil pesos,“ wiederholten die drei Anderen, die wohl, um ihm zu opponiren, auf noir setzten.

„Rouge!“

Mit der allerenglischsten Ruhe von der Welt steckte der Britte sein Gold in die Taschen, verbeugte sich steif und verschwand.

Ich blieb eine geraume Zeit und sah dem Spiele zu, welches die drei Herren mit zunehmender Leidenschaft fortsetzten. Don Gonzalo war offenbar der am meisten vom Glück Begünstigte, er hatte beinahe das ganze Gold vor sich, welches sich auf dem Tische befand, und schon mehrere Male Don José ziemliche Summen geborgt. Der Spanier verlockte zu den höchsten Einsätzen und hielt sich in der letzten Stunde so ziemlich über dem Wasser, indem er

gleichmäßig wieder verlor was er gewann. Nur Don José wollte es nicht glücken, auch nur ein einziges Mal den Einsatz wieder zu gewinnen.

Es mochte wohl 1 Uhr morgens sein, als ich mich auf einen Eckdivan niederließ, auf welchem ich ziemlich unbemerkt war und eigentlich nur noch die Gesichter beobachtete.

Aber ich brauchte auch weiter nichts zu sehen, klar und deutlich konnte ich erkennen, wer gewonnen oder verloren. Don Josés glühende Röthe war nach und nach einer fahlen Blässe gewichen und als der Spanier so ziemlich überzeugt, daß ihm heute Abend das Glück nicht günstig sei, sich zurückgezogen hatte, wischte er sich mit seinem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Sie haben diese Tage mit fabelhaftem Glücke gespielt, Don Gonzalo,“ sagte er endlich, mit einer Stimme, die fremd und hohl klang, „ich gratulire!“

Gonzalo verbeugte sich nicht ohne Verlegenheit.

„Wie viel schulde ich Ihnen?“ er hatte die Worte mühsam zusammengebracht und in seinen Augen flackerte es unheimlich.

„Wie viel? Eine Bagatelle für einen Mann, wie Sie, indessen, ich wäre bereit, die Sache zu annulliren, unter einer für Sie vortheilhaften Bedingung.“

Stolz und Haß bäumten sich in Castillos nicht gewöhnlichem Gesichte, und daß er trotzdem kein Schweigen gebietendes Wort über seine Lippen brachte, überzeugte mich, daß er das Geld in der That nicht mehr haben mußte.

„Unter einer Bedingung, Don José,“ wiederholte der Abenteurer. „Die Schuld ist ja so wie so nicht bedeutend,“ und er nahm das Papier, auf welchem er die Posten notirt hatte und fing an, dieselben zu addiren.

„Una friolera, nada mas, eine Kleinigkeit, weiter nichts, nicht einmal ganz 20,000 Pesos.“

Und dann sprach er leiser und eindringlicher, legte endlich seinen Arm in den seines Opfers und sie gingen in die anstoßende Restauration, die ganz leer war.

Ich dachte nicht weiter an die Bedingung und den Handel. Um 20,000 Pesos brauchte Don José, der Häuser und Güter im zehnfachen Werthe besaß, selbst wenn seine Baarschaft aufgezehrt wäre, seine Seele nicht zu verschreiben. Ich dachte nur über das Räthsel der menschlichen Leidenschaften nach, die einmal angeregt, stärker sind, als wir selbst.

Don José del Castillo war sicher von Haus aus eine noble Natur. Im Geleise der Arbeit geblieben, wäre er vielleicht ein glücklicher Mensch. Und jetzt?

Wenn ich auch an dem Abende die ganze Tragweite dieser Verhältnisse noch nicht fassen konnte, so graute mir doch vor der räthselhaften Tiefe unseres Menschenseins, vor dem uns Allen drohenden Verhängnisse, das oft nur eines einzigen Stoßes bedarf, um unser hochgebautes Wollen zusammenstürzen zu lassen.

Ich weiß nicht, was ich Alles dachte, als ich durch die todtesstillen Straßen schritt, aber ich glaube, daß sich meine Seele vor dem Allerlöser beugte und ich mir bewußt wurde, wie noch nie, wie sehr wir in dem Labyrinth der Welt eines Haltes bedürfen, um uns nicht zu verirren. Haben wir immer die Kraft dieses Haltes in uns selbst?

Ich war, ohne daß ich es wußte, in dem Garten Castillos angekommen und der Kies knisterte unter meinen Füßen. Die Fenster in dem Hause waren dunkel, bis auf das des Speisezimmers, in dem noch die Hängelampe einsam leuchtete.

Ich blieb einen Augenblick stehen und dachte an Dolores. Ich mußte morgen in aller Frühe nach Mejico, ohne sie wiederzusehen!

Warum machte ich mir den Schmerz nicht klar, der sich bei diesem Gedanken in mir aufbäumte?

Warum zergliederte ich nicht ein Gefühl, das schon so sehr von meiner Seele Besitz genommen, daß sie trunken taumelte und nichts mehr zu unterscheiden vermochte?

Ich reiste drei Tage später auf mehrere Wochen in den Staat von Oajaca. Es war eine besondere Vergünstigung meines Chefs, mich mit dieser Reise zu betrauen, da ich mir bei meinem vorübergehenden Aufenthalte in Mejico immer gewünscht hatte, noch mehr von dem Lande kennen zu lernen, als sich hier Gelegenheit bot. Ich ging Tags vorher gegen Abend in die Calle Colisseo. Meine Reisevorkehrungen waren getroffen und da ich nicht anders annahm, als die Familie Castillos sei von St. Augustin zurückgekehrt, so hoffte ich noch einen glücklichen Abend mit Dolores zu verleben.

Der Portier sagte mir indessen, daß die Herrschaft erst in einigen Tagen zurückkehren werde.

Da ich ganz voll von schönen Reisehoffnungen war, so nahm ich diese Nachricht anfänglich nicht so schwer, erst als ich auf dem Wege ins deutsche Haus war, überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Vor der Thüre drang mir lautes Lachen und Sprechen entgegen und ohne mir Rechenschaft abzulegen, warum, kehrte ich dem Hause den Rücken und ging in meine Wohnung. Ich schrieb ein paar herzliche, warme Abschiedsworte an

Dolores und beauftragte den Diener, das Billet anderen Tages zu besorgen.

Viel später erfuhr ich, daß diese Zeilen nie in ihre Hände gekommen waren, obgleich Donna Brigita selbst sie dem Diener abgenommen hatte.

Dann schrieb ich, von besonders schwermüthigen Gedanken getrieben, an meine Mutter. Ich erzählte ihr von dem Feste in St. Augustin, von meinen herrlichen Stunden auf dem Calvarienberge, vom Balle und vom Montéespiel. Als ich geendet hatte, fiel mir Anna Cramer ein. Ich machte eine Nachschrift und bat meine Mutter, ihr zu erzählen, wie glücklich ich sei.

Noch bevor es Tag war, weckte mich Schleidens ehrliche Stimme, der mir das Geleite geben wollte, aus den süßesten Träumen.

Das waren meine letzten, glücklichen Tage in Mejico! Ich trug sie zu Grabe und wußte es nicht. Erst lange nachher saß ich auf dem Leichenstein und trauerte in Sack und Asche.

Es war ja nicht nur mein eigenes, hochgebautes Glück, was da begraben lag, es war ja auch, o grenzenloses Elend, das ihre — und vielleicht das noch einer Dritten!

Nach ungefähr einem Monat kam ich von einer angestrengten Reise müde nach Mejico zurück. Ich hatte viel Schönes gesehen. Strecken Landes, fast zu paradiesisch für die Heimstätte zerbrechlicher Menschengeschicke. Gigantische Felsen, die sich aus üppigen Thälern hoben, noch still und unberührt von dem Treiben moderner Welt. Einsame Schluchten, mit Blumen überwuchert, um deren

duftende Kelche Falter in allen Farben spielten, in so geräuschlosem Frieden, daß ich mich oft vom Pferde schwang, auf den Boden warf und die Wollust dieser Ruhe in trunkener Begeisterung sog.

Und bei allen diesen Empfindungen trug ich unbewußt den Reichthum im Herzen, der seinen goldenen Schleier über Alles breitete, was das Auge schaute.

Und doch, wie wurden die Tage oft unerträglich lang und wie heiß sehnte ich mich zurück.

Mejico war meine zweite Heimath geworden, ich hatte da den wunderbaren Märchentraum der Liebe geträumt, der mich hoch emporgetragen über menschliches Bedenken und Berechnen.

Auf den langen Ritten in den stillen Steppen und Prärien war Manches zur Reife gekommen, ihre Gegenwart berauschte mich ja nicht mehr und es bedurfte jetzt nur eines einzigen Anstoßes, um über mich selbst aufgeklärt zu werden.

Ich warf mich am Abende meiner Ankunft müde auf mein Sopha und suchte auf dem Schreibtische nach Briefen, die während meiner Abwesenheit eingetroffen sein mußten.

Der erste, der mir auf einigen sorgfältig eingewickelten Notenheften und Büchern entgegen fiel, war mit spanischer Aufschrift, von der Hand von Dolores.

Ein Brief von ihr! Es überkam mich bei dem Anblick dieser Züge eine Art von andächtigem Schauer.

Wie groß und allmächtig muß doch das Gefühl der Liebe sein, daß schon der Anblick todter Lettern uns so unaussprechlich selig machen kann!

Ich hielt den Brief lange in meiner Hand, ich stu-

dirte jede Linie und dann, bevor ich ihn öffnete, senkten sich meine Lippen auf das Papier.

Mit welchen Worten und welcher Sprache könnte ich aber andeuten, was ich während dem Lesen empfand?

War es nicht, als ob über die weichen, vom Sonnengold durchleuchteten Wellen meiner Seele plötzlich ein eisiger Orkan führe, der Himmel und Meer und Alles in undurchdringliche Nacht hüllte und verheerte?

Sie schrieb:

„Ich stehe vor einer ernsten Katastrophe, Don Lotario, viel ernster, als das ein Mensch ahnen kann. Ich werde mich in den nächsten Wochen mit Gonzalo Peredes vermählen.

O es liegt viel, sehr viel zwischen den glücklich verlebten Stunden mit Ihnen und heute. Es gibt Verhältnisse, über die kein Dritter urtheilen kann, thun Sie es auch nicht. Mir scheint es geboten, dem Verhängnisse nicht aus dem Wege zu gehen und die Hand anzunehmen, die sich mir bietet.

Mit diesen Zeilen möchte ich Ihnen nur für die Freundschaft danken, die Sie allzeit für mich an den Tag gelegt und Sie bitten, auch in der Zukunft freundlich der zusammen verlebten Stunden zu gedenken.

Noten und Bücher schicke ich Ihnen zurück, nur das eine deutsche Frühlingslied, das habe ich als Andenken behalten.

Und nun, leben Sie wohl, Don Lotario, und werden Sie glücklich in Ihrem schönen deutschen Vaterlande, an der Seite Ihrer geliebten Anna.

Dolores“.

Ihrer geliebten Anna! Und jetzt wurde es auf einmal Licht in mir, Anna Cramer, allerbarmender Gott!

Kann sich denn ein Mensch selbst belügen und in dem Strome der Leidenschaft, die nach und nach sein ganzes Sein durchfluthet, noch ein Phantom mit sich hindurchschleppen?

Jetzt in dieser Stunde versank es in Staub und auch nicht ein Atom, nicht ein einziges blieb zurück.

Dolores!

Ich riß die Augen auf und starrte fremd in diese neue, wunderbare Welt! Die Schleier waren gefallen und es war mir, als sähe ich all mein Hab und Gut, Alles, was ich jahrelang besessen, alle die bettelhaften Knabenempfindungen mit dem erborgten, aufgeputzten Flitter meiner Phantasie an mir vorüberschiffen, weiter, immer weiter in unabsehbare Ferne.

Und aus den blauen Wogen stieg sagenhaft schön ein wunderbares Weib mit dunklen, weichen Augen, in denen meine Welt lag, sie streckte ihre Arme nach mir aus — —

Dolores! Allerbarmender Gott, wir gehören ja zusammen, wie Himmel und Erde, Tag und Nacht, wie Seele und Leib!

Ich sah auf meine Uhr, es war neun. Ich mußte sie sprechen, heute Abend noch, jetzt gleich. Diese Heirath mit Gonzalo Peredes durfte nicht stattfinden, sie wäre eine Todsünde, an der wir Beide zu Grunde gehen müßten.

Meine Gedanken mußten wohl rasen, denn es gab keinen Raum und keine Zeit, ehe ich mich versah, stand ich vor ihrem Hause.

Es war verschlossen und dunkel. Ich sah an demselben in die Höhe, meine Schläfe hämmerten und es taumelte in meinen Sinnen. Ich legte meinen Kopf gegen

die Mauer, eine wilde Sehnsucht nach ihr ergriff mich, ich nahm den Klopfer und schlug ungestüm gegen die Thüre.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter, es war Schleiden, der mich in meiner Wohnung aufgesucht und mir bis hier her gefolgt war.

„Ist die Thüre verschlossen?“

Ich sah starr in sein Gesicht.

„Fehlt Dir etwas, Robertsen?“

„Nein, es ist mir nur, als könne mein Herz nie mehr ruhen, bis ich Dolores Castillo gesprochen, sie darf sich mit Gonzalo Peredes nie vermählen, Schleiden, es wäre fürchterlich.“

In demselben Augenblick kam ein schläfriger Portier und öffnete die Thüre.

„Ist Jemand da?“

Mir versagte die Stimme, ich hörte nur, wie aus einer anderen Welt, Schleiden nach der Herrschaft fragen.

„Abgereist.“

„Wohin?“

„Nach Guadalajara.“

„Nach Guadalajara?“

„Die Sennorita wurde dort gestern getraut.“

Ich hörte die Thüre zufallen und verrammeln.

„Schleiden, ich muß nach Guadalajara.“

„Du mußt nach Hause, zur Ruhe, Lothar, komm.“

Ich glaube, ich sagte nichts mehr, ein dumpfes Elend kam über mich.

An der Thüre meiner Wohnung hielt Schleiden meine Hand, er hielt sie lange, aber er sagte kein Wort.

In dieser Nacht und in vielen, die ihr folgten, habe ich keine Ruhe gefunden. Ich machte tausend Pläne und

verwarf sie wieder. Ich schmiedete sie Alle, ohne mit dem großen Faktor, der geschehenen That zu rechnen, die kein friedevolles Glück, so wie wir einmal angelegt waren, mehr zuließ.

Gegen Morgen schrieb ich einen langen Brief an Dolores, ich legte meine ganze Seele hinein, sie sollte wissen, daß ich sie liebte und daß auch ich grenzenlos elend sei.

Eine Stunde später zündete ich ihn an der Lampe an und die Asche zerstob in die Winde.

Wozu es ihr jetzt noch sagen?

Und sie würde den Inhalt ja nicht einmal lesen, sie das Weib eines Anderen.

Und vor mir stand sie wieder in ihrer hohen, heiligen Schönheit mit den sammetweichen Augen voller Liebe, so wie an jenem Abende, als sich zum letzten Male meine Lippen auf ihre Hand gesenkt!

O Gott, sie, die Du in Deiner unermeßlichen Gnade für mich geschaffen, — durch meine Schuld das Weib eines Schurken!

Mußte sie, die Reine, nicht an seiner Seite zu Grunde gehen?

Ich schlug meine Hände vor das Gesicht und stöhnte laut.

Dann nahm ich die Notenblätter, die sie in ihren Händen gehalten, und durchblätterte sie. Ich suchte, ohne recht zu wissen, was ich that, nach irgend einem Aufschluß ihrer Handlung. Sie enthielten nichts als die Worte, deren Klängen ich so oft in namenlosem Entzücken gelauscht!

Ach diese unselige Reise! Hätte ich das Alles doch an dem Tage erhalten, an welchem sie, vielleicht nach Hülfe suchend, diese Zeilen geschrieben.

Und jetzt fiel aus einem der Bücher, ich glaube es

war der Ossian, ein bekritzeltes Blatt Papier. Sie hatte geschrieben und wieder ausgestrichen.

Es waren Verse in deutscher Sprache, die sie so liebte, Verse von ihr selbst, vielleicht in einsamer Verzweiflung gedichtet.

Mit unsäglicher Mühe entzifferte ich die letzte Strophe:

„Vor mir die Welt, die einsam weite,
Mich faßt ein leichter Schauder an,
Doch immerhin! wohin ich schreite
Und wie ich end', wen geht es an?"

Wen geht es an? Mich Dolores, mich geht es an, denn mein Herzblut gehört tropfenweise Dir und wenn auch Alles sich zwischen uns stemmt, meine rasende Leidenschaft mich auf ewig von Dir scheidet, Dein Geschick ist das meine und muß es sein, so wahr mir Gott helfe!

Als ich nach einigen Tagen wieder in das Comptoir trat, sah man mich verwundert an. Mein Chef bedauerte, daß er meinen Bitten nachgegeben und mich mit dieser Reise betraut; das Fieber habe mich zerstört, ich bedürfe der Erholung und solle ungehindert über meine Zeit verfügen.

Ueber meine Zeit? Ich hatte keine Verwendung mehr für dieselbe, nur die Bitte, daß sie erbarmend meine Verzweiflung in dumpfe Ruhe verwandeln möge.

Erst nach einigen Wochen war es mir möglich, den Brief von Dolores zu beantworten, wie es mir die Pflicht gebot. Ich habe an den todten Zeilen lange gedrechselt und deshalb stehen sie noch unvergessen in meinem Gedächtniß.

Ich schrieb und zwar in deutscher Sprache:

„Ihren Brief habe ich leider erst empfangen, als ich von meiner Reise zurückgekehrt und Sie schon — abgereist waren. Alles was ich Ihnen zu sagen hätte — und es wäre viel gewesen — muß daher ungesprochen bleiben.

Es gibt Verhängnisse, denen wir nicht entgehen können, unsere Augen öffnen sich oft erst dann, wenn es zu spät ist. Ich habe nur noch eine Bitte an Sie, Donna Dolores, die muß ich Ihnen aussprechen und Sie müssen sie mir gewähren, eine inständige Bitte. Wenn es eine Stunde in Ihrem Leben geben sollte, wo Sie eines Freundes bedürfen, eines zuverlässigen, uneigennützigen Freundes, dann verfügen Sie über mich, sei es jetzt, oder in langer Zeit.

Die Stunden, die ich mit Ihnen verlebt, die ruhen in meinem Herzen, sowie Alles, was Sie mir Gutes gethan.

Und so segne Sie Gott, Dolores.

L. R."

Dolores hatte kaum ein paar Wochen die Stadt Mejico verlassen, als die sonderbarsten Gerüchte auftauchten. Man wollte wissen, daß Cosima schon längst in den hinteren Gemächern des Hauses in der Calle Colisseo geherrscht habe, daß Donna Brigita die Kupplerin gemacht, welche die arme Dolores getäuscht. An dem Tage, an welchem das schöne, stolze Mädchen über diese Verhältnisse, die sie schon in St. Augustin zu ahnen begonnen, Gewißheit erhielt, habe sie die Hand von Peredes angenommen, die sie noch kurz vorher auf das Entschiedenste abgelehnt.

Mir wurde die Sache immer klarer. Don José hatte es nicht anders erwartet, als daß ich die Hand seiner

Tochter begehrte, sich ihrer entledigen mußte er auf alle Fälle, und da ich zögerte, bezahlte er mit ihr seine Schuld und überlieferte sein schönes, begabtes Kind diesem Schurken.

Wie mir bei allen diesen Dingen zu Muthe war, das läßt sich nicht beschreiben. Ich litt grenzenlos!

Wenn ich Nachmittags vom Fenster unseres Comptoirs in die Straße blickte, dann sah ich nicht selten Don José del Castillo in die weichen Polster des Wagens gelehnt und an seiner Seite den aufgeputzten Kopf und das geschminkte Gesicht Cosimas.

Dann krampfte sich mein Herz, ich dachte an Dolores. Wo war sie? Und wer schützte die Einsame in der fremden Welt?

Wenn ich heute zurück denke an die letzten Katastrophen der Tragödie, die sich in dieser Familie abgespielt, so komme ich zu keinem klaren Zusammenhang. Die Dinge überstürzten sich und ließen mir keine Zeit, mich zu erholen. Nur ein Eindruck blieb mir und gab meinem ferneren Leben die Richtung. Ich konnte mich nicht mehr mit den Leuten freuen, wenn ein sogenanntes Glück, wie Reichthum oder Ehre, ihnen zufiel, und nicht jammern, wenn die Wege Gottes durch Dunkel führten, für Menschenaugen. Das Glück wurde für mich ein Begriff, der viel zu hoch und einsam stand, um ihn abhängig zu machen vom Ebben und Fluthen der Welt!

Wir Alle, die wir fähig sind es zu verstehen, wir finden unser zugemessenes Theil, das sich wie das echte Gold auch dann noch bewährt, wenn nach der Meinung

der Welt wir Schiffbruch gelitten an Allem, was das Leben lebenswerth macht!

Was die Welt Glück und Unglück nennt, ist ja doch nur der rohe Stoff dazu, erst an uns Menschen liegt es, wozu wir ihn formen.

Vier Monate nach der Vermählung von Dolores durchlief die entsetzliche Nachricht die Stadt, José Castillo habe sich in der Nacht erschossen. Diese That veranlaßte ein Heer von Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, die so auf mich einstürmten, daß ich mir keine Rechenschaft mehr davon geben kann.

Einige behaupteten, die Tänzerin, mit der er lange schon heimlich verheirathet gewesen, sei davon gelaufen mit dem Attaché der englischen Gesandtschaft. Andere schüttelten die Köpfe und sagten, das sei nicht die Ursache. Sein Schwiegersohn habe die Rechte an die Grube St. Anna geltend gemacht, die, in Folge der Heirath, seiner Tochter gehöre, und Don José sei mit seinen vielen Schulden ein Bettler.

Vielleicht hatte Beides zusammengewirkt, denn, daß José dieses Weib bis zur Raserei geliebt, das war zweifellos, und daß sein Stolz ihm nicht gestatten würde, nach Verlust seines Vermögens zur Arbeit zurück zu kehren, war begreiflich.

Ich saß während der Tage fest auf meinem Comptoir und ging Abends durch die einsamsten Straßen nach meiner Wohnung. Ich hatte Furcht, Menschen zu sehen und gar sie sprechen zu hören. Meine Wunde blutete noch zu heftig, ich konnte nicht helfen und wollte daher nichts hören.

Ob Dolores nach Mejico gekommen war? Ich hatte nicht die Kraft, danach zu fragen und noch weniger sie

zu sehen, als das Eigenthum eines Anderen, und da sie mir auf meinen Brief nicht geantwortet, so wußte ich auch, daß es so ihr Wunsch sei.

Die Beerdigung hatte pomphaft stattgefunden, das war Alles wie ein dumpfes Geräusch an mir vorübergegangen. José del Castillo war beigesetzt in der Familiengruft, an der Seite seiner Gemahlin. Der Tod soll ja versöhnen und die Steine sind geduldig, welche die todten Hüllen bergen.

Ich weiß mir keine Rechenschaft mehr von diesen Tagen zu geben, es gibt ja nur ein gewisses Maaß von Elend für Menschenkraft, was darüber hinausgeht, macht stumpf. Aber das weiß ich, daß alles Leben und mit ihm der Schmerz und das Elend in seiner ganzen fürchterlichen Gewalt erwachte, als ich eines Abends, nicht lange nachher, folgende Zeilen von Dolores erhielt:

„Don Lotario, die Stunde ist gekommen, da ich Ihrer Hülfe bedarf. Meine Ehre erlaubt es nicht, daß ich länger an der Seite des Mannes lebe, dessen Namen ich zu tragen gezwungen bin. O es ist Entsetzliches, was über mich hereingebrochen und den Entschluß zur Reise gebracht, bei dessen Ausführung ich Sie mir zu helfen bitte. Ich habe mich entschlossen, noch mit dem nächsten Dampfer, der von Vera Cruz abgeht, nach Europa zu reisen, in Paris das Konservatorium zu besuchen und mein musikalisches Talent derart zu verwerthen, daß ich in Zukunft von meiner Arbeit leben kann und keines Menschen Hülfe bedarf. Ich nehme nichts mit mir, als meine Brillanten, deren Erlös genug abwirft, um einige Jahre davon leben zu können.

Ich erwarte Sie morgen mit Anbruch der Nacht am Thore von St. Pablo. Sorgen Sie für einen bequemen

Reisewagen, der uns unangefochten nach Vera Cruz bringt und mit dem Sie wieder zurückreisen können.

Vorläufig Dank, Lotario, ewigen Dank, denn ich habe außer Ihnen keinen Menschen auf der Welt!“

Ich hielt Abends zur bestimmten Stunde am Thore von St. Pablo. Wie lange ich gewartet, ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß eine dunkle, dicht verschleierte Gestalt sich an meine Seite setzte und eine eiskalte Hand in die meine legte.

Und dann rollte der Wagen davon, in die weiche, stille, sternenhelle Tropennacht!

Ein sündhaftes Gefühl von namenloser, unaussprechlicher Seligkeit durchrieselte plötzlich meine Glieder, da saß sie, neben mir, mein, ganz allein durch die Allgewalt der Liebe. Wer hinderte es, daß ich sie an meine Brust riß, meine glühenden Lippen auf ihren Mund preßte und sie mit mir nahm in irgend einen Winkel der Welt, einerlei wie es endete?

Zu meiner Ehre sei es gesagt, es war nur ein flüchtiger Moment. Dolores warf den Schleier zurück und ich sah wieder in ihr bleiches, erschöpftes, heiliges Angesicht.

Ich setzte mich ihr gegenüber, hob ihre Füße auf den Sitz und hüllte sie, wie mein theuerstes Kleinod, in meinen Mantel.

Sie hatte die Augen in tödtlicher Erschöpfung geschlossen und ich konnte ungestört die meinen an ihren Zügen sättigen, die mir in jeder Gestaltung theuer waren.

Die Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken und um den einst so frischen, lachenden Mund lagen Linien von beredtem Schmerz.

Sie mußte wohl schon lange geschlafen haben, denn als ich nach der Uhr sah, war es beinahe Mitternacht und wir dicht vor dem Walde von Perotte. Mir war die Zeit wie im Traume verflogen, zuweilen hatte ich ihre schmale Hand leise mit meinen Lippen berührt und dann wieder in ihr Gesicht geschaut, das wenigstens nie mehr, so hoffte ich fest, den Anblick des verhaßten Mannes erdulden sollte.

Endlich schlug sie langsam die Augen auf und reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen, Don Lotario,“ sagte sie leise, indem sich ihre Augen wie in alter Zeit weich und warm in die meinen senkten.

Es waren die ersten Worte, die gesprochen wurden, der erste Klang ihrer theuren Stimme, nach so langer, bitterer Zeit.

Ich antwortete nicht, ich durfte ja nicht verrathen, was ich fühlte und an ihrem Jammer wollte ich nicht rütteln. Wir hatten ja noch einige Tage zusammen zu verleben, es blieb uns Zeit zu Erörterungen, wenn wir Beide ruhiger geworden waren.

„Wie ist es Ihnen die Zeit ergangen,“ fuhr sie fort, nachdem sie den Kopf in die Höhe gerichtet und hinaus in die stille Nacht geschaut, wie um sich zu versichern, daß uns Niemand folge.

„Wie es mir ergangen?“

Ich glaube, sie bemerkte die Pein, welche sich auf meinem Gesichte wiederspiegeln mußte.

„Haben Sie gute Nachrichten von den Ihren?“

Ich richtete mich im Wagen in die Höhe.

„Was war das für ein fernes Geräusch?"

„Das Geschrei der Schakale," sagte Dolores mit bebender Stimme.

Jetzt hörten wir deutlich den nahen Galopp zweier Pferde. Von einer plötzlichen Angst getrieben, riß ich die Pistole von meiner Brust.

„Elender Verräther, Weiberschänder, Hallunke," kreischte mir eine wüthende Stimme entgegen, und jetzt erkannte ich dicht am Wagenschlag das verzerrte Gesicht von Gonzalo Peredes.

Unsere Schüsse fielen fast zu gleicher Zeit.

Ein undeutlicher Fluch, ein dumpfer Fall und dann war es todtenstill.

An meiner Brust hielt ich Dolores. Sie hatte sich, ohne daß ich es bemerkt, zwischen mich und Peredes geworfen und den Schuß aufgefangen, der für mich bestimmt war. — —

„Lothar, ich sterbe — seliger, als ich gelebt — ich — habe — Dich geliebt —"

Ich hielt sie in verzweifeltem Wahnsinn an meinem Herzen, Alles, Alles, was ich je für sie gefühlt, ich glaube, ich stöhnte es in diesen Augenblicken in ihr Ohr, denn noch einmal schlug sie ihre Augen auf, diese theuren, unschuldvollen Augen und sah mich an mit einem Himmel voller Liebe. Meine Lippen senkten sich auf ihren erkaltenden Mund.

„Auf ewig, Dolores —"

„Auf — ewig — —"

Die Sonne erhob sich glänzend, als gäbe es kein Menschenleid, über den dunklen Wald von Perotte. Ihr erster Strahl fiel schräg auf das bleiche, geliebte An=

gesicht, welches ich, als ob es noch Schmerzen fühlen könnte, sanft in die Kissen des Wagens gebettet.

Ich öffnete den Schlag und trat hinaus in den kalten Morgen. Der Wagen stand noch beinahe auf demselben Platz, wie am Abend vorher. Ich hatte es nicht bemerkt.

Der Kutscher lag todt einige Schritte weiter im Gebüsch.

Ich setzte mich unter einen großen Baum auf einen Stein und versuchte diese fürchterliche Nacht zu durchdenken. Einige Holzspalter, die den Weg herunter von Perotte kamen, blieben vor dem Leichnam des Kutschers stehen und sprachen, indem sie ihn hin und her drehten, ihre Vermuthungen aus.

Sie erinnerten mich daran, daß ich noch nicht gestorben sei und Pflichten habe, namentlich gegen die theure Hülle, die da — jetzt mein unantastbares Eigenthum — im Wagen schlief.

Ich glaube, meine Seele war gelähmt, denn ich weiß nicht mehr, was ich begann und wie ich das Alles vollbrachte. Ich weiß nur, daß ich gegen Abend mit meiner theuren Todten, die man in Perotte in einen einfachen Sarg gebettet, wieder in Mejico ankam.

Ich weiß, daß man sie zwei Tage später in die Gruft ihrer Väter gesenkt, die letzte der Castillo, die Alle eines gewaltsamen Todes gestorben waren, und daß ich von den Armen Schleidens gestützt, am Sarkophag zusammen brach.

Was dann weiter geschah, das weiß ich nicht mehr. Ich muß lange krank gewesen sein, denn ich genas langsam.

Das Haus in der Calle Colisseo war an einen anderen Besitzer übergegangen. Gonzalo Peredes lag von

meiner Kugel gelähmt in einer Hacienda bei Perotte. Ich selbst konnte in Mejico nicht mehr genesen, das fühlte ich. Der blaue Himmel paßte nicht zu der dunklen Stimmung meiner Seele. Das Heimweh nach Dolores verzehrte mich und da nur noch Wochen an der bestimmten Frist fehlten, so hielt mich nichts mehr zurück.

Briefe hatte ich seit meiner Reise nach Oajaca nicht geschrieben. Das hatte wohl Schleiden besorgt, die treue Seele, denn meine gute Mutter war, wie ich später erfuhr, von Allem unterrichtet.

Es war an einem dämmernden Morgen, als ich die Küste von Deutschland vor mir sah. Ein gelblich-graues Licht lagerte träge über der Elbe und bot mir einen schwermüthigen Gruß. Ich schaute nach meinem Vater aus. Er war nicht da. Einige Tage früher hatte auch ihn ein jäher Tod hinweggerafft.

Jahre, viele Jahre sind seitdem vorübergegangen. Ich stehe täglich, wenn auch nur auf wenige Stunden, an demselben Pult, an welchem einst mein geliebter Vater gestanden und sorgenvoll auf seinen Sohn geschaut. Ich weiß jetzt, daß in jeder Arbeit Segen liegt, und daß ich ihm das nicht mehr sagen konnte, das hat mir oft bitterlich weh gethan. Aber um mir selbst gerecht zu werden, vertrete ich, so wie er es einst gewünscht, die Firma des Hauses Robertsen & Cie. Wenn nicht mit dem Stolze und der Freudigkeit, wie er selbst es gethan, nun so liegt nicht Alles in unserem Wollen, wir waren verschieden angelegt und müssen verschieden verbraucht werden.

Auch darüber hat sich meine gute Mutter getröstet, daß kein Enkel ihr Alter versüßen wird, sie hat mich ja allzeit verstanden und weiß, daß es so recht ist und nicht anders sein kann.

Einmal allwöchentlich gehen wir in ein kleines, hübsches Haus in der Vorstadt. Da empfängt uns, neben einer alten Frau, ein stilles, liebes Mädchen und bereitet geräuschlos den Thee.

Es ist Anna Cramer.

Ob sie nicht geheirathet hat, weil ich ihr im Wege gestanden? Ich weiß es nicht, wir haben nie darüber gesprochen.

Sie kommt selten in mein Zimmer, wenn sie bei meiner Mutter ist, aber doch zuweilen bittet sie mich darum und dann geschieht es, um sich in den Anblick des wunderbar schönen Bildes zu vertiefen, welches da in einfachem Rahmen über meinem Schreibtische hängt — Dolores!

Keller-Jordan, Henriette,

Mexikanische Novellen Von H. Keller-Jordan. (Inhalt: Geopfert. - Ein Cavallero. - Dolores)

Tübingen 1883